

Titel:

Zeitgeist und Drogen – warum der Cannabiskonsum unter Jugendlichen seit Jahren ansteigt und was das mit der postkapitalistischen Moderne zu tun hat

Wie beeinflussen Effekte des postmodernen Kapitalismus die Funktionen und gesellschaftlichen Entwicklungen von Cannabiskonsum im Jugendalter?

Masterarbeit

im Studiengang Soziologie

an der Fakultät Sozial- und Wirtschaftswissenschaften

der Otto-Friedrich-Universität Bamberg

Verfasserin: Olivia Lea Mantwill

Gutachterin: Dr. Miriam Schmaus

Bamberg, 2022

Dieses Werk ist als freie Onlineversion über das Forschungsinformationssystem (FIS; <https://fis.uni-bamberg.de>) der Universität Bamberg erreichbar. Das Werk steht unter der CC-Lizenz CC-BY.



Lizenzvertrag: Creative Commons Namensnennung 4.0
<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0>.

URN: urn:nbn:de:bvb:473-irb-549187
DOI: <https://doi.org/10.20378/irb-54918>

Inhalt

1 Einleitung	1
2 Theorien und Begriffe	8
2.1 Zugrundeliegende Theorien.....	8
2.2 Jugend – „Drogen“ – Konsum.....	11
3 Hintergrund: Cannabis, dessen Umstände und Funktionen	23
3.1 Cannabis-Grundlagen	23
3.2 Set und Setting.....	37
3.3 Funktionen	42
4 Postmoderner Kapitalismus und Anomie als Ausgangspunkt auf der Makroebene	48
4.1 Merkmale der Postmoderne.....	48
4.2 Ökonomischer und sozialer Abstieg.....	55
4.3 Auswirkungen auf das gesellschaftliche Erleben	68
5 Mikroebene der Jugend: Möglichkeiten und Restriktionen	90
5.1 Set – Folgen der Anomie	91
5.2 Setting und Drug – Folgen der Globalisierung.....	99
6 Mikroebene der Jugend: Rationale Auswahl und Nutzenmaximierung.....	102
6.1 Set und Drug – verstärkte Funktionen	102
6.2 Setting und Drug – jugendlicher Umgang	110
7 Gesellschaftliche Folgen durch Aggregation	117
8 Fazit.....	123

Vorwort: Öffentliche Soziologie und Problemstellungen des Themas

Folgende Worte nach dem Soziologen Heinz Bude (2008), die er selbst in einem seiner Bücher als Vorwort verwendete, fand ich ungemein passend als Vorbereitung auf diese thematisch doch außergewöhnliche, literaturbasierte Masterarbeit. Er nennt seine praktizierte Forschung „öffentliche Soziologie“. Diesen Begriff möchte ich gerne übernehmen. Ich hoffe, damit dem Leser einen kleinen ersten Eindruck meiner Intentionen zu verschaffen und ihn so auf das Thema neugierig machen zu können:

„Es geht darum, aus persönlichen Problemen öffentliche Fragen zu machen. Die öffentliche Soziologie unterscheidet sich damit einerseits von einem bestimmten Genre sozialwissenschaftlich informierter Sachbücher, die sich auf den mitfühlenden Rapport persönlicher Problemlagen beschränken, weil ihnen der Begriff für die darin liegenden öffentlichen Fragen fehlt. Sie will sich andererseits aber auch nicht mit der prinzipiellen Erörterung öffentlicher Fragen über den Zustand unseres Zusammenlebens zufriedengeben, die keinen Sinn dafür haben, dass die Dinge, die alle angehen, immer einen Sitz im Leben haben. Die öffentliche Soziologie lässt die schlechte Alternative von Begriffsblindheit und Erfahrungsleere im Blick auf unsere Gesellschaft hinter sich. Sie nimmt das Einzelne auf, um das Allgemeine zu treffen. Dabei hält die öffentliche Soziologie Distanz zu den sozialwissenschaftlichen Forschungen im Dienste eines politischen Auftrags. Es sind nämlich heute weniger die kommerziellen, sondern mehr die institutionellen Auftraggeber, die die Unvoreingenommenheit des soziologischen Blicks trüben. Die öffentliche Soziologie sucht nicht nach Vorschlägen, wie man es besser machen kann, sondern stellt nüchtern dar, was Sache ist. Sie will die Öffentlichkeit in erster Linie über die gesellschaftlichen Verhältnisse aufklären, in denen wir leben, und nicht Rechtfertigungen für politische Akteure liefern, die sich in bester Absicht eine bestimmte Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse auf die Fahnen geschrieben haben. Denn die Soziologie beweist ihre Stärke immer noch an der Unbekanntheit des sozialen Objekts. Sie erregt Aufmerksamkeit, wenn sie zeigen kann, dass die Dinge anders laufen, als man erwarten würde, und wie es geht, dass es so kommt, wie niemand es will. Nur dann begreift man wirklich, dass das Ganze auch anders sein kann.“ (Bude, 2008, pp. 7–8)

In der öffentlichen Soziologie geht es also nicht um reine Theorie, sondern um reale, nicht selten gesellschaftspolitische Problemstellungen. Ich verknüpfe hier gängige soziologische Theorien mit dem häufig emotional aufgeladenen, wissenschaftlich selten behandelten Alltags-thema Cannabis und einer rahmenden Gesellschaftsanalyse. Dies ist eine besondere Form der

öffentlichen Soziologie. Warum diese Form der Soziologie vor allem unter dem Gesichtspunkt des vorliegenden Themas die am besten geeignete Vorgehensweise ist, lässt sich anhand eines aktuell viel zitierten soziologischen Werkes nachvollziehen: „Die spätmoderne Gesellschaft der Singularitäten ist eine Herausforderung – soziologisch und politisch. Indem sie die gesellschaftliche Relation zwischen dem Allgemeinen und dem Besonderen radikal neujustiert, erschüttert sie Grundstrukturen und Gewissheiten dessen, was bisher die Moderne ausgemacht hat. Dies muss die Soziologie provozieren, die als eine wissenschaftliche Disziplin der industriellen Moderne entstand und lange in diesem Rahmen ihre Grundbegriffe gefunden hat.“ (Reckwitz, 2018, p. 429) Im Rahmen dieser Art der Erarbeitung sind daher, vor der Erläuterung der Hintergründe dieses Zitats im Rahmen der Arbeit, ein paar wichtige Punkte vorab anzumerken.

Der erste Punkt bezieht sich auf die von mir verwendeten Quellen. Bei einer zeitgenössischen Gesellschaftsanalyse gestaltet es sich immer schwierig, eine absolut wissenschaftliche Perspektive einzunehmen und nach ihr zu arbeiten – gerade bei so sensiblen Themen wie Ökonomie und Schichten sowie Substanzkonsum. Entsprechend der Aktualität des Themas werden daher hier auch Quellennachweise verwendet, die nicht der „typischen“ soziologischen Arbeitsweise entsprechen in dem Sinne, dass hier (gut recherchierte) Zeitungsberichte und populärwissenschaftliche Literatur verwendet wird – bei der jedoch zu jedem Zeitpunkt darauf geachtet wurde, politisch und persönlich gefärbte Schlussfolgerungen und einseitig recherchierte Studien auszuschließen.

Daher ist die Verwendung auch politisch angehauchter Literatur – neben den rein wissenschaftlichen Quellen – quasi unvermeidbar. Die Frage vor allem nach der gesellschaftlichen Lage in Deutschland ist nicht nur eine wirtschaftliche, sondern auch eine politische (und soziale, wie sich darauf aufbauend noch zeigen wird). Auf diese Weise erhoffe ich mir eine noch weitreichendere Analyse zu ermöglichen, als es mit rein wirtschaftswissenschaftlichen Primärquellen möglich gewesen wäre. Aus diesem Grund, und natürlich aus der Annahme heraus, dass die hier zitierten Autoren und ihre Werke dennoch wissenschaftlich haltbar sind, werden hier unter anderem Autoren zur Sprache kommen, die zwei politisch völlig gegensätzlichen Parteien angehören, und zwar der Linken (Sahra Wagenknecht) und im späteren Verlauf der Arbeit, beginnend ab Kapitel 4, der CDU (Diana Kinnert). Damit sollte relativ klar sein, dass hiermit keine politische Richtung verfolgt werden soll und das vorliegende Thema inzwischen in den unterschiedlichsten Interessenvertretungen und politischen Strömungen Beachtung findet. Letztlich geht es um Wagenknechts ökonomische und Kinnerts soziale Analyse, nicht um deren Folgerungen und Vorschläge daraus. Diese beiden populärwissenschaftlichen Bücher habe ich

zudem aus dem Grund herangezogen, dass sie Zusammenfassungen der aktuellsten jeweils themenspezifischen Studien bieten, die einzeln niemals so aussagekräftig wären und in wissenschaftlichen (Meta-)Studien in diesem Umfang auch noch nicht zusammengefasst wurden. Fachlich sind beide Autorinnen jedenfalls Experten auf ihrem Gebiet, weswegen ihre Aussagen auf wissenschaftlicher Ebene in den hier zitierten Fällen verlässlich sind. Zudem muss erwähnt werden, dass Kinnert ihr Buch eher subjektiv und stimmungsgeladen geschrieben hat, ohne direkten Fokus auf der Wissenschaft, während Wagenknecht zwar auch ihre politische Gesinnung hat erkennen lassen, jedoch auf sachlicherer Ebene geblieben ist. Hier habe ich mich bemüht, lediglich die wissenschaftlich haltbaren Verweise aus beiden Büchern zu verwenden. So sind sie zwar keine Fachliteratur in dem Sinne, stützen sich jedoch beide auf die aktuellste Wissenschaft und betten dies zudem in aktuelle gesellschaftliche Kontexte ein. Der „lebensweltliche Einschlag“, der hier die öffentliche Soziologie kenntlich macht, ist also keiner politisch gearteten Natur.

Die zweite Anmerkung bezieht sich auf die Wertung der vorliegenden, in der Öffentlichkeit häufig emotional aufgeladenen Sachverhalte: Absolut neutrale Wissenschaft ist, unabhängig vom Willen der Forschenden, schlichtweg nicht möglich. Was ich daher für sehr wichtig halte, ist offen zu kommunizieren, in welche Richtung die Art meiner Wertung gehen wird. Beim vorliegenden Thema betrifft dies vor allem zwei Aspekte: Erstens, den Umgang mit psychotropen Substanzen, und zweitens, den Begriff der Postmoderne bzw. des Postkapitalismus.

1. Zu Ersterem sei gesagt, dass in der bisherigen Drogen- und Suchtforschung der Fokus eben immer genau darauf lag – auf „Drogen“ und „Sucht“.¹ Schneider (2012) schreibt zur Nutzenmaximierung von Substanzkonsum in seiner „Suchtfibel“: „Der moderne Mensch hat seine Umwelt von den natürlichen Bedingungen weit entfernt.“ Durch dauernden Hochkonsum werden Überlebenschancen gemindert, deswegen wurden Drogen immer „von menschlichen Gesellschaften entweder geächtet oder gezähmt.“ (Schneider, 2012, p. 118) Dies beschreibt sehr gut den heutigen Umgang mit psychotropen Substanzen – beziehungsweise den Versuch des Umgangs, die gewollte Zählung. Dabei wurde entweder die längste Zeit „gegen“ die Konsumenten oder die Droge geforscht oder, seit Neuestem im Trend, auf Neutralität gepocht und zugleich tendenziös geforscht. (vgl. bspw. Heino Stöver, alle Werke) Bei der vorliegenden Arbeit wurde ver-

¹ Was genau es mit diesen Begriffen auf sich hat und warum ich sie hier bereits in Anführungszeichen setze, wird im Laufe der Arbeit noch erklärt werden.

sucht, in keine dieser Schienen hineinzurutschen und stattdessen den Fokus auf die zugrundeliegende Sozialstruktur zu richten. Konsum wird hier also nicht als Problem betrachtet, sondern als Forschungsgegenstand ohne wertende Zuschreibung, das heißt, der Konsument wird nicht als Problemstellung angesehen, über die geredet und mit der umgegangen oder die sogar verändert werden soll, sondern er wird zum mündigen Subjekt, dessen Lebensumstände und Beweggründe zum Konsum betrachtet, analysiert und wertungsfrei wiedergegeben werden. (Peele & Grant, 2013)

Dieses Vorgehen sei anhand des bisherigen Status Quo kurz begründet: Es wird immer noch häufig zwischen legalen und illegalen Substanzen in ihren Beschaffenheiten und Folgen unterschieden – weitere mögliche Abstufungen und Unterscheidungen sind noch nicht so populär. Zucker wird beispielsweise als, wenn wir kurz bei diesem Begriff bleiben, hartes „Suchtmittel“ scheinbar völlig vernachlässigt (trotz Mitwirkung bei zahlreichen Krankheiten wie Adipositas, ADHS, Diabetes und vielen mehr (Mosetter, Probst, Simon, & Cavelius, 2013, 55 ff.)), Hinweisen, dass er an denselben Hirnregionen andockt wie Opiate und Cannabinoide (Mosetter et al., 2013, 10;19; 46) und als potenziell abhängigkeitsfördernde Substanz (Mosetter et al., 2013, p. 40)), während andere „Drogen“ (und ihre Konsumformen – beispielsweise Rauchen, Trinken, Arbeiten, Sex im Vergleich zu „ziehen“, spritzen etc., was schlichtweg nicht so etabliert ist) im Allgemeinen noch immer geradezu verteufelt werden – und zugleich in manchen, kleinen gesellschaftlichen Gruppen oder Umgebungen als normal angesehen werden können. Selbst unter der Annahme, dass diese Grenzziehung ein verlässlicher Indikator sein könnte, zeigt eine Studie des United Office on Drug Control, dass lediglich 0,6 Prozent aller „Drogenkonsumenten“ weltweit dieses frei definierte Drogenproblem haben, wohingegen die Mehrheit konsumiert, ohne süchtig zu werden. (Commission on narcotic drugs, 2008, pp. 3–4)

Auf der anderen Seite werden immer weitere potenziell „suchtfördernde Stoffe“ gefunden, bis hin zu Verhaltensweisen, die den Eindruck erwecken, dass überall diese „Krankheit“ lauert. (Herwig-Lempp, 1994) Dies führt dazu, dass zwar tatsächlich bedenkliche Verhaltens- und Konsummuster neu entdeckt und beobachtet werden, zugleich jedoch der Konsum an sich auch immer weiter dramatisiert und pathologisiert wird. Demnach könnte alles zur „Droge“ werden, was auf künstliche Weise angenehme Gefühle erzeugen kann. (Brunner, 2004) Diese einseitige, beschränkte Sicht auf die Problem- bzw. eben Nicht-Problemstellung des Substanzgebrauchs definiert ihn

schwerpunktmäßig als abweichendes Verhalten (Friedrichs, 2002, pp. 115–117) und stuft jegliche Form des Konsums als Stufen einer Leiter ein, die allein vom Gebrauch in die Sucht führt. (Reinhardt & Rudolph, 1979)

Aus diesen beiden extremen Positionen ergeben sich zwei Phantom-Problemstellungen: Erstens die Verdrängung und Ignoranz des allgegenwärtigen Substanzkonsums und Rauscherlebens sowohl legaler als auch illegaler Substanzen und seiner durchaus auftretenden Problemstellungen, und dahingegen zweitens eine Überdramatisierung des Substanzkonsums und zunehmend auch auffälliger bzw. von der Norm abweichender Verhaltens- und Konsummuster durch die Annahme einer zwangsläufigen „Suchtkarriere“. Beides ist für niemanden gewinnbringend oder zielführend. Mit diesem Vorgehen werden jedoch aus der Beobachtung existierende Probleme der Betroffenen über die Forschung in die tatsächliche Lebenswelt transportiert, ja teilweise sogar soziale Probleme konstruiert, eben indem beispielsweise Konsum zu problematischem Verhalten erklärt wird oder der Begriff „Sucht“ zur Ziehung einer imaginären, scheinbar unverrückbaren Grenze zwischen dem Status Quo und abweichendem, unerwünschtem Verhalten dient. (vgl. hierzu Schmidt-Semisch, 2010) Eine festgefahrene Forschung in dafür scheinbar in Stein gemeißelten Disziplinen zur „Behandlung des Suchtproblems“, eine darauf fixierte „Drogenpolitik“ und die damit einhergehende weit verbreitete, einheitlich anmutende Meinung der Bevölkerung und Fokussierung auf ganz bestimmte Problemstellungen bezüglich des Substanzkonsums haben Politik, Forschung und Gesellschaft auf diesem Gebiet jahrelang stillstehen lassen. Weitere unintendierte Folgen dieser festgefahrenen Linie, die sich nur langsam zu lösen beginnt, sind eine einseitige Forschung, die sich selbst getrennt nach Fachgebieten noch nur mit einer „Problemstellung“ beschäftigt, die sie sich selber schafft, sowie letztlich teilweise auch darauf basierend eine radikal fehlgeleitete Drogenpolitik, die sich ebenfalls über Jahrzehnte verfestigt hat und mehr Schaden als Nutzen bringt (Kaiser, 1996). Die Bevölkerung schließlich wird in diesem Zusammenhang mit Freund- und Feindbildern konfrontiert, über vermeintliche Gefahren aufgeklärt und mit den gesellschaftlich wie politisch akzeptierten Konsummitteln in eine bestimmte Richtung sozialisiert, die von einer differenzierten, interdisziplinären und umfassenden Forschung nur schwerlich und über einen langwierigen Weg wieder aufzulösen versucht werden kann. Durch die oben genannte von mir angewandte Herangehensweise soll dieser Schritt gegangen werden.

2. Zum Begriff des postmodernen Kapitalismus sei schließlich Folgendes angemerkt: Das Gesamtbild der Arbeit mag vermitteln, dass dieser vor allem negativ behaftet ist. Das mag stimmen – absolut wertneutrale Wissenschaft ist schließlich nicht möglich – jedoch lässt sich dies durch die Gesamtheit des Themas, so hoffe ich, gut begründen: An dieser Stelle halte ich es für immens wichtig zu betonen, dass der (postmoderne) Kapitalismus eben *nicht* nur „Schlechtes“ hervorgebracht hat und es den westlichen Gesellschaften *nicht* zwingend grundlegend schlechter geht als zu vergangenen Zeiten. Auch geht es mir explizit *nicht* darum zu betonen, dass die Gegenwart eine schwierigere Zeit zu leben ist als andere Zeiten, dass die Probleme größer oder umfassender geworden sind oder es überhaupt insgesamt bergab geht. Ebenso sind die Auswirkungen der Postmoderne, beispielsweise die Individualisierung, *nicht* ausschließlich mit negativen Folgen behaftet. Der Grund, warum ich mich dennoch so auf negative Aspekte der Gegenwart konzentriere, ist die Art der Fragestellung:

Rausch, vor allem in der Quantität zunehmender Rausch, lässt sich kaum dadurch erklären, dass es den Konsumenten überragend gutginge und sie die Gegenwart in all ihren Facetten bei vollem Bewusstsein genießen wollten.²

Oder anders ausgedrückt: Eine Änderung der Lebensumstände bewirkt auch eine Änderung von Konsummustern und im vorliegenden Falle wird aus dann ausgeführten guten Gründen eine Verbindung zwischen ebendiesen beiden Mustern angenommen. Wie gezeigt werden wird, entsteht in der Gegenwart ein gesellschaftliches Empfinden von Anomie, das in seiner Beschaffenheit vor allem negativ empfunden wird. Dieses negative Empfinden beschreibe ich auf wissenschaftlich neutrale Weise. Die daraus wiederum folgenden Reaktionen sind zudem nicht mehr zwingend negativ; sie werden hier ebenfalls lediglich beschrieben und kontextual eingebettet. Ihr Ergebnis ist schließlich, ohne zu viel vorgreifen zu wollen, der zunehmende Cannabiskonsum unter Jugendlichen. Durch die beschriebene Ausgangslage auf der Makroebene zeichnet sich dennoch zu Anfang unvermeidbar ein recht negativ anmutendes Abbild der Gegenwart. Aus diesem Grund bitte ich den Leser zu jedem Zeitpunkt des Lesens diese Umstände zu berücksichtigen und die anfängliche Argumentation in ihrer scheinbaren Negativität als Erforschung der vor allem negativen Aspekte einer Gegenwart sehen, die die einzig

² Im Laufe der Arbeit werden immer wieder solche Hervorhebungen vorkommen. Damit möchte ich auf mir besonders wichtige Aspekte, seien es gekennzeichnete Zitate oder eigene Formulierungen, aufmerksam machen.

logische Erklärung für einen ansteigenden Substanzkonsum liefern können. Ich behaupte *nicht*, dass die Sozialstruktur in sich nur schlecht wäre. Ich betrachte sie, stelle Defizite fest und ziehe daraus Schlüsse auf die Gründe für das Konsumverhalten der (Teile der) Gesellschaft, denn wie jede Gesellschaftsform birgt auch die Postmoderne sowohl Potenziale als auch Risiken in sich. Dass einige negativ anmutende Aspekte genannt werden, hat damit zu tun, dass diese als hauptsächliche Auslöser (in Form von Anomie) für das genannte Verhalten auf der Mikroebene auszumachen sind. Außerdem wird gezeigt, dass sich zwar für Minderheiten die Chancengleichheit erhöht, die große Mehrheit der Gesellschaft jedoch geschlossen zunehmend einen schlechteren Lebensstandard genießt als vorangegangene Generationen - trotz des nach außen hin kommunizierten Wohlstands des Staates (nicht der Gesellschaft!).

Auch wissenschaftliche Betrachtungen von „Zeitgeist“, Politik und Sprache weisen oft polarisierende Tendenzen auf; in dieser vorliegenden Arbeit bemühe ich mich jedoch, diese Problematik weitmöglichst zu umgehen.

Ein letzter Begriff im Gesamtkontext sei zudem noch angeschnitten, und zwar „normal“: Ausweichende Verhaltensweisen, zu denen auch häufig „Drogenkonsum“ gezählt wird, sind in der Gesellschaft nicht außergewöhnlich, „sondern eher ein Normalzustand in dem Sinne, dass sich jeweils Mehrheiten so verhalten.“ (Harten, 1991, p. 9) Das Ausweichen hat Ziel und Funktion – für das Individuum und die Gesellschaft: langfristig, um die Augen vor bestehenden Problemen zu verschließen; kurzfristig, „um Ruhe für die Suche nach neuen Wegen zu haben, auf denen ich das Problem lösen könnte.“ (Harten, 1991, pp. 26–27) Abweichendes Verhalten wird also immer von außen bestimmt, die Ansicht des Betroffenen spielt keine Rolle. Normal“ kann gesundheitstechnisch oder gesellschaftlich gesehen werden – manche Verhaltensweisen sind schädlich, aber normal in der Gesellschaft, andere sind unschädlich, aber unnormale. (Harten, 1991, pp. 27–28) Wenn ich hier also den Begriff der Normalität verwende, tue ich dies im Kontext der gesellschaftlichen Zuschreibung, verwende ihn aber zugleich explizit *nicht* wertend. Dadurch möchte ich einen wissenschaftlichen Blick auf die Zustände und Prozesse der Gesellschaft ermöglichen, deren ansonsten wertende Sicht auf Normalität dadurch erkenntlicher werden kann. Denn: „Es gibt keinen Grund zu der Annahme, dass nur jene Menschen, die schließlich eine abweichende Handlung begehen, tatsächlich den Impuls verspüren. Es ist viel wahrscheinlicher, dass die meisten Menschen häufig abweichende Impulse verspüren. Zumindest in der Phantasie sind die Menschen viel abweichender als sie scheinen. Anstatt zu fragen, warum Menschen mit abweichendem Verhalten Dinge tun, die missbilligt werden, sollten wir besser

fragen, warum konventionelle Menschen ihren abweichenden Impulsen nicht nachgeben.“ (Becker 1973 in Strieder, 2001, p. 102)

Nach diesen Vorankündigungen hoffe ich, ein möglichst vollständiges und unvoreingenommenes Bild der aktuellen Lage zu dieser Thematik präsentieren zu können.

Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird in der gesamten Arbeit die männliche als geschlechtsneutrale Verallgemeinerungsform verwendet.

1 Einleitung

Relevanz

Was macht „Drogen“ generell so interessant? Sie sind allgegenwärtig und mit nahezu allen Bereichen des Lebens verknüpft, bekommen zugleich aber oftmals nur eine – negative – Form der Aufmerksamkeit. Veranschaulichen wir die Relevanz und Allgegenwärtigkeit des Themas zunächst mit einem treffenden Zitat:

„Es sei an dieser Stelle aber daran erinnert, dass Drogen u.a. chemische, neurobiologische, medizinische, psychologische, ethische, soziologische, kulturelle, aber auch juristische, wirtschaftliche und politische Fragestellungen aufwerfen. Sie betreffen Individuen und Gruppen wie auch Stadtviertel, Städte, Regionen, Länder und stehen sogar darüber hinaus in einem internationalen Kontext. Schließlich werden durch das Drogenproblem auch grundsätzliche Fragen gestellt, die die Beziehung zwischen dem reichen Norden und dem armen Süden, die Struktur des Welthandels, internationale Finanzströme und vieles andere mehr betreffen.“
(Cattacin, Lucas, & Vetter, 1996, p. 15)

Der Konsum psychotroper Substanzen (umgangssprachlich „Drogen“, diese Begriffe werden in Kapitel 2.2 erläutert) ist ein in der Gesellschaft allgegenwärtiges Thema. Je nach Legalitätsstatus wird es, wie bei Alkohol und Nikotin, toleriert, akzeptiert und teilweise gar zelebriert, während es bei illegalen Substanzen eher verdrängt wird. Auch in der Forschung, gerade in der soziologischen, wird es zudem erst dann aufgegriffen, wenn es als „problematisch“ angesehen wird, wie auch obiges Zitat das Thema als „Drogenproblem“ bezeichnet und Konsum als abweichendes Verhalten klassifiziert – dies ist die gängige Drogen- und Suchtforschung (Dollinger & Schmidt-Semisch, 2007). Psychotrope Substanzen sind jedoch erstens allgegenwärtig und zweitens normal. Substanzkonsum erfüllt für den Verbraucher immer eine oder mehrere klare Funktionen, er ist als eine Möglichkeit zur Veränderung des Wohlbefindens zu betrachten, also als „eine zielgerichtete ‚sinnvolle‘ Handlung“. (Schneider, 2012, p. 25) Dies lässt sich besonders am Jugendalter gut aufzeigen, da dort der Substanzkonsum in mehreren Formen, mit unterschiedlichsten Mitteln und in diversen Verläufen am weitesten verbreitet ist, am intensivsten praktiziert wird (was sich durch die Beschaffenheit dieser Lebensphase begründet, s. insb. Kap. 2.2 und Kap. 7) und demzufolge bisher am besten untersucht ist. Besonders Cannabis hat

dort in den letzten Jahren massiv an Bedeutung gewonnen, was diese Kombination zu einem geeigneten Forschungsgegenstand macht, wie hier gezeigt werden wird.

Cannabis gewinnt, sowohl in der Medienlandschaft als auch in der Politik, zunehmend an Bedeutung und wird, trotz andauernden Verbotes, hitzig diskutiert. (Presseportal, 2021) Immerhin gibt mehr als die Hälfte der jugendlichen Befragten zwischen 15 und 24 Jahren in einer Studie an, Cannabis problemlos innerhalb von 24 Stunden besorgen zu können. (Ciszewski, 2022) In immer mehr Ländern weltweit, auch in der EU, wurde es in den letzten Jahren entkriminalisiert, teillegalisiert oder legalisiert, wie beispielsweise in den Niederlanden, Portugal und Kanada, und der Trend setzt sich fort. (World Population Review, 2021) In Deutschland steigt währenddessen seit Jahren der Konsum an (Nachweise dafür folgen in Kapitel 3), die wirtschaftliche Lobby wird damit zwangsläufig stärker und eine Legalisierung³, nachdem bereits medizinisches Cannabis teillegalisiert wurde, wird seit der Ampel-Koalition 2021 verfolgt (ntv Nachrichten, 2021). Dass Veränderungen des Konsumtrends besonders unter Jugendlichen zu beobachten sind, ist eine gute Möglichkeit, diese als Forschungsgegenstand heranzuziehen, und zudem bekräftigt auch gerade dieser Umstand die Annahme, dass insbesondere durch den steigenden Cannabiskonsum auch in aufeinanderfolgenden Generationen eine Akkumulation des Akzeptanzdenkens stattfindet, was die zunehmende Verbreitung von Cannabis zusätzlich verstärkt. Dadurch wird „die Jugend“ neben Cannabis als Substanz zu einem weiteren wichtigen Pfeiler der hier zugrundeliegenden Fragestellung. Als dritter Pfeiler dieser Arbeit fehlt noch der erklärende Hintergrund zum steigenden Cannabiskonsum (vor allem) unter Jugendlichen, der zugleich die Ausgangsposition dieser Vermutung einnimmt. Dafür wird der postmoderne Kapitalismus verwendet. Denn: Als soziologische Erklärung für einen beobachtbaren Trend, der sich trotz widriger Gesetzeslage seit einigen Jahren fortlaufend verstärkt, müssen und können nur gesellschaftliche Umstände herangezogen werden. Diese hier beschriebenen Gegebenheiten lassen sich unter dem Begriff des postmodernen Kapitalismus (bzw. der postkapitalistischen Moderne)⁴ zusammenfassen und beschreiben in ihrem gesammelten Auftreten die prozessverstärkende Wirkweise der gesellschaftlichen Situation. Dieser auf der gesellschaftlichen Makro- und der individuellen Mikroebene wirkende Bezugsrahmen führt dem (unten bildlich dargestellten) Prozess zufolge zu ebendiesem ansteigenden Konsum. Eine wichtige Rolle spielt dabei

³ Ich schreibe hier bewusst von *einer* statt von *der* Legalisierung, da sie unterschiedlichste Rechtsgrundlagen, Ausprägungen und Formen aufweisen kann und ohnehin noch nichts Konkretes dazu bekannt ist.

⁴ Bereits an dieser Stelle sei vorbereitend angemerkt, dass ich, wie hier, im Folgenden die Begriffe des postmodernen Kapitalismus und der postkapitalistischen Moderne nahezu synonym verwende. Die Hintergründe dazu werden im thematisch dazu schwerpunktmäßigen Kapitel 4 näher erläutert.

die oben bereits angesprochene Funktionsgebundenheit des Substanzkonsums. Diese Zusammenhänge zu belegen, ist die Aufgabe der vorliegenden Arbeit.

Hintergrund

Was hat sich in den letzten Jahren gesellschaftlich verändert und wie gestalten sich die Zusammenhänge und Wechselwirkungen des Cannabiskonsums Jugendlicher? Es wird vermutet, dass der postmoderne Kapitalismus die Umstände und damit die Substanzfunktionen und -Gebrauchsmuster zuerst der Jugendlichen und dann gesamtgesellschaftlich verändert (hat). Diese Annahme basiert auf drei Theorien: Erstens, dem Badewannenmodell nach James Coleman (Coleman, 1986), nach dem eine Ausgangssituation auf der gesellschaftlichen Makroebene über deren Folgen und Auswirkungen auf der Mikroebene der Jugend eine Veränderung wiederum auf der Makroebene verursacht. Zweitens auf Zinbergs „Drug, Set und Setting“-Theorie (Zinberg, 1984) – des Leseflusses wegen hier als DSS-Theorie bezeichnet –, die die konsumierte Substanz als Drug bezeichnet, die Einstellung des Konsumenten als Set und die Umstände als Setting. Ihr zufolge wird die Wirkung einer psychotropen Substanz durch die Einstellung des Konsumenten sowie dessen Umgebung in unterschiedlicher Gewichtung bestimmt. Und drittens auf der Annahme der Entwicklung des postmodernen Kapitalismus der letzten Jahre, mit dem diverse Unsicherheitsfaktoren und damit ein gesellschaftliches Anomieempfinden einhergeht, das besonders die Jugend betrifft – dieses Gefühl ist letztlich auch mit dem Begriff des Zeitgeistes genannt, der im Titel der Griffigkeit halber verwendet wird. Die Anpassung der Funktion der psychotropen Substanz ist damit eine Folge der Änderung der Umgebung – wobei zugleich natürlich immer wechselseitige Prozesse eine Rolle spielen. Was bedeutet das für den Inhalt dieser Arbeit?

Ihr Ziel soll sein, eine differenzierte Betrachtung der Mechanismen, Zusammenhänge und der Entwicklung von Substanzkonsumfunktionen von Cannabis im Jugendalter zu ermöglichen, mit der aus wissenschaftlicher Sicht eine alltagsnahe Diskussion zu diesem sensiblen Thema ermöglicht werden kann. Die komplette Fragestellung lautet demnach:

**Zeitgeist und Drogen – warum der Cannabiskonsum unter
Jugendlichen seit Jahren ansteigt und was das mit der
postkapitalistischen Moderne zu tun hat**

Wie beeinflussen Effekte des postmodernen Kapitalismus die
Funktionen und gesellschaftlichen Entwicklungen von Cannabiskonsum
im Jugendalter?

Zwar finden die thematisierten Gegebenheiten und Prozesse in zahlreichen Ländern wie beschrieben statt, jedoch werden sie zur Eingrenzung und punktgenaueren Beobachtungsmöglichkeit ausschließlich am Beispiel Deutschlands aufgezeigt. Der Fokus liegt hierbei weniger auf der Frage, *warum* jemand konsumiert (mit Schwerpunkt auf Vorgeschichte, Psyche etc.), als eher darauf, *welche Funktion* der Konsum unter den gesamtgesellschaftlich gegebenen Umständen in der Phase der Jugend erfüllt. Dies ist eine wichtige Eingrenzung des Themas, ebenso wie gegenüber der Frage, wer kiff⁵ und unter welchen psychologischen Einflüssen dies geschieht (der Eltern, der Kindheit, Schulleistungen, Bildungshintergrund etc.) – dazu gibt es mehr als genügend Studien (auch interdisziplinär; vgl. hierzu bspw. Ganguin & Niekrenz, 2010). Stattdessen wird hier thematisiert, *wie* Jugendliche unter diesen Umständen konsumieren, also welche mikrostrukturellen Funktionen der Konsum in und wegen der *Gegenwart* (nicht wie die Psychologie, die vieles auf die Vergangenheit zurückführt) mehr oder weniger bewusst erfüllen soll, und was das mit den Strukturen des Kapitalismus zu tun hat.

Aufbau

Die Fragestellung der rein literaturbasierten Arbeit fußt auf den bereits genannten drei wichtigen Eckpfeilern Cannabiskonsum als Substanzgebrauch(-smuster), der Jugend als „Träger“ und dem Einflussfaktor und den Auswirkungen des postmodernen Kapitalismus. Diese drei Begriffe und wie sie zusammenhängen, scheint anfangs noch recht willkürlich zu sein, weswegen zu Beginn ein Kapitel zur Theorie- und Begriffsklärung eingefügt wurde. Darin befinden sich die Umriss der zugrundeliegenden Theorien sowie die wichtigsten Abgrenzungen, Einschränkungen und Schwerpunkte der Themenkomplexe Jugend, psychotrope Substanzen und Konsum. Wie bereits erwähnt, baut die vorliegende Arbeit zudem ihre Argumentation anhand dreier Theorien auf, von denen zwei bereits weit verbreitet sind innerhalb der Soziologie (Coleman-Badewanne und DSS-Theorie), während die dritte relativ neu ist und deren Grundlagen daher noch mit aktuellen Studien belegt werden (moderne Anomietheorie). Ein weiteres Kapitel wird zudem den Funktionen und gegebenen Umständen des Cannabisgebrauchs im Jugendalter gewidmet. Darin geht es um die Formen, Umstände und näheren Begrifflichkeiten, anschließend um das gängige Set und Setting und zuletzt um die Funktionen von Cannabis speziell im Jugendalter. Damit wird das wissenstheoretische Fundament für das Verständnis der weiteren Kapitel gelegt.

⁵ Diesen Begriff werde ich im Laufe der Arbeit weiterverwenden, da er im Lesefluss auf Dauer eine Abwechslung zu „Cannabis konsumieren“, „Substanzkonsum betreiben“ etc. darstellt und auch unter Konsumenten die gängigste Formulierung darstellt.

An einer der Theorien ist hier auch die Gliederung orientiert: Gemäß der Coleman-Badewanne beginnen wir mit der Erläuterung der gegenwärtigen gesellschaftlichen Umstände „oben links“, den Rahmenbedingungen des modernen Postkapitalismus. *Diese Umstände werden als gegeben betrachtet!* Demzufolge liegt der Fokus bei der Fragestellung explizit *nicht* auf der Analyse einer Funktionsänderung, sondern auf der Betrachtung eines reinen *Einflusses* des postmodernen Kapitalismus auf den Substanzgebrauch. Damit soll die Zunahme des Cannabiskonsums der letzten Jahre erklärt und ein erklärender Ausblick geschaffen werden. Dahinter steht folgende Annahme: Wenn sich das Setting (die Umstände) und demzufolge das Set (im Sinne von Mindset) einer Gesellschaft und einer Generation ändern, dann muss sich der dritte Faktor, die Drug (die verwendete psychotrope Substanz), dementsprechend auch ändern. Und nicht nur das: Da alle drei Faktoren in Wechselwirkung zueinander stehen, hat das natürlich auch wiederum Auswirkungen auf Set und Setting nach Änderung der Drug. Im Laufe der Arbeit sehen wir uns diese Mechanismen genauer an. Folgender Aufbau bestimmt auch die Gliederung der Arbeit und wird nun näher erläutert. Die jeweils farblich gleich hinterlegten Punkte markieren zusammengehörige Wirkungsprozesse.

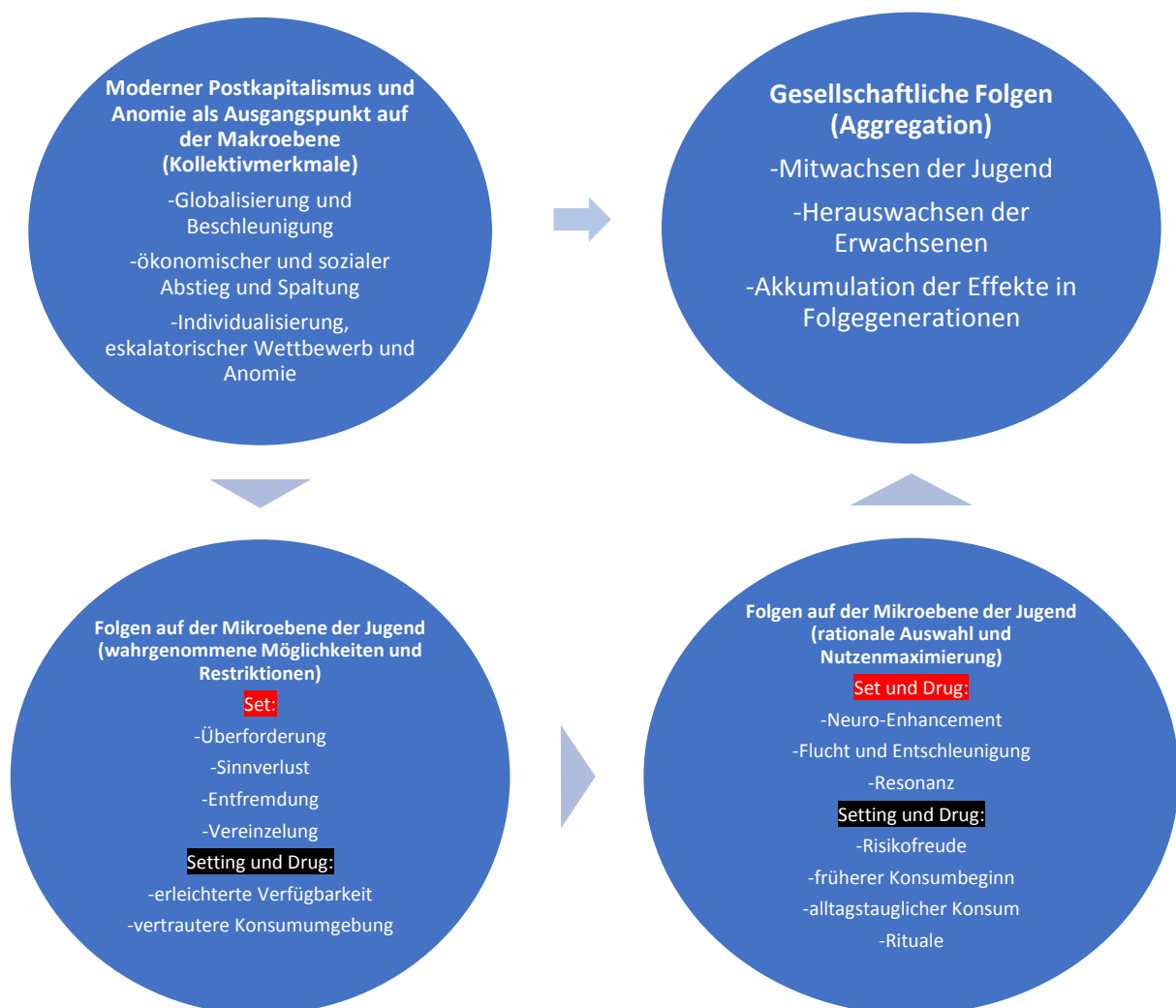


Abbildung 1: Verbildlichung des Aufbaus der Argumentation, orientiert an der Coleman-Badewanne (Coleman, 1987)

Nach dem bereits erwähnten Kapitel zur Theorie- und Begriffsbildung sowie dem Hintergrundkapitel über Cannabis wird also thematisch-strukturell mit Kapitel 4 begonnen, das die Makroebene repräsentiert und in der Coleman-Badewanne oben links zu verorten ist. Hier werden die gesellschaftlichen Umstände betrachtet, die sich durch Globalisierung, Beschleunigung sowie ökonomischen und sozialen Abstieg und Spaltung auszeichnen. Als Folge treten auf derselben Ebene Individualisierung und eskalatorischer Wettbewerb sowie Anomie zutage. Weiter geht

es mit Kapitel 5, den Folgen auf der Mikroebene der Jugend. „Die Jugend“ – der Begriff wird später noch näher erläutert werden – wird hier aufgrund ihrer strukturellen Merkmale sowie wegen ihrer Gegenüberstellung zur wesentlich umfangreicheren Makroebene der gesamten deutschen Gesellschaft der Mikroebene zugeordnet. Nun finden sich gemäß der Theorie der Coleman-Badewanne unten links die durch die Voraussetzungen auf der Makroebene gegebenen wahrgenommenen Möglichkeiten und Restriktionen der betroffenen Repräsentanten der Mikroebene. Diese werden aufgeteilt in Set und Setting als Folgen der gesellschaftlichen Umstände. Als Set werden Überforderung, Sinnverlust, Entfremdung und Vereinzelung identifiziert, während das Setting und damit zusammenhängend die Drug durch erleichterte Verfügbarkeit und eine vertrautere Konsumumgebung beim Cannabiskonsum geprägt werden. Die Folgen auf der Mikroebene der Jugend, in der Coleman-Badewanne unten rechts, zeigen schließlich die rationale Auswahl und Nutzenmaximierung an, die durch die vorherigen Prozesse geprägt werden. Als Folge des vorher entstandenen Sets ergeben sich dort bei Set und Drug neu ausgeprägte Funktionen, und zwar Neuro-Enhancement, Flucht und Entschleunigung sowie Resonanz. Währenddessen ergibt sich zudem ein Setting-und-Drug-Zusammenhang aus dem vorherigen: Die Jugendlichen werden risikofreudiger, es findet ein früherer Konsumbeginn sowie alltagstauglicherer Konsum, eingebettet in Rituale, statt. Die Akkumulation dieser Faktoren führt schließlich im letzten Schritt zu gesellschaftlichen Folgen, oben rechts in der Coleman-Badewanne. Es findet ein Herauswachsen von immer mehr aufeinanderfolgenden Generationen statt, die Akzeptanz von Cannabis steigt, es findet mehr und ein akzeptierterer Konsum statt und dadurch steht, wie an neuesten Entwicklungen erkennbar wird, auch einer Legalisierung immer weniger im Wege. Nun kann der von der Coleman-Badewanne implizierte Schluss von der Makroebene oben links nach oben rechts gezogen werden, der durch den Weg über die Mikroebene erklärt wurde. Folgender Prozess soll, aufbauend auf den vorherigen Erkenntnissen, endgültig bewiesen werden:

Der postmoderne Kapitalismus führt über die Drug-, Set- und Settingänderungen der Jugend zu einer wachsenden Akzeptanz von Cannabis in der Gesamtgesellschaft.

Zuletzt wird, um wieder zum Aufbau zurückzukehren, ein Fazit gezogen, das die Inhalte und Erkenntnisse der Arbeit zusammenfasst, kontextabhängig einordnet und kritisiert und Erwartungen an zukünftige Forschung formuliert. Neu an dieser Vorgehensweise und der Thematik ist die Verknüpfung der DSS-Theorie mit der Coleman-Badewanne. So wird mithilfe einer ursprünglich sozialpsychologischen Theorie ein makrostruktureller Zusammenhang erklärt.

2 Theorien und Begriffe

Zu Beginn werden die verwendeten Theorien kurz erläutert, um ein Grundverständnis des argumentativen Gerüsts zu gewährleisten. Anschließend wird auf die wichtigsten Begriffe der Mikroebene eingegangen – und zwar beabsichtigt *nur* diese auf der Mikroebene. Die Begrifflichkeiten zum Thema des Kapitalismus und anderen makrotheoretischen Gegebenheiten bilden den thematischen Beginn der Arbeit und werden daher in Kapitel 4 mitdefiniert.

2.1 Zugrundeliegende Theorien

Die Arbeit basiert auf drei Theorien, von denen zwei das Grundgerüst bilden und eine den thematischen Hintergrund. Erstere beiden, die Coleman-Badewanne und die DSS-Theorie, werden für den Aufbau miteinander verknüpft, während die dritte, inhaltliche, ab Kapitel 4 an Relevanz gewinnt.

Coleman-Badewanne

Als erste und wohl für den Aufbau der Arbeit wichtigste Theorie beginne ich mit der Erklärung der Coleman-Badewanne. Dies ist die Verbildlichung eines Bootes oder, im deutschen Sprachgebrauch häufig verwendet, einer Badewanne, die einen Prozess zwischen der Makro- und der Mikroebene veranschaulichen soll. Den Ausgangspunkt bildet dabei die linke obere Ecke des Bootes, sozusagen die eine Ecke des Badewannenrands, der sich komplett auf der gesellschaftlichen Makroebene befindet. Dort wird die Ausgangssituation beschrieben, die alle weiteren Prozesse in Gang setzt. Das Endergebnis, auf diesem Schaubild oben rechts vorstellbar, befindet sich ebenfalls auf der Makroebene. Die Verbindung dorthin, also die Auswirkungen der Gegebenheiten von oben links und damit die Voraussetzungen der neuen Situation oben rechts, lässt sich jedoch nicht direkt ziehen: Sie *muss* über Prozesse auf der Mikroebene, den „Boden“ der Badewanne, erklärt werden. Dies läuft wie folgt ab – die Ausgangssituation oben links hat Auswirkungen in Form von wahrgenommenen Möglichkeiten und Restriktionen auf die Mikroebene unten links. Verbildlicht wird dies über eine sogenannte Kontexthypothese (die jedoch nicht ausformuliert werden muss, sondern in sich selbst, zumeist durch Studien, den Übergang zwischen diesen beiden Punkten bildet). Diese für die Individuen veränderte Situation bewirkt eine weitere Änderung, eine rationale Auswahl zur Nutzenmaximierung, auf der Mikroebene unten rechts. Der Weg dorthin führt über eine Handlungstheorie, auch Individualhypothese genannt, also eine oder mehrere Annahmen über das Verhalten der Individuen. Von dort aus lässt

sich schließlich durch Aggregation, also statistische Akkumulation, auf das Endergebnis schließen, die neue Situation auf der Makroebene oben rechts. (Coleman, 1986; Coleman, 1987)

Die vorliegende Arbeit ist nach diesem Muster aufgebaut: Der postmoderne Kapitalismus als angenommene Ausgangssituation auf der Makroebene setzt Prozesse auf der gesamten Mikroebene in Form von Setting- und Set-Änderungen bei (möglichen) jugendlichen Cannabiskonsumenten in Gang, was folglich zu neuen gesellschaftlichen Umständen des Cannabiskonsums führt. Was hat es nun mit Drug, Set und Setting auf sich?

DSS-Theorie

Diese Begriffskombination geht auf den Psychoanalytiker Norman E. Zinberg zurück, der die ursprünglich rein sozialpsychologisch verortete, heute multidisziplinär anerkannte Theorie aufstellte, dass beim Substanzkonsum für die Wirkausprägung und deren subjektive Bedeutungszuschreibung sowohl die psychotrope Substanz („Drug“) als Stoff als auch die Einstellung des Konsumenten („Set“) sowie die Umgebung beim Gebrauch („Setting“) eine je nach Situation unterschiedlich zu gewichtende Rolle spielen. In diesem Rahmen wurde er zu einem wichtigen Vorreiter der Erkenntnis, dass kontrollierter Konsum möglich ist und sogar meist so praktiziert wird – durch unbewusstes Einhalten ungeschriebener Konsumregeln und Rituale (mehr dazu später). (Zinberg, 1984) Zur besseren Veranschaulichung ziehe ich hier eine treffende soziologische Einordnung der Theorie in deutscher Sprache heran:

„Um Drogenkonsum zu verstehen und kulturwissenschaftlich bzw. soziologisch einordnen zu können, sind alle drei Elemente wesentlich, wobei das Setting wiederum unterschiedlich weit gefasst werden kann: Es bezieht sich einerseits auf die konkreten Konsumkontexte (auf Partys, zu Hause, allein oder in Gruppen etc.), die einen wichtigen Einfluss auf die Effekte des Konsums ausüben; andererseits ist es wissenschaftlich sinnvoll, das Setting weiter zu fassen und nach den kulturellen Rahmungen zu fragen, die bestimmte Erfahrungswelten überhaupt erst möglich gemacht haben.“

(Feustel, Schmidt-Semisch, & Bröckling, 2019b, p. 4)

Für die weitere Arbeit relevant ist auch die Einbettung der Theorie in den Gesamtkontext: Als „Drug“ (hier, ebenso wie Set und Setting, im weiteren Verlauf immer als fester Begriff verwendet, daher ohne Anführungszeichen) betrachten wir Cannabis (eine nähere Definition dieser

Substanz und ihrer Wirkstoffe und -Weise folgt in Kapitel 3). Das Setting befindet sich auf allen Ebenen (auf der Makroebene nicht explizit als solches bezeichnet), während das Set auf der Mikroebene verortet wird. Diese zusammenhängenden Prozesse wurden in der Einleitung bereits aufgeschlüsselt. Durch diese Wechselwirkungen ist schließlich erkennbar, dass Drug, Set und Setting keine konstanten Gegebenheiten darstellen, sondern sich gegenseitig beeinflussen und fortlaufend von noch weiteren externen Faktoren und Ereignissen beeinflusst werden. Zudem ist wichtig zu erwähnen, dass es sich hierbei erstens immer um eine Momentaufnahme handelt, dass also durch die Interdependenz der drei Faktoren untereinander ein ständiger Wandel in diesem Konstrukt inbegriffen ist, und dass zwar psychologische Prozesse in meinen Erklärungen mit angeschnitten werden, jedoch der Fokus auf gesellschaftlichen Prozessen und Wechselwirkungen liegt – auch beim Set. Hier wird also nicht die ursprüngliche sozialpsychologische Form der Theorie weiterverwendet, sondern sie wird soziologisch adaptiert. Dies geschieht, indem die Begriffe dementsprechend bewusst umgedeutet, soziologisch verwendet und in einen adäquaten Kontext gesetzt werden, sodass ein gänzlich anderer Forschungsgegenstand damit betrachtet werden kann als in der Literatur üblich. Dies betrifft vor allem das Set und das Setting, was beides auf die Coleman-Badewanne adaptiert und dadurch sowohl auf der Mikro- als auch auf der Makroebene verwendet wird (wobei es auf der Makroebene aus Gründen der Einheitlichkeit der Variablen oben links und oben rechts nicht als Solches bezeichnet wird).

Diese beiden Theorien also bilden das Grundgerüst der Arbeit. Sie werden so kombiniert, dass die DSS-Theorie in die Coleman-Badewanne integriert wird. Dies zeigt sich auch im Aufbau der Arbeit. Nun fehlt noch zur thematischen Untermauerung das Anschneiden der Anomietheorie.

Anomietheorie

Die Anomietheorie, wie sie in ihrer ursprünglichen Form vom berühmten Soziologen Emile Durkheim das erste Mal ausgearbeitet wurde (Durkheim, 1897), zog noch keine Verbindung zum postmodernen Kapitalismus als Erklärung für Anomie heran. Anomie bezeichnete das Fehlen oder eine Schwäche der vorhandenen sozialen Normen und infolgedessen eine mangelnde gesellschaftliche Integration. Beim Individuum löse dies Angst und Unzufriedenheit aus. Die beschriebene mangelnde Integration, die sich als allgemeine Unsicherheit deuten ließe, sowie die Folgen auf individueller Ebene sind bis heute nachvollziehbar und scheinen auch bei genauerem Hinsehen aktuell wie selten zuvor. Verglichen mit den heutigen gesellschaftlichen

Strukturen ist die Theorie in ihrer ursprünglichen Form dennoch, selbst in Verbindung mit Mertons Fortführung der Theorie (Merton, 1949), noch zu wenig spezifisch ausgearbeitet. Zudem ist seine Definition der Anomie, und zwar als Gegenstück zu jeglicher sozialer Struktur, im Gegensatz zu Durkheims besser durchdachten Deutung eines lediglich anderen Typs der sozialen Struktur zu tendenziös negativ behaftet. (Elias & Scotson, 2002, pp. 273–274) Aus diesem Grund habe ich die in der Soziologie am ehesten vertretenen, argumentativ am stärksten und am zuverlässigsten belegten Quellen zusammengetragen, um die Annahme zu untermauern, dass durch den postmodernen Kapitalismus eine neue Form der Unsicherheit und Anomie in der westlichen Welt Einzug gehalten hat, was Konsequenzen für jugendliches Cannabis-Konsumverhalten nach sich zieht. Der Kulturwissenschaftler Mark Fisher formulierte bereits 2013 eine „moderne Anomietheorie“ aus: Er vertrat die Ansicht, dass eine Art Privatisierung von Stress stattfindet und dies die Ursache unter anderem dafür ist, dass ein Anstieg psychischer Krankheiten mit der neoliberalen Ausgestaltung des Kapitalismus korreliert, beispielhaft an den USA, Großbritannien und Australien. (Fisher, 2013, p. 27) Doch existiert dieser Zusammenhang tatsächlich und wenn ja, wie kommt er zustande? Dass psychische Krankheiten in kapitalistisch geprägten Staaten zahlenmäßig ansteigen, wurde inzwischen widerlegt – dass jedoch heutzutage immer mehr psychische Krankheiten *diagnostiziert* werden, stimmt tatsächlich. (Dornes, 2016) Zur genaueren Erklärung und wissenschaftlichen Untermauerung dieses Zusammenhangs komme ich in Kapitel 4, in der Coleman-Badewanne oben links zu verorten, da die neuartigen Bedingungen der Anomie nur anhand der Herausarbeitung konkreter Faktoren und einer prägnanten Gesellschaftsanalyse erläutert werden können. Festzuhalten ist, dass eine neu erscheinende Form der Unsicherheit in der modernen Gesellschaft eine nicht zu unterschätzende Rolle einnimmt, wie sich im Laufe der Arbeit zeigen wird. Diese wird in ihrer Gesamtheit demnach als Anomie bezeichnet. Die Anomietheorie wird folglich in der Coleman-Badewanne oben links integriert.

2.2 Jugend – „Drogen“ – Konsum

Wie eingangs erwähnt, spielt die verwendete Sprache in diesem thematischen Zusammenhang eine nicht zu unterschätzende Rolle. Hier wird zwar auf gängige Literatur zum Thema zurückgegriffen, in der aktuellsten Forschung werden jedoch die dort verwendeten Begrifflichkeiten häufig anders oder gar nicht mehr genutzt, sondern stattdessen die auch in dieser Arbeit verwendeten. Zu Beginn werden daher die wichtigsten Begriffe erklärt, abgegrenzt, neu definiert und in den entsprechenden Kontext gesetzt sowie deren Hintergründe genauer erläutert. Deren

Verwendung dient hier nämlich nicht lediglich der Eingrenzung und Konkretisierung des Themas, sondern ist wissenschaftlich begründet und bestimmt alle nachfolgenden Erkenntnisse. *Werden im weiteren Verlauf der Arbeit Begriffe verwendet, von denen in diesem Kapitel abgegrenzt wird, so sind diese im Alltags- und nicht im wissenschaftlichen Kontext zu verstehen oder kommen im Rahmen (unveränderbarer) Zitate vor.*

Jugend

Die gesamte vorliegende Arbeit geht von Jugendlichen als der treibenden Kraft für die thematisierten Veränderungen von der Mikro- auf die Makroebene aus. Doch was genau ist mit „der Jugend“ gemeint, welche Bevölkerungsgruppe repräsentiert und kennzeichnet sie? Um das zu verstehen, muss neben der Lebensverlaufsforschung auf das Konzept der Lebensphasen eingegangen werden.

Dieser Bereich der soziologischen Forschung beruht auf dem Konzept des Lebensverlaufs. Was genau ist nun ein Lebensverlauf? „Mit dem Begriff des Lebensverlaufs bezeichnet man die Abfolge von Aktivitäten und Ereignissen in verschiedenen Lebensbereichen bzw. Handlungsfeldern von der Geburt bis zum Tod. Der Lebensverlauf kennzeichnet damit die sozialstrukturelle Einbettung von Individuen im Verlauf ihrer gesamten Lebensgeschichte.“ (Schäfers & Zapf, 2001, p. 0) Der Fokus hier liegt dabei auf dem Lebensbereich, also auch den Umständen der Jugend, unter dem Einfluss der postmodern geprägten gesellschaftlichen Ordnung. „Die grundlegende Idee des Lebensverlaufsansatzes ist [...], dass gesellschaftliche Ordnungen und deren Stabilität und Wandel sich am besten dadurch erfassen lassen, dass man untersucht, wie individuelles Entscheiden und Verhalten in Auseinandersetzung mit kulturellen, institutionellen und strukturellen Rahmenbedingungen das Leben der Gesellschaftsmitglieder prägen und eine charakteristische, mehr oder weniger homogene ‚Ablaufstruktur‘ des Lebens produzieren – im Vergleich zwischen verschiedenen Bevölkerungsgruppen, im historischen und im internationalen Vergleich.“ (Diewald, 2013, p. 552) In diesem Falle findet zwar kein direkter Vergleich statt, jedoch die Feststellung der Beeinflussung einer bestimmten „Bevölkerungsgruppe“, der Jugend, durch die strukturellen Rahmenbedingungen, ergo den modernen Zeitgeist in Form des postmodernen Kapitalismus. Das liegt darin begründet, dass durch die Art und Weise, wie Menschen ihre Lebensverläufe gestalten, soziale Strukturen reproduziert, verändert und neu geformt werden. (Huinink, 1995, p. 439)

Für den weiteren Verlauf der Arbeit ist vor allem die Bedeutung und Verknüpfung der diversen Abschnitte des Lebensverlaufs, der Lebensphasen, mit dem gesamten Lebensverlauf relevant:

Dazu ist deren Abgrenzung voneinander nötig. Dies kann auf unterschiedlichsten Grundlagen basieren: Zwar entwickelt sich die Lebensverlaufsforschung in der Soziologie ständig weiter, als Grundgerüst steht jedoch auch heute noch das dreigliedrige Modell im Vordergrund, das gegliedert ist nach Vorbereitungs-, Aktivitäts- und Ruhephase, orientiert am Erwerbsleben, strukturell basierend auf dem Bildungs- und Rentensystem: „Die Regelung des sequentiellen Ablaufs des Lebens überformt das individuelle biographische Schema und konstituiert so eine altersabhängige lebenszeitliche Perspektive.“ (Kohli 1985 in Voges, 2013, p. 10) Dabei ist die Verknüpfung der diversen Phasen immens wichtig und auch Weiterentwicklungen und Übergänge zwischen den Phasen spielen eine entscheidende Rolle. Gerade diese Aspekte bewirken, dass die Jugendphase für die Forschung, insbesondere im vorliegenden Bereich, besonders interessant ist. An anderer Stelle der Soziologie werden die Lebensphasen in ähnlicher Manier, jedoch eher biologisch begründet nach Kindheit, Jugend, Erwachsenenalter und ggf. Alter eingeteilt, da mit jeder Lebensphase unterschiedlich eindeutig formulierte soziale Erwartungen bezüglich des körperlichen, psychischen und sozialen Entwicklungsstands einhergehen, die sich entsprechend im Verhalten widerspiegeln. (Anhorn, 2002, p. 51) Die Jugend ist damit als eine vorübergehende Lebensphase innerhalb eines zeitlich aufeinander aufbauenden Lebensverlaufs zu verstehen mit all ihren prägenden strukturell gegebenen Voraussetzungen, Folgen und Wechselwirkungen. Sie bedarf daher einer näheren Definition:

Die Jugendphase ist sowohl im biographischen als auch im historischen Kontext nicht einfach abzugrenzen und zu definieren. Erkennbar gemacht werden kann dies an einem Zitat, das häufig Sokrates zugeordnet wird, was jedoch nie belegt werden konnte (Krieghofer, 2022):

"Die Jugend liebt heutzutage den Luxus. Sie hat schlechte Manieren, verachtet die Autorität, hat keinen Respekt vor den älteren Leuten und schwatzt, wo sie arbeiten sollte. Die jungen Leute stehen nicht mehr auf, wenn Ältere das Zimmer betreten. Sie widersprechen ihren Eltern, schwadronieren in der Gesellschaft, verschlingen bei Tisch die Süßspeisen, legen die Beine übereinander und tyrannisieren ihre Lehrer."
(Unbekannt, um 1907)

Was unterscheidet dieses Bild einer Jugend vom heutigen Bild? Was unterscheidet Jugendliche tatsächlich von Kindern oder unverschämten Erwachsenen? Und sind das wirklich die Merkmale oder die Auswirkungen jugendlichen Lebensstils? Betrachten wir das Ganze etwas wissenschaftlicher.

Die Jugend gilt unter anderem als Abgrenzung zur Masse der Erwachsenen, die die gesellschaftlich repräsentativste Gruppe darstellen und außerdem selbst genau diese Begriffe prägen. (Anhorn, 2002, pp. 51–55) Daher bedarf es einer Abgrenzung zur Kindheit *und* zum Erwachsenenalter. „Die Jugendphase kann in dieser Perspektive als der Lebensabschnitt definiert werden, in dessen Verlauf schrittweise der Übergang von der unselbstständigen Kindheit in die selbstständige Erwachsenenrolle vollzogen wird.“ (Hurrelmann, Rosewitz, & Wolf, 2016, p. 31) Zum Kindesalter lässt sich dies entwicklungs- und persönlichkeitspsychologisch wie auch biologisch durch das Eintreten der Geschlechtsreife, ergo der Pubertät, festlegen. Eine altersmäßige Festlegung ist hier kein ausreichender Indikator, jedoch ist der Beginn der Geschlechtsreife relativ konsistent zu erwarten zwischen dem 10. und dem 14. Lebensjahr. Dies variiert jedoch nach Geschlecht, sozialer Herkunft, Region und vielen weiteren Faktoren. Als grobe Einordnung ist eine „frühe Jugendphase“ zu verorten zwischen 12 und 17 Jahren, die „mittlere“ von 18 bis 21 sowie die „späte“ von 22 bis 27 Jahren. (Hurrelmann et al., 2016, pp. 40–41) Auch die psychischen Bewältigungsstrategien ändern sich in dieser Zeit (Hurrelmann et al., 2016, p. 26); dieser Aspekt wird später im Zusammenhang mit Substanzkonsum näher thematisiert, ebenso wie zwei der vier folgenden zentralen Entwicklungsaufgaben, die mit dem Jugendalter einhergehen: intellektuelle und soziale Kompetenz, ein inneres Bild von Geschlechtszugehörigkeit, selbstständige Konsummuster und ein Werte- und Normsystem zu entwickeln (Hurrelmann et al., 2016, pp. 27–28). Das Jugendalter wird zudem gesehen als eine „Phase der Individuation (Entwicklung einer einmaligen Persönlichkeitsstruktur) und Identität(sfindung) (Empfinden situations- und lebensgeschichtlicher Kontinuität)“ und ist geprägt durch eine Suche nach Orientierung und Sinnggebung. (Hurrelmann et al., 2016, p. 30) Vor allem dieser Aspekt wird im weiteren Verlauf der Arbeit noch an Relevanz gewinnen. An den allein bis hierher genannten Merkmalen der Lebensphase Jugend ist bereits erkennbar, dass eine breit gefächerte, nicht zu eng gefasste Definition notwendig ist, da bei einer solch stark ausdifferenzierten Menge an Individuen, die die Jugend ausmachen, eine zu konkrete Grenzziehung die Betrachtung des Forschungsgegenstands verfälschen könnte.

Darauf folgt bereits die Abgrenzung zum Erwachsenenalter: Dieses beginnt, wenn die vier Entwicklungsaufgaben abgeschlossen sind und eine Selbstständigkeit als Gesellschaftsmitglied in den Rollen in Beruf, Partner und Familie, als Konsument sowie als politischer Bürger erreicht ist. Auch hier ist zu beachten, dass die Abgrenzung schwierig ist, schwieriger auch als diese zum Kindheitsalter, und dass die Grenzen sich fließend entwickeln. (Hurrelmann et al., 2016, pp. 29–35) „Jugend bzw. die Vorstellung, die wir heute ganz selbstverständlich mit dem Begriff

Jugend assoziieren, ist vielmehr eine soziokulturelle Konstruktion, die unter bestimmten gesellschaftlichen Bedingungen entstanden ist und einem historischen Wandel unterliegt.“ (Anhorn, 2002, p. 48) Die Strukturierung von Lebensphasen generell hat sich seit Beginn des 20. Jahrhunderts verändert: Heute wird sie nicht mehr allein biologisch definiert, sondern durch kulturelle, wirtschaftliche und generationsspezifische Faktoren beeinflusst. (Hurrelmann et al., 2016, pp. 13–17) Die „Lebensphase Jugend“ hat ihren Umfang in den westlichen Gesellschaften dabei in den letzten 50 Jahren stark ausgedehnt und ist zu einer der wichtigsten Lebensphasen geworden. (Hurrelmann et al., 2016, p. 7) Auch dauert sie heute unterschiedlich lang je nach gesellschaftlicher Schicht. „Jugend muss man sich materiell, emotional und sozial leisten können; ihre Dauer und Lebensqualität hängen von den ökonomischen, sozialen und personalen Ressourcen ab, über die Heranwachsende verfügen können, wenn sie ihre Lebensvorstellungen mit den Anforderungen von Bildungssystem, Arbeitsmarkt und staatlichen Agenturen koordinieren müssen.“ (Krekel & Lex, 2011) Sie ist heute länger, variabler, disparater und diskontinuierlicher als früher. (Krekel & Lex, 2011) Zudem entwickeln sich mehrere Jugenden, *die eine Jugend gibt es nicht (mehr)*. Es existieren „große Vielfalt, Pluralität und Individualisierung von jugendlichen Ausdrucks- und Stilformen“. (Ganguin & Niekrenz, 2010, p. 9) Es ist also erkennbar, dass eine einheitliche Definition mit klar abgrenzbaren Parametern schwierig bis unmöglich zu treffen ist. Um das Konzept der Jugend trotz seiner Vielseitigkeit in einen Rahmen zu fassen, ziehe ich zu guter Letzt, ergänzend zu den obigen Erkenntnissen, folgende Definition heran: „Jugend kann als (a) Zeitspanne der Biographie, (b) als historisch entstandenes, soziales Phänomen, (c) als juristischer Terminus, (d) als Erziehungsaufgabe, (e) als gesellschaftliches Problem⁶, (f) als Reifephase und (g) als Möglichkeitsraum der Entwicklung für Heranwachsende verstanden werden.“ (Sander & Vollbrecht 2000 in Ganguin & Niekrenz, 2010, p. 8)

Psychotrope Substanzen und Drogen

Besonders beim Thema „Drogen“ ist eine klare Unterscheidung zwischen Alltags- und Wissenschaftssprache aus oben genannten Gründen unabdingbar. Die Hintergründe und Bedeutungen gerade emotional aufgeladener Begriffe werden oftmals nicht hinterfragt – auch nicht in der soziologischen sowie auch der anders gearteten Forschung, wenn dort undifferenziert ebendiese Alltagsbegriffe weiterverwendet werden (z.B. Stöver & Plenert, 2013). Sprache dient unintendiert zum Transport eines Problems von der Beobachtung durch den Wissenschaftler in die Lebenswelt eines vermeintlich Betroffenen und sie kann sogar Probleme konstruieren. Oder,

⁶ Diesen recht subjektiv anmutenden Terminus unterstütze ich in dieser Form nicht, kritisiere ihn jedoch wegen unzureichender Schnittmenge mit meinem Thema nicht ausführlich.

anders ausgedrückt: Soziale Tatsachen entstehen durch performative Äußerungen – das heißt, allein durch die Aussprache, ergo besonders durch die intensive Thematisierung eines Sachverhalts oder vermeintlichen Problems kann dieses erst geschaffen werden, wie beispielsweise beim Wort „Sucht“. (Searl, 1997, pp. 41–68) Wie Howard Becker sagte: „The social scientist’s problem, simply, is what to call the things we study.“ (Becker, 2003, p. 661) Je nach Formulierung ergreift man folglich unvermeidbar Partei. In der vorliegenden Arbeit wird daher versucht, für eine wissenschaftliche, nicht-verurteilende Seite einzustehen: Bei der Analyse und dem Verstehen des Substanzkonsums soll eben nichts zugeschrieben oder als abweichend definiert werden, sondern es sollen die Rahmenbedingungen betrachtet und damit das funktionsgeleitete Verhalten der Konsumenten objektiv begründet werden. Daher ist eine „sensitivierende Perspektive“ (Schmidt-Semisch, 2010, p. 145) angebracht, mithilfe derer eine wissenschaftlichere Sicht möglich werden soll. Diese schließt eine Neudefinition gängiger Begriffe ein.

Ergänzend zu Cattacins Zitat in der Einleitung kann umfassend festgestellt werden: „Keine Gesellschaft dieser Welt kommt ohne Drogen aus.“ (Jay, 2011, p. 9) Doch das Thema provoziert und polarisiert ungemein: „Drogen werden assoziiert mit politischer und sexueller Befreiung, mit religiösen Erfahrungen und vergleichbaren Transzendenzerlebnissen, vor allem aber mit Junkie-Elend, Spritzen auf dem Kinderspielplatz, enthemmter Gewalt und organisierter Kriminalität. Schon das Wort Drogen ist assoziativ überladen: Rausch, Sucht, Gefahr und die schiefe Bahn des sozialen Abstiegs haften ebenso unmittelbar an ihm wie romantische Vorstellungen von Grenzüberschreitung und Genuss ohne Arbeit.“ (Feustel, Schmidt-Semisch, & Bröckling, 2019a, p. 1) Zugleich findet Alltagssprachlich keine klare Abgrenzung zwischen „legalen Mitteln“, „illegalen Drogen“ und „illegalen psychoaktiven Substanzen“ statt, ebenso wie, was hier bereits angeschnitten wurden, selten zwischen Gebrauch und Missbrauch unterschieden wird. (Scherbaum, 2017) Gerade bei einer genaueren Betrachtung von Substanzgebrauch, sei es nun im Zusammenhang mit beabsichtigten Rauschzuständen, problematischer oder auch unproblematischer Natur, ist die Unterscheidung zwischen Alltags- und Wissenschaftsbegriffen daher immens wichtig. Der Drogenbegriff hat demzufolge weder etwas mit der Wirkung der Substanz noch mit dem Grad ihrer Schädlichkeit zu tun und basiert mehr auf historischen politischen Entscheidungen als auf einer wissenschaftlichen Herangehensweise an dieses äußerst sensible Thema. „Droge“ als umgangssprachlicher Begriff, vor allem für illegale Substanzen, ist negativ behaftet und zu unspezifisch und wird daher hier vermieden bzw. nur beschreibend in diesem Kontext sowie in Zitaten verwendet.

Im Folgenden wird nun von „psychotropen Substanzen“ gesprochen. Diese Begriffsverwendung anstelle des Drogenbegriffs und anderer unspezifischer Bezeichnungen basiert auf folgender Herleitung. Dazu vorerst der Vollständigkeit halber die „offizielle“ Definition: Der Begriff der psychotropen oder psychoaktiven Substanz wurde bereits in der ICD-10 und DSM-4 verwendet, den international meistunterstützten Verzeichnissen von Krankheitsklassifikationen. Rauschdrogen wurden dabei als Untergruppe definiert, Psychopharmaka waren nicht enthalten. Die offizielle Erklärung war, die jeweilige Substanz sei ein psychoaktiver Stoff, „der angenehme Effekte erzeugt und deshalb auch ohne ärztliche Anordnung eingenommen wird“⁷. (Köhler, 2000, p. 13) Diese offizielle Erklärung und Begriffsdefinition ist jedoch viel zu lückenhaft und in sich nicht ganz stimmig und wird daher hier durch eine wissenschaftliche Definition ersetzt. Vorerst sollte im Umgang mit Substanzkonsum ein Blick auf die Konsumumstände generell geworfen werden, um Gemeinsamkeiten und Unterschiede zu finden. „Ausgangspunkt der Betrachtung ist die soziale Realität des sehr differenzierten ‚Lebens mit Drogen‘, das vom morgendlichen Kaffeetrinker über den Ecstasy konsumierenden Raver, die regelmäßig Benzodiazepin gebrauchende Altenheimbewohnerin bis zum obdachlosen Alkoholiker reicht. ‚Drogenkonsum‘ ist zwar hier ein gemeinsamer, aber noch relativ nichtssagender Nenner solcher heterogener sozialer Phänomene. Der Begriff ‚Droge‘ wird im Folgenden gleichgesetzt mit psychoaktiver oder psychotroper Substanz. Dazu gehören Nikotin, Kaffee und Alkohol ebenso wie Schlaf-, Beruhigungs-, Schmerzmittel oder Cannabis, Opiate, Kokain und Amphetamine. Drogen sind hiernach Stoffe mit Wirkung auf das Zentralnervensystem.“ (Degkwitz, 2002, pp. 20–21) Diese Definition ist noch sehr substanzbezogen und es fehlen unter anderem Psychedelika wie beispielsweise Psilocybin oder LSD. Da ich jedoch die Ansicht vertrete, dass die Wirkung einer Substanz vielmehr auch von anderen Faktoren bestimmt wird, ergänze ich sie. Es wird, wenn von bewusstseinsverändernden Stoffen die Rede ist, unabhängig davon, ob diese legal oder illegal sind, ob sie aufputschend oder beruhigend wirken und ob sie gemeinhin als „Droge“ bekannt sind oder nicht, hier der Begriff einer „psychotropen Substanz“ verwendet:

„Das sind solche Substanzen, die dazu benutzt werden können, psychische Prozesse und damit das Verhältnis zwischen einer konkreten Person und der Realität zu verändern. Diese Veränderungen werden von einigen Menschen als negativ, von anderen als positiv erfahren. Wir fassen daher Drogen als ein erfahrungsvermitteltes Verhältnis zwischen einer

⁷ Köhler thematisiert in diesem Zusammenhang auch eine mögliche Abhängigkeit, weswegen ich diesen Aspekt hier nicht unerwähnt lassen möchte, jedoch ist er für die vorliegende Thematik nicht von Relevanz.

psychotropen Substanz und einem konkreten Individuum.“

(Braun & Gekeler, 2011, p. 54)

Der Unterschied zwischen psychotropen und psychoaktiven Substanzen, wie sie häufig auch genannt werden, liegt darin, dass psychoaktive die Psyche anregen und aktivieren, während psychotrope generell „Auswirkungen auf den Bewusstseinszustand“ haben. (Berger & Klars, 2020, p. 12) Jedoch ist der Grat zwischen psychotrop und psychoaktiv sehr schmal und die Übergänge sind fließend, daher werden die Begriffe im klinischen Fachjargon synonym verwendet. (Pschyrembel Online, 2021)

Der Begriff der psychotropen Substanz schließt letztlich viel mehr Substanzen ein als der der Droge. Dabei werden Abgrenzungen zu Lebensmitteln und Substanzen, die die psychische Verfassung nicht stark verändern (wie beispielsweise Kaffee oder Zucker), weicher. Dadurch wird die Intention beim Konsum einer psychotropen Substanz wiederum wesentlich wichtiger als noch bei der Verwendung des Begriffs der „Droge“. In Anlehnung an die DSS-Theorie wird dadurch erst ermöglicht, Drug, Set und Setting als gleichwertig aufzufassen und nicht die Wirkung und die Intention allein oder größtenteils der Substanz zuzuschreiben.

Wie festgestellt wurde, geht es beim Konsum einer Substanz also keineswegs nur um den Stoff selbst – im Gegenteil, der Konsument und sein Umfeld bestimmen mit, wie sie wirkt. Warum nun konsumieren Menschen psychotrope Substanzen? Und warum konsumieren sie, in unterschiedlichsten Situationen und Stimmungen, ganz bestimmte Substanzen, wenn doch die Wirkung nie hundertprozentig vorhersehbar ist? Dies sind zugegebenermaßen zu weitreichende Fragestellungen, um sie im Umfang dieser Arbeit zufriedenstellend erklären zu können. Die wichtigste, *allen gemeinsame* grundlegende Rolle spielt dabei aber augenscheinlich die unmittelbare Folge des Substanzkonsums – zu welchem Zwecke auch immer diese erzielt werden mag, es geht um den potenziell unterschiedlich stark ausfallenden Rausch. Durch dessen genauere Betrachtung lässt sich noch eine weitere Abgrenzung innerhalb der psychotropen Substanzen treffen.

„Jeder Mensch scheint grundsätzlich berauschar zu sein.

Wissenschaftlich betrachtet ist ‚Rausch‘ nichts anderes als eine Folge unmittelbarer Drogenwirkung. Charakteristisch ist eine gefühlsmäßige Erregung, die mit Veränderungen der Bewusstseinstätigkeit und meist enthusiastischen Stimmungsschwankungen einhergeht. Dabei entsteht der Eindruck eines Außer-sich-Seins bzw. eines Außerhalb-der-Realität-Seins.

[...] Ein Rauschzustand kann durchaus ambivalent verlaufen: Enthemmung, erhöhte Leistungsfähigkeit und Glücksempfindung durch gesteigertes Selbstwertgefühl sind ebenso möglich wie allgemeine Verlangsamung, depressive Verstimmung, Ermüdung und Erschöpfung.“

(Brunner, 2004)

Zusammenfassend lässt sich sagen, wenn auch die Intensität der Wirkung der psychoaktiven Substanz dennoch eine nicht zu vernachlässigende Rolle spielt (bspw. LSD, was im Mikrogrammbereich wirkt, versus Alkohol je nach Prozenten im Milliliterbereich), dass jeder Rausch bei jedem Menschen anders verläuft und stark mit dessen Intention und den jeweiligen Umständen zusammenhängt. Dementsprechend muss auch die Relevanz der Substanz an sich relativiert werden: „Zum einen sind Drogen nicht aus sich heraus Heil-, Genuss- oder Rauschmittel bzw. Rauschgifte, sondern sie werden dazu durch gesellschaftliche Definitionen und spezifische Zweckbestimmungen der Konsumierenden gemacht. Zum anderen gibt es weder gefährliche noch ungefährliche⁸, weder harte noch weiche Drogen, sondern nur gefährliche oder weniger gefährliche, harte oder weiche Konsumformen. Diese bestimmen sich durch Art der Einnahme, Dosis, Häufigkeit usw.“ (Feustel et al., 2019a, p. 3)

Aus diesem Grund, dem in seiner Intensität und Wirkungsweise sehr unterschiedlich ausfallenden Rausch, werden im Kontext der so definierten psychotropen Substanzen auch nur minimal berauschend wirkende Substanzen wie etwa Zucker, Koffein oder Nikotin mit einbezogen. Dem entgegen muss jedoch, in Abgrenzung zum Rausch von beispielsweise Alkohol oder Cannabis, die Abgrenzung getroffen werden, dass der Rausch in diesem Kontext eine *deutlich bemerkbare* Beeinflussung der Gedanken- und Gefühlswelt erwirkt.

Ein sehr wichtiger Aspekt ist also die Intention beim Konsum dieser Substanzen: Im vorherigen thematischen Absatz zum Begriff der psychotropen Substanz haben wir solche wie Kaffee und Zucker mit eingeschlossen – an dieser Stelle hier schließen wir sie dennoch aus (trotz ihrer - zudem schwachen - Wirkung, die sie als psychotrope Substanz identifizierbar macht), da die

⁸ Theorien zur Vergleichbarkeit der Gefährlichkeit diverser Substanzen werden auch heute noch diskutiert. Zum Vergleich reiner Substanzen untereinander gibt es zwar die bekannte Skala nach Nutt (Nutt, King, & Phillips, 2010), diese wird jedoch laufend wegen unzureichend ausgearbeiteter Methodik kritisiert. Nutts Skala, in der Alkohol auf Platz 1 stand, ging bei der Auswertung nach dem MCDA-Prinzip vor (Multicriteria Decision Analysis). Welche Substanzen aber auf der Liste standen und wie hoch die verschiedenen Faktoren gewichtet wurden, war, wie immer, trotz wissenschaftlicher Methodik relativ subjektiv – es ist also fast unmöglich, die Schädlichkeit vollständig und objektiv zu messen. Jedoch können die Nebenwirkungen beobachtet und gegebenenfalls kontextual eingeordnet werden.

*Intention dahinter (Rituale, Stimmungsveränderung, Wachzustand – eben explizit **kein** intensiver Rausch) eine andere ist als beim Konsum zum Zweck eines intensiven Rauscherlebens.*

Diese Faktoren werden im weiteren Verlauf der Arbeit noch von hoher Relevanz sein. Der Rausch scheint geradezu notwendig für den Menschen zu sein, sei es in Form des Adrenalin-schubs bei gefährlichen Hobbys oder der Arbeit oder eben durch die Zufuhr einer diesen Zustand auslösenden Substanz von außen: Der Drang, berauscht zu sein, ist dem Kulturhistoriker Stuart Walton zufolge ganz natürlich und wird von ihm sogar als der „vierte Trieb“ des Menschen und als „biologisch unvermeidbar“ bezeichnet. (vgl. Walton, 2001, 208)

Konsum

Vor dem Hintergrund der bereits angesprochenen Annahme, dass es nicht nur Missbrauch gibt im Zusammenhang mit psychotropen Substanzen, sondern hier generell von Gebrauch oder schlicht Konsum gesprochen wird, ist eine Differenzierung verschiedener Konsummuster nötig. (Szasz, 1978) Wie bereits ansatzweise thematisiert wurde, ist die gedankliche Verknüpfung zwischen Drogen und Missbrauch in der Alltagswelt recht eng. Einhergehend mit dem hier verwendeten Begriff der psychotropen Substanzen soll daher nun auch der Konsum näher betrachtet werden, der im weiteren Verlauf der Arbeit als Grundlage für die beschriebenen Prozesse genutzt wird. Schließlich geht es hier explizit *nicht* um „Drogenmissbrauch“. Konsum wird nämlich nicht ab dem ersten Mal zum Missbrauch, weder bei illegalen Substanzen noch bei Alkohol, Nikotin, Medikamenten etc. Zwischen Konsum/Gebrauch, problematischem Gebrauch/Missbrauch und Abhängigkeitsformen als Krankheit muss daher eingehend differenziert werden und die Begriffe bedürfen einiger Änderungen und klarerer Definitionen. Wegen der thematischen Eingrenzung wird sich hier jedoch vor allem auf die Abgrenzung zu allen Begriffen im Vergleich zum Konsum konzentriert, um dessen Normalität und (Funktions-)Merkmale noch besser erfassen zu können.

„Denn die Unterscheidung zwischen dem, was ‚rechter‘ und was ‚falscher‘ Gebrauch ist, besteht nicht per se: Sie wird von Menschen getroffen, sie legen fest (z.B. im Alltag, in Arzneimittelverordnungen, im Betäubungsmittelstrafrecht), wann ‚angemessener Gebrauch‘ aufhört und ‚Missbrauch‘ beginnt.“ (Herwig-Lempp, 1994, p. 32) diese Unterscheidung gestaltet sich, zumindest in der gängigen Verwendung dieser Begriffe, keinesfalls auf wissenschaftlicher Basis und vernachlässigt komplett die *individuellen* Umstände und Voraussetzungen beim Konsum, die ihn erst richtig bestimmen. Daher denken wir das Konzept des Substanzgebrauchs neu:

„Indem wir Drogenkonsum als besonderes Verhältnis eines konkreten Menschen zu einer ‚psychotropen‘ Substanz ansehen, haben wir eine häufig formulierte Dichotomisierung der Verhältnismöglichkeit in entweder Nicht-Gebrauch oder Abhängigkeit vermieden. Wir gehen davon aus, dass es als dritte Möglichkeit Drogenkonsum gibt. Drogenkonsum ist insofern unproblematisch, als er die Lebensweise begleitet und nicht selbst Lebensweise ist. Eine ‚psychotrope‘ Substanz wird als Mittel für Zwecke verwendet, die so beschaffen sind, dass ihre Verwirklichung nicht die Selbstverwirklichung des Drogenkonsumenten behindert.“

(Braun & Gekeler, 2011, p. 56)

Nun existieren natürlich dennoch Unterschiede zwischen Genuss, Konsum, Missbrauch und mehr. Betrachten wir das kurz genauer: Einerseits gibt es den Genuss, was bedeutet, dass eine Person etwas nicht braucht, aber haben möchte, weil es sie befriedigt. Des Weiteren gibt es Gebrauch, also eine vermeintlich sinnvolle Verwendung – wobei die Sinnhaftigkeit Auslegungssache ist. Wir sehen ihn hier, wie zuvor bereits belegt, simpel als dritte Möglichkeit zwischen Abstinenz und Abhängigkeit. Eine weitere Ausprägung ist Missbrauch, ergo schädigendes Verhalten und überhöhter Gebrauch. (Gross, 1985, pp. 16–18) Aber ab wann beginnen schädigendes Verhalten und überhöhter Gebrauch bis zu Abhängigkeit und weiteren Formen? Fest steht, dass durch die Funktionserfüllung des Konsums, beispielsweise Entspannung, Schmerzlinderung, Verdrängung oder Aktivität – welche nach geläufigen (psychologischen) Meinungen bereits Störungen darstellen –, eben jene Handlungsabläufe des Konsumenten durch diese „Erfolgserlebnisse“ verstärkt werden. Solche Prozesse sind völlig normal: „Auch Phasen exzessiven Konsums sind nicht per se Störungen, genauso wenig wie Rückzug, Verleugnung oder Abwehr ‚Störungen‘ sind. ‚Störend‘ werden diese Muster erst durch ihre Generalisierung, die Unterschreitung der personalen (bzw. der soziokulturell üblichen) Möglichkeiten und deren ‚innere‘ und/oder ‚äußere‘ Beobachtung/Klassifikation durch den Akteur oder sein Umfeld.“ (Degkwitz, 2005, pp. 80–81) Vor diesem Hintergrund ist nun erkennbar, dass die Definition von schädigendem Verhalten nur und ausschließlich individuell getroffen werden kann und keinen generellen Grenzziehungen folgen sollte. Dabei kann die Wahrnehmung zwischen Beobachtern und „Betroffenen“ stark unterschiedlich ausfallen. Daraus ergibt sich, dass bspw. die Realitätsflucht, die im Lauf der Arbeit vor allem als Folge der postkapitalistischen Prozesse herausgearbeitet wird und die unter psychologischen Gesichtspunkten bereits

nicht mehr einfach als Konsum, sondern als Missbrauch klassifiziert werden würde, hier dennoch als (unter diesen Umständen) normale Konsumform verstanden wird.⁹ Wie es zu diesen Verhaltensweisen kommt, wird im Laufe der Arbeit genauer erläutert.

Mit dem nun angeeigneten Wissen über die drei grundlegenden Theorien der Arbeit und die wichtigsten Begriffe der Jugend, psychotropen Substanzen und Konsum in Abgrenzung zu anderen Konsumformen kann nun das Hintergrundwissen über die Substanz Cannabis behandelt werden.

⁹ Natürlich würden mir diesbezüglich zahlreiche Mediziner, Psychologen u.a. strikt widersprechen. Daher kann ich nicht oft genug betonen, dass ich nicht die schädigenden Auswirkungen des Substanzkonsums bestreiten oder die Sinnhaftigkeit der Behandlung mancher Entgleisung als Krankheit infragestellen möchte. Die Unterscheidung in normales und abweichendes Verhalten jedoch halte ich im vorliegenden Kontext für nicht sinnvoll, weswegen ich sie schlichtweg nicht einbeziehe und Konsum als ein Verhaltensmuster ansehe, mit verschiedenen Facetten, aber keiner Trennung zu etwaigen Krankheiten etc.

3 Hintergrund: Cannabis, dessen Umstände und Funktionen

Wegen der steigenden gesellschaftlichen Relevanz, auch im Zusammenhang mit dem postmodernen Kapitalismus, wurde für den Zusammenhang der vorliegenden Arbeit Cannabis als psychotrope Substanz gewählt. Um die gegebenen Umstände dazu in Deutschland verständlich zu machen, wird in diesem Kapitel auf die Substanz Cannabis und ihre Rahmenbedingungen eingegangen, anschließend auf die Konsumumstände in Form des substanzspezifischen Sets und Settings und zuletzt auf die maßgeblichen Funktionen des Cannabiskonsums speziell im Jugendalter.

3.1 Cannabis-Grundlagen

Wichtige Begriffe

Hanf, dessen Ursprungsgebiet in Zentralasien liegt (Herer & Bröckers, 2014, p. 308), zählt zu den ältesten Kulturpflanzen der Menschheit sowie als älteste als solche verwendete psychotrope Substanz überhaupt (Herer & Bröckers, 2014, p. 10) und kann abgesehen von dieser Verwendung ebenso Anwendung finden bei beispielsweise der Herstellung von Papier, Kleidung, Medizin, Farben und Lacken, Leinwänden, Seilen, Möbeln, Baustoffen, Speiseölen sowie in der Kosmetik und zur Energiegewinnung. (Herer & Bröckers, 2014, pp. 29–45) Die Hanfpflanze zählt, ebenso wie Hopfen, zur Gattung der Hanfgewächse (Cannabaceae). Die Anzahl der Arten ist dabei bis heute umstritten – einige Wissenschaftlicher meinen, Cannabis sativa, indica und teilweise auch ruderalis seien jeweils eigene Arten, während jedoch meistens „Cannabis sativa L.“ als eine Art mit verschiedenen Variationen angenommen wird. (Hoch, Friemel, & Schneider, 2019, p. 2)¹⁰ Indica wird in seiner Wirkung als beruhigend gehandelt, während Sativa aufputschend wirken soll. Diese Wirkung ist jedoch, wie allein an dem Streit über die Sorten erkennbar ist, ebenso umstritten, weswegen es keine verlässliche Quelle für diese vor allem im Internet breit kursierende These gibt. Unter Konsumenten ist diese Unterscheidung dennoch weit verbreitet.

Was kann Cannabis nun als psychotrope Substanz bewirken? Einige Inhaltsstoffe der Pflanze, die sogenannten Cannabinoide, können körpereigene Signalsysteme des menschlichen Nervensystems zu beeinflussen. (Hoch et al., 2019, p. 3) Wie stark diese Wirkung ausfällt, wird am

¹⁰ Bzgl. der Quelle: Dieses vom Bundesgesundheitsministerium geförderte Forschungsprojekt ist bekannt als „CaPRis-Studie“ (vom Titel „Cannabis – Potenzial und Risiko“) und gilt als die aktuell verlässlichste und am weitesten verbreitete Quelle zu diesem Thema. Hierfür wurden die aktuellsten Erkenntnisse über Cannabis der letzten 10 Jahre, die auf Deutsch und Englisch publiziert wurden, wissenschaftlich fundiert zusammengefasst und ausgewertet.

Gehalt des Δ^9 -Tetrahydrocannabinol (THC) gemessen. Noch höher als in den reinen Blättern der Pflanze ist dieser im Harz, am höchsten ist er im Cannabisöl zu finden. (Hoch et al., 2019, p. 2) Seit ca. 2006 ist statistisch nachweisbar ein globaler Anstieg des THC-Gehalts zu beobachten. (Hoch et al., 2019, p. 22) Der Unterschied zwischen Hanf und (dem als THC-haltigen, rauscherzeugenden, meist gerauchten) Cannabis liegt lediglich darin, dass „Hanf“ der deutsche Name für die Pflanze ist, deren lateinischer botanischer Name „Cannabis“ lautet. (Berger & Klars, 2020, p. 12) Auch bezeichnet er „low-potency cannabis“ (WHO Expert Committee on Drug Dependence, 2018, 48). In europäischen und nordamerikanischen Ländern darf die Pflanze, um rechtlich als Hanf eingestuft zu werden, nicht mehr als 0,2% bzw. 0,3% THC enthalten. (WHO Expert Committee on Drug Dependence, 2018, 48) Dadurch entsteht ein Unterschied zwischen „Drogenhanf“ und solchem zur Fasergewinnung. (Herer & Bröckers, 2014, p. 310) Während THC eine berauschende Wirkung hat, wirkt zudem das zunehmend beliebter werdende, legal oftmals in medizinischen Tropfen oder Kosmetik verkaufte CBD (Cannabidiol, eines der enthaltenen Cannabinoide) dem entgegen und hat keine eigenen psychoaktiven Eigenschaften, kann jedoch beruhigend wirken. (Berger & Klars, 2020, p. 12) Auch gibt es einen Unterschied zwischen männlichen und weiblichen Pflanzen, da die männlichen kaum das rauscherzeugende THC enthalten (WHO Expert Committee on Drug Dependence, 2018, 14).

Im alltäglichen Sprachgebrauch werden so viele Begriffe für den „Drogenhanf“ verwendet, die wiederum in der Forschung und Politik gar nicht schnell genug ankommen, um sie dokumentieren zu können (aufgrund des stetigen Wandels des Schwarzmarktes und seiner Begrifflichkeiten), dass hier nur beispielhaft ein paar der Namen für Cannabis genannt werden sollen, um das Ausmaß aufzuzeigen (Abbildung 2). *Im vorliegenden Kontext wird für die als psychotrope Substanz genutzte Pflanze aus den dargelegten Gründen einheitlich der wissenschaftliche Begriff „Cannabis“ verwendet.*

1.5 Street names

1.5.1 Cannabis plant

The mixture of plant parts prepared differs from country to country, and the following names are not always exact synonyms of cannabis as defined above, or of one another (1).

Note: a = beverage, b = confectionery, c = preparation containing cannabis.

ait makhlif; aliamba; anassa; anhascha; assis;^a assyuni; banbalacha; bambia; bang, -a, -o; banghi, -a; bangi-aku; bangu; benghia;^b bhang, -a; bhangaku; cáñamo indiano; canapa; canape indiana; canepa indiana; cangonha; canhama; canhamo; cannabis indica; cannabis indicae herba; cannabis sativa; cannacoro; can yac; capsh;^b caroçuda; chanvre; chanvre indien; chur ganja; chur gunjah; chutras; chutsao; da-boa; dacha; dagga; darakte bang; dawamesk;^b diamba; dirijo; djamba; djoma; dokka; donajuanita; dormilona; durijo; el kif; elva; erva maligna; erva do norte; esrar; fêmea; fininha; fininho; finote; flat ganja; flat gunjah; fokkra; fumo brabo; fumo de caboclo; gandia; ganja, -h; ganja yala; ganjika; ganjila; ghanja; gnaoui; gongo; gozah; grahni shardool; greefe; griefo; grifa; griffa; guabza; guaza; gunjah; gunjha; gunza; hamp, -a; hanf; hanfkrut; haouzi; hemp; hen nab; herba cannabis; herba cannabis indicae; herbe de chanvre indien; hursini; hushish; igbo; ikinji;^b Indian hemp; indische; hennepkruid; indischer hanf; indisk hampa; intianhamppu; intsangu; isangu; janjah; jatiphaladya churna; jea; juana; juanita; jvalana rasa;^c kamashwar modak;^c kamesvara modaka;^c kanab; kanabis; karpura rasa; kxanh chhah; khanje; kif; kif ktami; kinnab; kiste kibarfi;^b kulfi;^b kulphi;^b kumari asava;^c liamba; lianda; lutki;^a maconha; maconia; madan modak;^c madi; magiyam; makhlif; malva; maraguango; marajuana; mariajuana; marigonga; marigongo; mariguana; marihuana; marijuana; mariquita; maruamba; matekwane; mbanje; meconha; misari; mnoana; momea; mota; mulatinha; mundyadi vatika; namba; ntsangu; nwonkaka; nwunkaka; opio do pobre; pang a, -o; peinka; penek; penka; pito; pot; pretinha; purnadhi legiyam; rafe; rafi; rafo; riamba; rongony; rora; rora ganja; rosa maria; round ganja; roundgunjah; sabsi; sadda; siddhi; soñadora; soussi; subji; summitates cannabis; suruma; tahgalim; takrouri; takruri; tedrika; teloeut; teriaki; tronadora; umya; urumogi; wee; wewe; yamba; yesca; yoruba; zacate chino; Zahra;^a zerouali; ziele konopi indyjskich.

Abbildung 2: Namen für Cannabis. Quelle: WHO Expert Committee on Drug Dependence, 2018, 5

Konsumwirkung

Da CBD, wie gezeigt wurde, keine direkt rauscherzeugende Wirkung hat, wird für gewöhnlich THC-haltiges Cannabis geraucht.¹¹ Zur gängigsten Konsumform gibt es ausführliche Informationen auf einer bekannten Internetseite, die risikoarmen Konsum („safer use“) unterstützen soll und als Projekt von der BZgA von Pädagogen und Psychologen betrieben wird¹²: „Cannabis wird meist in Form von Marihuana (getrocknete Blüten und Blätter der Cannabispflanze) oder Haschisch (aus dem Harz der Blütenstände), selten als Haschischöl (konzentrierter Auszug des Cannabis-Harzes) konsumiert. Die häufigste Konsumform ist das Rauchen von Joints (umgangssprachlich ‚kiffen‘). Dabei wird das zerbröselte Haschisch oder Marihuana meist mit Tabak vermengt und zu einer Zigarette gedreht. Darüber hinaus werden Cannabisprodukte über verschiedene Sorten von Pfeifen (Pur- und Wasserpfeifen) geraucht, die mitunter eine deutliche

¹¹ Auch CBD gewinnt zunehmend an Popularität („CBD als Koffein des 21. Jahrhunderts“ (ARTE, 2021)); hier werden jedoch vorrangig Rauschfunktionen und damit das THC behandelt.

¹² Aufgrund mangelnder Forschung auf diesem Gebiet komme ich an einigen Stellen der Arbeit nicht umhin, solche eher lebenspraktischen Quellen aus anderen Fachbereichen als der Soziologie zu verwenden. In Anbetracht der Tatsache, dass ich jedoch, wie im Vorwort angemerkt, öffentliche Soziologie betreibe, sollte dies kein Merkmal minderer Qualität der Quellen sein. Vielmehr werden dadurch lebenspraktische Aspekte mit einbezogen, die bei diesem Thema ohnehin immens wichtig sind.

Intensivierung des Rauscherlebnisses zur Folge haben. Gelegentlich werden Cannabisprodukte in Tee aufgelöst getrunken oder in Keksen („Spacecakes“) verbacken und gegessen.“ (drugcom.de, 2021a) Auch kann es über Eimer, Flaschen oder Tetrapacks geraucht werden. (Ulrich & Abplanapl, 2000, p. 12)

Aus pharmakologischer Sicht gesprochen, kann Cannabiskonsum (mit THC) dosisabhängig aus klinischen Studien eine Wirkung auf Psyche und Wahrnehmung, Kognition und Psychomotorik, Nervensystem, Körpertemperatur und weitere körperliche Zusammenhänge haben, die in der Fachliteratur auch noch näher erläutert werden. (Grotenhermen, 2004c, p. 76) Die auffälligsten psychologischen Effekte sind dabei in vier Gruppen einzuteilen: affektive, sensorische, somatische sowie kognitive Wirkungen. (Grotenhermen, 2004c, p. 78) Die Crux dabei ist, dass alle Einflüsse und Auswirkungen des Konsums, die je beschrieben wurden (und vor allem in wissenschaftlicher Literatur angesammelt werden), mit zunehmender Anzahl auf eine Vielzahl von Substanzen zutreffen können. Demzufolge werden hier noch einmal die gängigsten und vor allem intendierten Wirkungen des Cannabiskonsums anhand der bereits zitierten „drugcom“-Internetseite erläutert: Als angenehme Wirkungen werden eine bessere Stimmung, Entspannung, Erheiterung und ein gesteigertes Kommunikationsbedürfnis beschrieben und auf sensorischer Ebene intensivere akustische und visuelle Reize. Als unangenehm können Niedergeschlagenheit, psychomotorische Erregung, Unruhe, Angst ebenso wie Panik, Verwirrtheit und Verfolgungswahn bis hin zu paranoiden Wahnvorstellungen empfunden werden. Diese treten jedoch meist bei unerfahreneren Konsumenten ohne eine beschützende Vorbereitung auf. (drugcom.de, 2021a) Von wissenschaftlicher Seite her heißt es ähnlich: „Die am häufigsten beschriebenen Wirkungen sind Heiterkeit, Euphorie, Entspannung, intensive Sinneswahrnehmungen, Erhöhung der Sensibilität, verstärktes Hungergefühl, Verlangsamung der Zeitwahrnehmung sowie ein tagtraumähnlicher Zustand. Die Aufmerksamkeit richtet sich nach dem Konsum auf Teilaspekte oder Assoziationen.“ (Ulrich & Abplanapl, 2000, p. 13) Dies ließe sich zusammenfassen als Intensivierung und Bewusstwerdung von Gefühlen und gleichzeitiger Ausdämpfung der Außenwelt – eine interessante Kombination in Anbetracht der Umstände, wie sie im weiteren Verlauf der Arbeit noch thematisiert werden. Dabei ist immer zu berücksichtigen, dass jede Person, auch abhängig von Set, Setting, Grundstimmung und vielen weiteren Faktoren, fortlaufend ihre spezielle Eigenbedarfs- und Toleranzgrenze¹³ sowie eigene Empfindungen der Wirkung entwickelt.

¹³ „Toleranz“ in Bezug auf Substanzkonsum beschreibt eine abnehmende Sensitivität gegenüber einer psychotropen Substanz nach wiederholtem Konsum.

Was zudem berücksichtigt werden muss, ist die zeitliche Komponente, vor allem bezüglich des Wirkeintritts. Dieser hängt vor allem von der Konsumform ab: Geraucht tritt die Wirkung meistens unmittelbar ein, gegessen oder getrunken dauert es wegen der langsameren Aufnahme des THC's in den Kreislauf länger und ist unvorhersehbarer, da sie unvermittelt und verzögert einsetzt. Ganz grob kann gesagt werden, dass sie in der Regel nach 15 Minuten am stärksten ist, nach 30 bis 60 Minuten an Intensität verliert und nach spätestens zwei bis drei Stunden vorbei ist. Zudem variiert die Wirkung natürlich auch je nach Wirkstoffmenge, Konsumsituation, Stimmung und psychischer Stabilität des Konsumenten. (drugcom.de, 2021a) Nun sind die Wirkungen, Konsumformen und Rauschumstände von wissenschaftlicher und drogenpädagogischer Seite umfassend beleuchtet. Welche Risiken können zudem, abgesehen von als negativ empfundenen Nebenwirkungen, mit dem Konsum einhergehen?

Konsumrisiken

Der Cannabisrausch und die Folgen dessen können sich, sowohl temporär als auch rein symptomatisch betrachtet, vielfältig auswirken: Neben den bereits beschriebenen kurzzeitigen Auswirkungen während des Rauschs sind bspw. somatische und psychosoziale Folgen sowie Auswirkungen auf die Kognition und ein starkes Schweregefühl möglich. (Hoch et al., 2019, pp. 65–242) Zu berücksichtigen sind auch potenzielle Langzeitfolgen wie die erhöhte Vulnerabilität des Gehirns im Jugendalter. (Hoch et al., 2019, p. 15) Gelegentlich werden auch synthetische Cannabinoide als Cannabis verkauft und konsumiert. Diese weisen jedoch in ihrer chemischen Zusammensetzung, Wirkung und gesundheitlichen Risiken wesentlich andere Merkmale auf, wenn sie auch dem pflanzlich-natürlichen Cannabis nachempfunden sein sollen (und auch meist mit diesem Hintergedanken konsumiert werden). (drugcom.de, 2021b) Aus diesem Grund werden sie hier thematisch ausgeklammert.

Was durch die Arbeit der Bundesregierung intensiv gefördert wird, ist die Aufklärung über die Gefahren des Cannabiskonsums. Neben den gängigen möglichen Nebenwirkungen einer psychotropen Substanz sind natürlich Mischkonsum, also der zeitnahe Konsum mehrerer psychotroper Substanzen, sowie gestrecktes Cannabis, also das Beimischen weiterer Stoffe (die meist im Laufe des Weiterverkaufs untergemischt werden, um mehr Gewicht und damit einen höheren Verkaufspreis zu erreichen) wie Gewürze, Sand, Zucker, gemahlenes Glas, Haarspray, Blei, Schuhcreme etc., ein Thema. (Schill & Teutloff, 2020, p. 18)¹⁴ Mit Aussagen der

¹⁴ Dass Cannabis jedoch, nach Aussage des amtierenden Gesundheitsministers Karl Lauterbach, mit Heroin gestreckt wird, ist schlichtweg falsch. (Laufen, 2021)

vorhergehenden Drogenbeauftragten Daniela Ludwig wie dem berühmten Zitat, dass Cannabis kein Brokkoli sei (Konyen, 2020), und dem ihrer Vorgängerin Marlene Mortler, dass Cannabis verboten sei, weil es illegal ist (Tagesspiegel, 2021), haben die Stellvertreter der Drogenpolitik der letzten Jahre in Deutschland, wie den Zeitungsartikeln dazu zu entnehmen ist, vor allem vor dem Hintergrund der wachsenden Beliebtheit von Cannabis das Risiko der Misskommunikation in die Thematik eingeführt, das im ungünstigen Falle eine sach- und fachgerechte Behandlung zumindest erschwert oder sogar verhindert. Dies führt dazu, dass Konsumenten aufgrund der subjektiv fehlenden Sinnhaftigkeit des öffentlichen Umgangs damit unvorsichtiger bezüglich der Illegalität werden. Ohnehin werden Konsumenten mit zunehmendem Konsum nachlässiger im Umgang mit der Substanz selbst: „Die individuelle Risikobeurteilung zu Cannabis ist von zentraler Bedeutung und dient als Schwellenwert für den Erst- sowie Folgekonsum dieser Droge. Dieser sinkt mit zunehmender Konsumerfahrung.“ (Eul & Stöver, 2012, p. 0) Strafverfolgung sowie unbedachter Konsum können die Folgen sein. Was dabei auch keinesfalls zu unterschätzen ist, ist der (psychische) Druck, der durch die Politik auf den Konsumenten lastet – die wenigsten Menschen fühlen sich gerne kriminalisiert, besonders, wenn sie als Konsumenten in der Prohibition keinen Sinn erkennen.

Bezüglich der psychotropen Wirkungen von Cannabis ist natürlich auch einiges zu beachten: „Marihuana ist keine vollständig gute Substanz. Es ist eine starke Droge mit einer Vielzahl von Effekten. Allerdings bewegen sich diese unerwünschten Effekte einer Marihuanaverwendung mit Ausnahme der Schäden, die mit dem Rauchen verbunden sind, innerhalb der Effekte, die bei anderen Medikamenten toleriert werden.“ (Joy et al. 1999 in Grotenhermen, 2004a, p. 291) Wirkungstechnisch, sei dies nun intendiert oder unintendiert, sind sich Cannabis und Medikamente demzufolge ziemlich ähnlich. Oder in anderen Worten: Andere psychotrope Substanzen, bei denen praktischerweise die Nebenwirkungen in der Regel sehr genau dokumentiert werden, ähneln Cannabis in der Gefährlichkeit seiner Nebenwirkungen. Die gute Nachricht für Konsumenten ist: Bis heute gibt es keine dokumentierten Todesfälle im direkten Zusammenhang mit Cannabiskonsum. (Grotenhermen, 2004b, p. 292) Was passieren kann, sind natürlich Todesfälle im sekundären Zusammenhang mit Konsum durch die Beschaffenheit des typischen Rauschzustandes; sei es durch einen Autounfall, falsches Einschätzen einer Entfernung oder Höhe im Rauschzustand, Vergessen den Herd auszumachen oder andere Folgen. Statistisch relevanter – wenn auch durch die aktuelle Gesetzeslage nicht ausreichend erfasst – sind jedoch die kurz- und langfristig belegten *beobachtbaren* Nebenwirkungen des Cannabiskonsums. Dies können beispielsweise Beeinträchtigungen von Gedächtnis, Aufmerksamkeit, Reaktionsfähigkeit, Feinmotorik und Bewegungskoordination sein –

wogegen sich zudem mit zunehmendem Konsum eine Toleranz entwickelt. (Grotenhermen, 2004b, p. 293) Zudem werden bei entsprechender Veranlagung auch Psychosen, Abhängigkeit und somatische Folgen bei chronischem Cannabiskonsum in Erwägung gezogen. (Hoch et al., 2019) Dann gibt es natürlich durch den oftmaligen Mischkonsum mit Tabak noch die Schäden für die Lunge und chronische Effekte auf Immunsystem, Hormone, Psyche, Kognition und mehr. (Grotenhermen, 2004b, pp. 294–295) Dennoch: „Das Gesundheitsrisiko im Zusammenhang mit Cannabiskonsum ist im Allgemeinen niedriger als das mit dem Konsum anderer Drogen.“ (EMCDDA, 2011, p. 13)

Andererseits ist Cannabis nicht die „Einstiegsdroge“, als die sie immer noch häufig bezeichnet wird. Studien zufolge findet der Einstieg in den Cannabiskonsum meist im Zeitraum der Pubertät statt (Monshouwer, Smit, Graaf, van Os, & Vollebergh, 2005) und, wie eine der wohl populärsten wissenschaftlichen Studien zu Substanzkonsum bereits in den 90er Jahren zeigte, nach vorherigem Konsum von Alkohol und/oder Zigaretten. (Kandel & Yamaguchi, 1993) Doch das bedeutet *nicht*, dass der Alkohol- und Zigarettenkonsum einen zwangsläufigen Cannabiskonsum nach sich zieht und, wie leider noch immer stellenweise aus früheren, längst überholten Studien zitiert wird, zur „Sucht nach harten Drogen“ wird. Die so beobachtete Abfolge der Konsummuster lässt lediglich darauf schließen, dass jemand, der legale psychotrope Substanzen konsumiert, mit höherer Wahrscheinlichkeit auch andere ausprobiert als jemand, der komplett abstinent lebt. Ein „kalter“ Einstieg in den Konsum illegaler Substanzen ohne vorherigen Konsum von Alkohol oder Zigaretten ist so unwahrscheinlich, dass er in der Forschungsliteratur noch nicht einmal thematisiert wird. „Bis heute konnte jedenfalls kein kausaler Zusammenhang zwischen Cannabiskonsum und späterem Heroin/Kokaingebrauch ermittelt werden. Ein chronologischer Zusammenhang – die meisten Heroinkonsumenten haben mit Cannabis als erste illegale Droge ihre Drogenkarriere begonnen – ist noch kein ursächlicher. Der Umkehrschluss, dass Cannabiskonsum zwangsläufig zu ‚härteren‘ Drogen greifen, ist insofern unzulässig. Wenn denn diese These stimmen würde, dann hätten wir es mit Legionen von Drogenabhängigen zu tun.“ (Schneider, 2002, p. 5)

Die Risiken des Konsums fallen demnach bei reinem Cannabis vergleichsweise *relativ* gering aus. Die Gefahr liegt vor allem in gestreckten Produkten, synthetischen Cannabinoiden, Unterschätzung der Nebenwirkungen wie auch in den Folgen der strengen Strafverfolgungspolitik für das weitere Leben der Jugendlichen. Demzufolge ist wenig verwunderlich, wie schnell sich der Cannabiskonsum in der Jugend zunehmend ausbreitet. Dennoch muss auch berücksichtigt werden, dass es kaum Studien zur Gefährlichkeit von

Cannabiskonsum bzw. zur Wirkung bestimmter Konsummengen gibt. Die Einschätzung, ob den Konsumenten gerade reines oder verunreinigtes Cannabis vorliegt, fällt zudem durch die wenigen Testmöglichkeiten aufgrund der Illegalität sehr schwer. So merken Konsumenten häufig nicht oder erst sehr spät, welchen Risiken sie sich unbewusst ausgesetzt haben. Die Strafverfolgung verliert indessen, wie beschrieben wurde, mit zunehmender Konsumhäufigkeit an Bedeutung – trifft die Jugendlichen jedoch umso härter, wenn sie doch „erwischt“ werden. Demzufolge bleibt das Risiko generell schwer einschätzbar. Hinzu kommt, dass durch die Illegalität immer wieder gefährliches Halbwissen in Verbraucherkreisen kursiert, das durch offizielle Stellen nicht relativiert werden kann, da von dort zwar Infos zu den rechtlichen Folgen und körperlichen und psychischen Risiken des Konsums veröffentlicht werden, jedoch keine zu Themen wie Safer Use (also woran beispielsweise reines Cannabis zu erkennen ist, wie eine risikoarme Dosierung aussieht etc.). Solche Informationen finden ihren Weg noch immer größtenteils über das Internet oder Hörensagen, was natürlich gewisse Gefahren der Falschinformation birgt.

Verbreitung

Dass und in welchem Ausmaß Cannabis in den letzten Jahren in Deutschland zunehmen häufiger konsumiert wird, soll in diesem Abschnitt thematisiert werden. Bereits im Jahr 2004 war von der „Alltagsdroge Cannabis“ die Rede: „Sie ist, Umfragen belegen es, für einen Großteil der Bevölkerung kurzfristig und mit geringem Aufwand zu beschaffen, sie wird inzwischen beinahe allenthalben auch in der Öffentlichkeit konsumiert, sie hat einen festen Platz in der kulturellen Darstellung eingenommen.“ (Gaßmann 2004 in Kolte, Schmidt-Semisch, & Stöver, 2006, p. 7) Seit wann gibt es diesen Prozess? Sehen wir uns dazu die Zahlen der letzten Jahre an.

Cannabis ist laut einem BZgA-Forschungsbericht zur „Drogenaffinität Jugendlicher“ die aktuell und seit einiger Zeit anhaltend am weitesten verbreitete illegale Substanz in der Bundesrepublik Deutschland. (Orth & Merkel, 2020) Im epidemiologischen Suchtsurvey weichen die Zahlen leicht ab, jedoch weisen beide Studien eindeutig in dieselbe Richtung. Zu Zweiterer gibt es zudem tabellarische Veranschaulichungen, weswegen diese hier zusätzlich zur textlichen

Erläuterung verwendet werden. Sehen wir uns an einer Tabelle die Verbreitung von Cannabiskonsum in der Gesamtbevölkerung¹⁵ an: Hieran ist erkennbar, wieviel Prozent der Gesamtbevölkerung in Deutschland bereits Cannabis konsumiert haben – dieser Wert ist in den letzten Jahren rapide gestiegen (Abbildung 3). Das bedeutet, dass die Zahl der Erstkonsumenten stetig zunimmt.

Lebenszeitprävalenz des Konsums illegaler Drogen bei 18- bis 59-Jährigen, 1995-2018 (Prozent)											
		Erhebungsjahr									
		1990	1995	1997	2000	2003	2006	2009	2012	2015	2018
Cannabis	Gesamt	14.0*	11.9*	11.5*	19.4*	24.5*	24.7*	27.5*	26.6*	30.2	31.9
	Männer	17.7*	16.0*	13.9*	23.0*	30.5*	28.8*	32.4*	31.1*	35.1	36.4
	Frauen	10.3*	7.8*	9.2*	15.7*	18.3*	20.4*	22.3*	21.8*	25.3	27.2

Abbildung 3: Lebenszeitprävalenz des Cannabiskonsums unter Erwachsenen insgesamt der letzten 30 Jahre. Quelle: Seitz et al. 2019, S. 5¹⁶

Die Altersverteilung scheint auf diese Verbreitung einen immensen, wenn nicht gar den bedeutendsten Effekt aufzuweisen. „Von den 12- bis 17-jährigen Jugendlichen haben 10,4 % und von den 18- bis 25-jährigen Erwachsenen 46,4 % Cannabis zumindest einmal ausprobiert.“ (Orth & Merkel, 2020, p. 9) Wohlgemerkt trotz der Prohibition – die Dunkelziffer könnte zudem noch höher sein und diese Entwicklung war seit einigen Jahren bereits abzusehen: „Die Trends des Cannabiskonsums [...] zeigen, dass dieser unter 12- bis 17-jährigen Jugendlichen und 18- bis 25-jährigen jungen Erwachsenen in Deutschland seit einigen Jahren ansteigt. [...] In den Gruppen der 18- bis 25-jährigen Frauen und Männer steigen die 12-Monats-Prävalenzen des Cannabiskonsums seit 2008.“ (Orth & Merkel, 2020, p. 9) Zwischen 1990 und 2018 ist also die Lebenszeitprävalenz (Prävalenz bezeichnet die gesamte Anzahl der Fälle im betrachteten Teil der Bevölkerung während dieses Zeitraums) bezüglich Cannabis in *allen* Altersgruppen gestiegen und ist dabei unter Jugendlichen und jungen Erwachsenen am weitesten verbreitet (Abbildung 4).

¹⁵ Die Aufteilung in Männer und Frauen habe ich mit aufgenommen, da sie in der Originalquelle aus guten Gründen so getroffen wurde und, wie im Fazit angemerkt werden wird, Bedarf an weiterer Forschung in diese Richtung zeigen könnte. An dieser Stelle hier bietet sie jedoch lediglich eine interessante Ergänzung zu den Gesamtzahlen.

¹⁶ Die Sternchen neben einigen der Zahlen stammen aus der Originalquelle, deuten auf eine statistische Signifikanz hin und bedürfen für die vorliegende Auswertung keiner weiteren Interpretation.

Lebenszeitprävalenz des Konsums illegaler Drogen nach Alter, 1995-2018 (Prozent)

		Erhebungsjahr									
		Alter									
		1990	1995	1997	2000	2003	2006	2009	2012	2015	2018
Cannabis	18 - 24	15.2*	23.6*	21.5*	36.6*	43.0	39.5	34.5*	28.5*	34.6*	41.2
	25 - 39	13.4*	16.2*	15.7*	24.2*	29.8*	31.9*	37.5*	39.0*	40.8	41.9
	40 - 59	-	4.8*	4.9*	10.2*	15.9*	16.5*	19.7*	18.9*	22.8	23.1
	60 - 64	-	-	-	-	-	5.0*	5.8*	9.6*	13.3	13.8

Abbildung 4: Lebenszeitprävalenz des Cannabiskonsums nach Alter der letzten 30 Jahre.

Quelle: Seitz, Böttcher, Atzendorf, Rauschert, & Kraus, 2019a, p. 4

Mit einer dritten Beobachtung lässt sich dieses Bild schließlich ergänzen. Nun geht es darum, wieviel Prozent der Altersgruppen im jeweils vergangenen Jahr Cannabis konsumiert haben; damit wird der Fehler ausgeschlossen, dass beispielsweise ältere Generationen bereits gekifft haben, dies aber schon 30 Jahre her ist und in die Statistik von 2018 einfließt. Vorerst dazu wieder zur Vervollständigung die Prävalenz in der Gesamtbevölkerung: Bei der Betrachtung der 12-Monats-Prävalenz in der Gesamtbevölkerung ebenfalls ein aufsteigender Konsumtrend erkennbar (Abbildung 5).

12-Monats-Prävalenz des Konsums illegaler Drogen bei 18- bis 59-Jährigen, 1995-2018 (Prozent)

		Erhebungsjahr									
		1990	1995	1997	2000	2003	2006	2009	2012	2015	2018
Cannabis	Gesamt	4.1*	4.4*	4.0*	6.0*	6.9*	5.1*	5.2*	5.1*	7.0	8.3
	Männer	5.6*	6.5*	5.4*	7.6*	9.1*	7.0*	7.0*	6.7*	8.7	10.3
	Frauen	2.7*	2.3*	2.7*	4.4*	4.7*	3.1*	3.4*	3.4*	5.3	6.2

Abbildung 5: 12-Monats-Prävalenz des Cannabiskonsums unter Erwachsenen der letzten 30 Jahre; Quelle: Seitz et al. 2019, S. 7

Die Ergebnisse auch dieser Tabelle zur 12-Monats-Prävalenz im vergangenen Jahr nach Alter sortiert sind eindeutig – die Konsumanzahl in den Altersgruppen steigt (nicht die Häufigkeit oder Menge bei Einzelnen!), vor allem unter Jüngeren (Abbildung 6); es probieren also mehr Menschen Cannabis zumindest aus in den letzten Jahren. Und, ergänzend dazu wieder aus einem BZgA-Forschungsbericht: „Auch unter 18- bis 25-jährigen jungen Männern und Frauen steigt die Verbreitung des Cannabiskonsums in der jüngeren Vergangenheit an. Im Zeitraum 2008 bis 2018 haben sich in diesen beiden Gruppen die 12- Monats- und 30-Tage-Prävalenzen

nahezu verdoppelt und die Verbreitung des regelmäßigen Cannabiskonsums ist deutlich angestiegen.“ (Orth & Merkel, 2019, p. 22)

12-Monats-Prävalenz des Konsums illegaler Drogen nach Alter, 1995-2018 (Prozent)

	Erhebungsjahr										
	Alter										
	1990	1995	1997	2000	2003	2006	2009	2012	2015	2018	
Cannabis	18 - 24	7.7*	15.7*	11.9*	21.1*	22.1*	16.9*	15.1*	14.3*	20.6*	24.3
	25 - 39	2.3*	5.0*	4.8*	7.0*	8.4*	6.5*	6.7*	7.3*	8.3*	10.7
	40 - 59	-	0.5*	0.6*	0.8*	2.1*	1.5*	1.8*	1.4*	2.8	2.6
	60 - 64	-	-	-	-	-	0.1*	0.1	0.2*	0.4	0.8

Abbildung 6: 12-Monats-Prävalenz des Cannabiskonsums nach Alter der letzten 30 Jahre; Quelle: Seitz et al., 2019a, p. 6

Was „regelmäßigen Konsum“ angeht, sind die Aussagen der Studien nicht einheitlich bezüglich der genauen Häufigkeit und was unter Regelmäßigkeit zu verstehen ist, daher möchte ich diesen Begriff hier nicht weiterverwenden. Zur Konsumhäufigkeit der Konsumenten in gewissen Zeiträumen („Konsumfrequenz“) gibt es ebenfalls aktuelle Studien. Es lässt sich feststellen, dass die meisten Cannabiskonsumanten sehr gezügelt sind und weniger als einmal im Monat konsumieren (Abbildung 7).

Konsumfrequenz illegaler Drogen in den letzten 12 Monaten (Konsumenten der jeweiligen Droge) (Prozent)

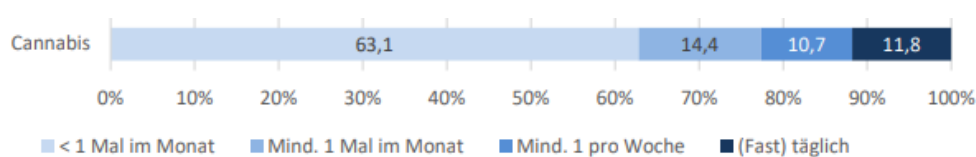


Abbildung 7: Konsumfrequenz von Cannabis; Quelle: Seitz, John, Atzendorf, Rauschert, & Kraus, 2019b, p. 7

Aus all diesen Studien lassen sich drei Dinge schließen: Erstens ist gerade unter jungen Menschen Cannabis heutzutage weit verbreitet (auf vergleichende Zahlen zu legalen Substanzen sowie theoretisch hinderliche Umstände zu diesen Entwicklungen, die diese Zahlen im Kontext zusätzlich sehr hoch scheinen lassen, wird auf den nächsten Seiten eingegangen). Zweitens steigt die Konsumverbreitung, also die Anzahl der Konsumenten in den letzten Jahrzehnten, kontinuierlich (wenn auch nicht linear, doch mit längerfristigem Aufwärtstrend) an und drittens

zeigt sich eine recht gezügelte Konsumfrequenz, was im Gesamten auf viele, jedoch nicht allzu häufig konsumierende Jugendliche schließen lässt. Mit einer Studie von 2019, in der anhand der ESA Entwicklungstrends von Substanzkonsum zwischen 1995 und 2018 ausgewertet wurden, konnte zudem eine auch künftige Zunahme von Cannabiskonsum „nicht ausgeschlossen werden“ (Deutsches Ärzteblatt, 2019).

Zusammenfassend sei hier noch eine Grafik aus dem aktuellen „Workbook Drogen“ der Deutschen Beobachtungsstelle für Drogen und Drogensucht (DBDD) aufgezeigt, anhand der (wieder mit wegen methodischer Unterschiede leicht abweichenden, jedoch vergleichbaren Werten) auch grafisch sichtbar wird, dass der Cannabiskonsum in den letzten Jahrzehnten in allen Altersgruppen und am stärksten unter der Jugend angestiegen ist (Abbildung 8):

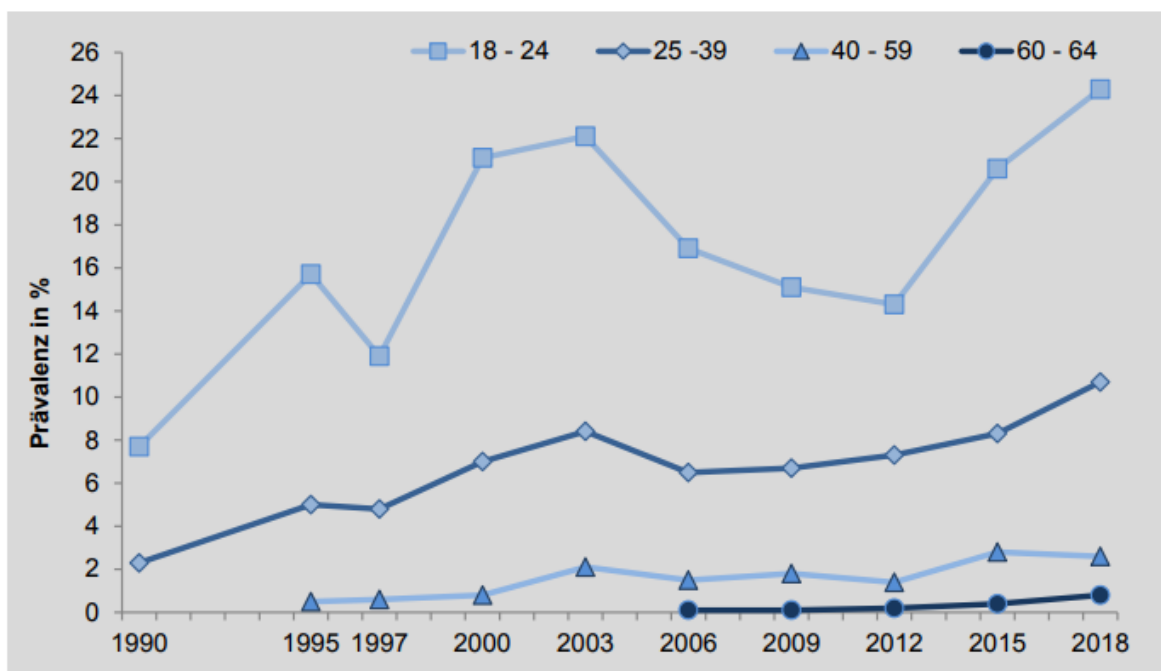


Abbildung 8: Trends der 12-Monats-Prävalenz des Cannabiskonsums bei 18- bis 64-Jährigen in Deutschland, 1990-2018 (ESA) nach Altersgruppen; Quelle: Karachaliou et al., 2020, p. 13

Bestünde aus Gründen der Vollständigkeit noch die Frage, wer genau die Konsumenten sind, die diese Zahlen bedingen, ließe sich das noch weiter ausdifferenzieren. Hinsichtlich des Schultyps, Migrationshintergrunds und Geschlechts sind in all diesen Studien zwar vereinzelt Unterschiede zu erkennen, jedoch nichts auf Dauer statistisch Signifikantes. (Orth & Merkel, 2020, pp. 57–59) Andere strukturelle Merkmale wie Ethnie und soziale Schicht weisen zwar ebenfalls Zusammenhänge auf, historisch gesehen sind diese aber nur vorübergehend: Einheimische Kul-

turen sind formend für Substanzkonsum, aber nicht die ausschlaggebende Kraft. Substanzkonsum ist demnach in seiner Beschaffenheit kein Einzelphänomen; er weicht von der jeweils konventionellen Erwachsenenkultur ab, „sowohl am Campus als auch im Ghetto“. (Lukoff, 1983, p. 223) Zusammenfassend lässt sich daher nur sagen: Es besteht ein eindeutiger, schichtunabhängiger Zusammenhang zwischen dem Faktor Jugend und dem Cannabiskonsum. Welche Rolle spielt jedoch die Kultur dabei – bzw. spielt sie überhaupt eine Rolle? Dazu bedarf es eines oberflächlichen Vergleiches der Konsumzahlen im globalen Kontext: Cannabis ist bereits seit geraumer Zeit die weltweit am häufigsten konsumierte Droge – trotz des in den meisten Ländern geltenden Verbotes. Das United Nations Office on Drugs and Crime (UNODC) schätzt, dass 2019 fast 4 Prozent (Spanne: 2,8-5,1 Prozent) der Weltbevölkerung¹⁷ im Alter von 15-64 Jahren mindestens einmal Cannabis konsumiert haben, was etwa 200 Millionen Menschen entspricht (Spanne: 141 Millionen-256 Millionen). (United Nations publication, 2021, p. 19) Die 12-Monats-Prävalenz des Cannabiskonsums in Deutschland entspricht indessen mit 7,1 % dem Niveau des europäischen Gesamtmittelwertes. (Atzendorf, Rauschert, Seitz, Lochbühler, & Kraus, 2019, p. 582) Deutschland ist in dieser Hinsicht also weder besonders auffällig noch lassen sich große Abweichungen erkennen. Im Gegenteil – selbst die Steigerung des Konsums passt sich gut in das Bild anderer (ebenfalls als postkapitalistisch einzuordnender) Nationen ein (United Nations publication, 2021, p. 19) und dient damit als geeignetes Exempel für die dort ablaufenden Prozesse und Wechselwirkungen mit Substanzkonsum. Wodurch werden nun die vorliegenden Zahlen gestützt, wie werden sie durch die in Deutschland gegebenen politischen Umstände strukturell gerahmt und was ist diesbezüglich in den letzten Jahren passiert? Sehen wir uns dazu erst kurz einen nicht zu unterschätzenden Einflussfaktor auf die Politik an:

Lobbyismus und Trend

Die Hanflobby ist nicht in ihrem Einfluss auf das politische und gesellschaftliche Stimmungsbild zu unterschätzen. Es gibt diverse Organisationen, die sich nicht nur im kleinen Kreis oder über das Internet, sondern auch über Petitionen und sogar bereits im Bundestag für Cannabis(-legalisierung) engagieren (vgl. hierzu exemplarisch H.A.N.F. e.V., 2021; Branchenverband Cannabiswirtschaft e. V., 2021; Deutscher Hanfverband, 2021) und sogar Gallionsfiguren wie den bei fast jeder Talkshow zu diesem Thema vertretenen „Richter Müller“, der sich als Jugendrichter seit mehreren Jahrzehnten engagiert für die Legalisierung von Cannabis einsetzt.

¹⁷ An dieser Stelle ließen sich theoretisch auch Ergebnisse des Global Drug Survey einbringen, der weltweit *größten* Studie zu Substanzkonsum; diese ist jedoch nicht repräsentativ. (Werse, 2020, p. 23)

(vgl. auf Twitter @Richter_Mueller)¹⁸ Zudem setzen sich auch Initiativen und Verbände, deren Schwerpunkt nicht der Cannabisanbau und -vertrieb ist, dafür ein, so beispielsweise der Deutsche Bauernverband, die Naturschutzjugend, eine Vielzahl von Wissenschaftlern, Landwirten, Agrargenossenschaften und Unternehmen. (Herer & Bröckers, 2014, p. 362) Dahinter stehen natürlich auch ideelle, aber vor allem wohl wirtschaftliche Interessen. Mal geht es dabei um Hanf als Nutzpflanze, mal um THC-haltiges Cannabis – doch die Pflanze ist im Gespräch. Wieder, nach einer langen, abwechslungsreichen, vor allem politischen Historie:

Politik und Rechtslage

Der Anbau und Besitz von Cannabis ist seit 1929 in Deutschland verboten. Darauf folgte auch der Schwund von medizinischem Cannabis aus den Apotheken und nicht nur „Besitzer“, also Käufer und Verkäufer, die seitdem als „Dealer“ bekannt sind, sondern auch Konsumenten gerieten in den kritischen Blick der Justiz. Inzwischen ist jedoch ein Wandel bemerkbar: „Der Besitz, Handel und Anbau von Cannabis ist verboten. Allerdings hat das Bundesverfassungsgericht 1994 in einem vieldiskutierten Urteil die Option dafür geschaffen, dass bei Vorliegen einer geringen Menge von einer Strafe abgesehen und das Verfahren eingestellt werden kann. Wie viel eine geringe Menge ist, wurde jedoch nicht festgelegt, sondern kann je nach Bundesland unterschiedlich ausfallen.“ (drugcom.de, 2021a) Unter Daniela Ludwig als Drogenbeauftragter gab es zwar Bestrebungen, den Grenzwert für eine geringe Menge auf 6 Gramm Haschisch oder Cannabis zu vereinheitlichen (drugcom.de, 2021a) – bisher reicht diese von 0 Gramm in Bayern bis zu 15 Gramm in Berlin – (Schill & Teutloff, 2020, p. 146), durchgesetzt wurde dies jedoch nicht. Cannabiskonsum (also der Rauschzustand an sich) ist zwar keine Straftat, Angaben zu Begleitumständen (Personen, Ort, Beschaffung, Besitz etc.) sowie das Mitführen der Substanz können aber zur Einleitung von Ermittlungsverfahren führen. Die Anzahl sogenannter „Handelsdelikte“ ist dabei im Jahr um 1,5 % gestiegen. Der Anteil dieser an allen Rauschgift-Handelsdelikten betrug 58,8 %, womit Cannabis nach wie vor die mit Abstand meistgehandelte psychotrope Substanz in Deutschland ist. (Bundeskriminalamt, 2021, p. 14)

Im medizinischen Bereich existieren indessen Bestrebungen einer Teil-Legalisierung: „Das Gesetz ‚Cannabis als Medizin‘ ist am 10. März 2017 in Kraft getreten. Ziel ist die Verbesserung der Palliativversorgung. Eine Begleiterhebung soll Informationen zum langfristigen Gebrauch von Cannabis wissenschaftlich sichern.“ (Bundesgesundheitsministerium, 2021) Dieses Gesetz

¹⁸ Mit ihm muss auch sein wohl härtester Gegenspieler, der Psychiater Rainer Thomasius (Thomasius, 2018), genannt werden, da die beiden selten in einer Talkshow einzeln auftreten.

beinhaltet die Erlaubnis für individuell (hier zu kompliziert aufzuschlüsselnde) zu treffende Entscheidungen, Patienten Rezepte auszustellen, die finanziell nicht von den Krankenkassen übernommen werden. Interessant beim Trend dabei ist, dass seit einem Höchststand im Jahr 2017, als das Gesetz rechtskräftig wurde, die Zahl der Handelsdelikte nach einem ersten Einbruch wieder jährlich stiegen. (Bundeskriminalamt, 2021, p. 14). Inwiefern dieser kurze Einbruch mit der Teillegalisierung zu tun hatte, bleibt wegen der mangelhaften Datenlage offen für Interpretationen – auffällig bleibt ungeachtet dessen weiterhin die kontinuierliche Steigerung des Konsums in der Gesamtbevölkerung. Was die beständigen Gegebenheiten und zugleich langsam stattfindenden politischen Veränderungen jedoch für die Konsumenten bedeuten – dass sie nicht nur Einfluss auf die Umstände haben, sondern auch auf die Gründe des Konsums, dazu komme ich in einem späteren Teil der Arbeit.

Im Laufe der Entstehung dieser Arbeit zeichnete sich eine politische Neuerung ab, die die hier dargelegte gesellschaftliche Entwicklung stark untermauert: Unter der seit 2021 regierenden Ampelkoalition soll Cannabis noch in dieser Legislaturperiode in Deutschland legalisiert werden. (ntv Nachrichten, 2021) Das Medienecho war bereits bei der Ankündigung dessen riesig.

Dieser vorhergehende Absatz hat nun sozusagen Zinbergs als Drug bezeichnete Substanz beschrieben, seine wichtigsten Begriffe, die Konsumwirkung, Konsumrisiken, die Verbreitung, Lobbyismus und Trend sowie Politik und Rechtslage dazu. Wie steht es nun um Set und Setting, speziell in Bezug auf Cannabis?

3.2 Set und Setting

Nun sind die Grundlagen und Umstände zu Cannabis als Substanz bekannt, die Wirkung der Drug wurde also schon gezeigt. Dennoch hängen Drug, Set und Setting eng zusammen und mehr als um die Substanz an sich geht es beim Rauscherleben und dessen Folgen, wie bereits angesprochen wurde, um Set und Setting. Beispielhaft dazu lässt sich ableiten, „dass die Aussicht, durch die Erforschung der Drogen zu einem Verständnis der Drogensucht [*bzw. des Konsums, Anm. d. A.*] zu gelangen, ungefähr so groß ist wie die Aussicht, die Bedeutung von Weihwasser durch die Erforschung von Wasser zu begreifen“. (Szasz, 1978, p. 73) Dennoch darf die Wirkung von Cannabis selbst an dieser Stelle nicht außer Acht gelassen werden, um die Intentionen bei in diesem Rausch beabsichtigten Sets und Settings nachvollziehen zu können.

Set

Einen nicht zu unterschätzenden Einfluss auf die Wirkung einer psychotropen Substanz hat nun also das Mindset, bei Zinberg „Set“ genannt (Zinberg, 1984). Dies ist quasi die Summe aus der Einstellung des Konsumenten zur Substanz und der individuellen Erwartungshaltung ihr gegenüber sowie mit dem generellen Mindset, der psychischen Verfassung und der Stimmung des Konsumenten – die natürlich auch wieder geprägt sind vom, wie gezeigt werden wird, makro- und mikrostrukturellen Setting:

„Schon früh haben insbesondere Ethnologen darauf hingewiesen, dass kulturelle Determinanten die Drogenerfahrung entscheidend beeinflussen. Glaubenssysteme, Werte und Erwartungen bestimmen das subjektive Drogenerleben und damit auch das Verhalten zur Droge entscheidend mit. Die Einstellungen des Benutzers selbst sind dabei von wesentlicher Bedeutung.“
(Blätter, 1993, p. 130)

Auch der Sozialpsychologe und Suchtforscher Stanton Peele erkannte schon, dass es bei der Art von Konsumerfahrungen immer auch um die Wechselwirkung der Substanz zum Menschen geht. (Peele & Brodsky, 1992, pp. 73–75) Er legte den Fokus allerdings auf „süchtige“ Personen und argumentierte, dass der Konsum als Mittel zum Ertragen oder Ausblenden eines Schmerzes oder einer Angst diene. (Peele, 1983, pp. 62–68) Wir erinnern uns und schließen erneut daraus, dass der Konsum natürlich erstens eine Funktion erfüllt – und zwar immer, mehr dazu später – und zweitens eben auch mit einer Erwartungshaltung herangegangen wird, meistens mit einer positiven, zumindest im Gedanken an die Wirkung der Substanz. Mit anderen Worten: „We have to start with people’s needs, and then ask how Drugs fit into those needs.“ (Peele, 1983, p. 77) Zudem werden persönliche Werte und Einstellungen im Jugendalter erst entwickelt, auch im Zusammenhang mit Substanzkonsum (Wurdak, Wolstein, Hilpert, Dirnberger, & Hauth, 2015, p. 25) – sowohl durch den Konsum selbst als auch in der Vorbereitung dessen, was wiederum das Set im Konsum- und Rauschmoment beeinflusst. „Marihuana-Gebrauch ist eine Funktion der jeweils individuellen Vorstellung von Marihuana und der möglichen Verwendungsweisen Marihuanas. Die Vorstellung von Marihuana durchläuft mit zunehmender Rauschgift-Erfahrung des Individuums eine Entwicklung.“ (Becker, Dellwing, Abermeit, & Plessner, 2014, p. 58) Das Set ist also zudem, auch bezüglich Cannabis speziell, stetig wandelbar.

Kombinieren lässt sich nun dieser Aspekt, die innere Einstellung der Konsumenten, auch mit ihrem Umfeld, da diese beiden Faktoren zumeist automatisch korrelieren: Eine Einstellung wird geprägt von Gesprächen, Eindrücken, Erfahrungen, Erzählungen, Vorbildern, Orientierungen, Wünschen, Warnungen etc. Diese Einstellungen und Werthaltungen können auch definiert werden als „Lebensstile“. Ein Exkurs dorthin würde zu weit führen, jedoch lässt sich kurz zusammenfassen, dass auch hier in der Forschung mit fehlender Trennschärfe gekämpft wird und die Begriffe über Lebensführung und Lebensweise bis zu Subkultur und weiter reichen (Hackauf, 2002, p. 879) und sie „nicht nur für allgemeine Werthaltungen, Einstellungen und Verhaltensmuster von Jugendlichen, sondern auch für Zugehörigkeiten zu Szenen und Netzwerken von Gruppen“ stehen (Hackauf, 2002, p. 879). Die Verknüpfung von Lebensstilen mit Alkoholkonsum wurde beispielsweise schon mithilfe einer Clusteranalyse untersucht; dabei wurden anhand von Freizeitverhalten, Film- und Fernsehkonsum, Musikstil, Kleidungsstil, Zeitschriftenkonsum und Einrichtungsstil vier Lebensstile definiert (Raithel, 2005, pp. 180–182), wobei sich die Relevanz dieser Faktoren selbst in den 15 Jahren seit dieser Studie erheblich verschoben hat, wie an einer Betrachtung der Netflix- und Instagram-geprägten Lebenswelt heutiger Jugendlicher erkennbar sein sollte. Zigarettenkonsum galt als „lebensstilgruppenspezifisch indifferent“ (Raithel, 2005, p. 182), weitere Konsumformen wurden leider nicht untersucht. Was sich daraus jedoch ableiten lässt, ist die Erkenntnis über den Zusammenhang zwischen der Umwelt und der inneren Einstellung zum Substanzkonsum, Set und Setting hängen also eng zusammen. Lebensstil und Cannabis werden in Kapitel 6 näher verknüpft, denn das Set spielt eine große Rolle speziell beim Cannabiskonsum. Wie die Umwelt zudem an sich den Substanzkonsum beeinflusst, wird im Folgenden thematisiert.

Setting

Beim Setting gilt es also aus meiner Sicht zwei Umstände zu unterscheiden: Erstens, die direkte soziale und lokale Umgebung, in der konsumiert wird, und zweitens, die generellen gesellschaftlichen Gegebenheiten. Was das gesamtgesellschaftliche Setting angeht, die Gesamtumstände zu Prohibition, Wirtschaft und Einstellung zu psychotropen Substanzen, so wurde dieser Bereich speziell bei Cannabis ja bereits in Kapitel 3.1 angeschnitten. Die generelle Einflussnahme des Kapitalismus wird so erst seit Neuestem in der Literatur zur Postmoderne thematisiert, weswegen zum „Vorher“ nicht viel gesagt werden kann. Vom aktuellen, neuartigen Zustand handeln dann Kapitel 4 und folgende. Nun wird daher das Setting auf der Mikroebene thematisiert.

Was ist nun in erster Linie mit dem substanzbezogenen Setting gemeint? „Heranwachsende treffen nicht einfach auf Bier, sondern auf eine Bierkultur, in der bestimmt ist, wer wie wann und mit wem Bier trinken kann, darf oder nicht soll. Eine Drogenkultur ist das Gesamt der Gebote und Verbote, der Riten und Verhaltensmuster, der Einstellungen und Vorstellungen zum Drogengebrauch in einer bestimmten Gesellschaft, einer sozialen Schicht oder Gruppe. Die jeweilige Kultur wurde entwickelt, um den Drogengebrauch in die jeweils bestehende Gesamtkultur zu integrieren und so den Nutzen, um derentwillen Drogen gebraucht werden, zu optimieren und gegen die damit verbundenen Risiken abzusichern.“ (Völger&v. Welck 1982 in Wieland, 1997, p. 271) Daraus lässt sich schließen, dass Ge- und Verbote in der „Drogenkultur“, also auch beim Cannabiskonsum, sich grundlegend von den gesetzlichen Vorschriften unterscheiden – und zwar nicht nur unterscheiden können, sondern bezüglich Cannabis aufgrund der durch politischen Situationen gegebenen Widrigkeiten auch unterscheiden müssen. Im Mittelpunkt steht die Interdependenz von Substanz, Subjekt und Gruppe – Drug, Set und Setting.

Inzwischen ist gemeinhin bekannt, dass Cannabiskonsum selten ein reiner Selbstzweck ist, sondern Jugendliche damit einen bestimmten (aus mehreren Faktoren bestehenden) Sinn verfolgen. Es kann dabei um eine Abgrenzung von der Elterngeneration, den Ausdruck eines persönlichen Stils, eine absichtliche Normverletzung sowie um Genuss und subkulturellen Lebensstil gehen. (Settertobulte, 2005) Es „[...] bestimmen das persönliche Befinden, das Umfeld, die Erwartungen und die Atmosphäre [...] alle spezifischen Faktoren der Reaktion. Man reagiert nicht auf die Droge, sondern stets auf das Umfeld plus die Droge.“ (Brunner, 2004) Der Motor des Konsums, so schreibt bereits der Psychoanalytiker Thomas Szasz, liegt in der Lebenswelt und ist nicht pharmakologisch begründet. (Szasz, 1978, pp. 122–124) Becker beschreibt Substanz-, ja speziell sogar Cannabiskonsum als eine Entwicklung, „die eher durch soziale Zuschreibungen als durch Substanzwirkungen beeinflusst wird. Drogenkonsum in verschiedenen Ausprägungen tritt auf als aktive Auseinandersetzung des Individuums mit seiner Umwelt, in der der Konsum erlernt wird durch die Vermittlung von Techniken und die Wahrnehmung und den Genuss drogenbedingter Effekte.“ Selbst negative Effekte resultieren demnach eher aus kulturellen Definitionen als aus pharmakologischen Wirkungen. (Becker 1983 in Dollinger, 2005a, p. 149) Apropos erlernen – Substanzkonsum ist ohnehin ein sozialer Lernprozess, der, genau wie andere Lernprozesse, bei seiner Praktizierung in der Regel als subjektiv sinnvoll erlebt wird. (Strieder, 2001, p. 101)

Zum Thema Setting bei Jugendlichen gibt es einige Studien, zumeist allerdings zum Thema Alkohol. Dass Gruppen dabei eine konsumfördernde Wirkung haben, wird zwar häufig beschrieben, jedoch ausdrücklich relativiert durch Beobachtungen, die zeigen, dass es dabei vielmehr um die Funktion des Rausches geht als um Gruppenzwang gegen den Willen der Beteiligten. (Litau, 2013, p. 33) Auch Gruppendruck im Sinne ungeschriebener Gesetze hat bei weitem keinen so großen Einfluss auf das Verhalten Jugendlicher wie ihre Annahme darüber, was in ihrer Altersgruppe als normal gilt. (Settertobulte, 2013, pp. 73–74) Dass diese Erkenntnisse auf Cannabis übertragbar sind, lasse ich hier als naheliegende Vermutung stehen, da die Datengrundlage dazu rar ist, der Schluss jedoch logisch erscheint. Bei den Erkenntnissen bis hierher ist die Abgrenzung zum Set nicht einfach zu treffen, jedoch ordne ich sie hier eindeutig dem Setting in Form von soziokultureller Prägung zu. Im folgenden Absatz geht es schließlich um das lokale Setting:

Der Raum und das direkte Umfeld, in dem man konsumiert, bestimmen erwiesenermaßen die Toleranz mit. Wenn die Umgebung im Zusammenhang mit der psychotropen Substanz vertraut ist, entsteht eher eine Toleranz. Heroinüberdosen beispielsweise hängen weniger mit der konsumierten Menge zusammen als damit, ob sie in einem ungewohnten Umfeld eingenommen wurden. (Siegel, Krank, & Hinson, 1988, pp. 88–90) Neben diversen Experimenten mit Ratten unter Alkoholeinfluss, deren Körpertemperatur erst absank, wenn die Umgebung mittels Helligkeit verändert wurde (Siegel et al., 1988, p. 90), oder Ratten unter Morphineinfluss, die, wenn sie in denselben Käfig, in dem sie es erhalten hatten, öfter rückfällig wurden als in anderen (Siegel et al., 1988, p. 94), existieren auch Beobachtungen zu inhaftierten Menschen, die erst bei ihrer Entlassung in die altbekannte Umgebung Entzugserscheinungen bekamen (Siegel et al., 1988, pp. 92–94). Umgekehrt wurde dieser Effekt auch bei den berühmten Vietnamsoldaten beobachtet, die im Krieg morphinsüchtig waren und von denen, als sie in ihre Heimat zurückkehrten, nur 10% süchtig blieben (Robins, Davis, & Goodwin, 1974). Geschlossen wurde bereits daraus, dass Verhaltensmuster nicht nur durch den Stimulus einer psychotropen Substanz entstehen, sondern auch und vor allem durch Vorbereitung, und dass die Vorbereitung (in Form des Sets, aber eben auch des Settings) großen Einfluss auf Toleranz, Sensitivierung und Entgleisungspotenzial hat. (Siegel et al., 1988, p. 109) Die Idee des Settings wurde also schon damals beschrieben, mit unterschiedlichsten Substanzen, aber sehr ähnlichen Mustern. Auch auf Cannabis könnte sich das also adaptieren lassen.

Zusammenfassend über Set und Setting lässt sich sagen: „Die Vorgänge, die Genussmittel im menschlichen Organismus bewirken, vollenden sozusagen chemisch, was geistig, kulturell und

politisch schon vorher angelegt war.“ (Schivelbusch, 1981, pp. 11–12) Jeder Konsum ist eingebettet in Verbindungen zu persönlichen Erwartungen und einer Umgebung, „der Konsum (das Konsumverhalten und -erleben) wird individuell habitualisiert vor dem Hintergrund der gegebenen sozialen (sub- oder hochkulturellen) Ritualisierung.“ (Degkwitz, 2002, p. 21) Das bedeutet: Die direkte (soziale) Umgebung beim Konsum, die standardmäßig aus Gleichaltrigen mit ähnlichen soziokulturellen Merkmalen besteht, prägt, beeinflusst und bestimmt die Konsumformen, -muster und -wirkungen der konsumierten Substanz. Bei Cannabis speziell spielen daher gewiss die juristischen Beschränkungen eine entscheidende Rolle, ebenso wie sich verändernde Konsumgewohnheiten bezüglich des mikrostrukturellen Settings (thematisiert ab Kapitel 5) und die sich wandelnde Wahrnehmung von Cannabis in der Gesellschaft (Kap. 7). In welchem Zusammenhang steht diese Erkenntnis nun mit den allgemeinen Funktionen des Substanzkonsums?

3.3 Funktionen

Theorien zum Konsum psychotroper Substanzen und ihrem Konsumverlauf gibt es viele. Das geht über Rational Choice, SEU, psychologische, pharmakologische, biologische und soziale bis hin zu Verknüpfungen all dieser Theorien. Sie fokussieren jedoch ausschließlich die Ursachen und Verläufe von Konsumverhalten, teilweise auch die Folgen – vernachlässigen dabei jedoch die grundlegenden, allem anderen vorausgehenden makro- und mikrostrukturell verknüpften Funktionen, die selbst, wenn sie erwähnt werden, auch wieder in vermeintliche psychosoziale Ursachen aufgeteilt werden. Was hier demgegenüber versucht werden soll, ist eine bewusste Außen-Vor-Lassung all dieser Theorien zugunsten eines reinen Fokus‘ auf die *Funktionen* des Gebrauchs im makro- und mikrostrukturellen Zusammenhang statt der rein mikrostrukturellen *Ursachen*. Es geht folglich um die Frage, welche Funktion der Substanzkonsum (in nicht-medizinischer Anwendung, sondern als Freizeitkonsum als Intention), mit Fokus auf Cannabis, für Jugendliche in westlichen Gesellschaften generell hat.

An dieser Stelle soll erneut betont werden, dass Abstinenz von jeglichen psychotropen Substanzen „nicht per se mit guter psychosozialer Anpassung und Wohlbefinden gleichzusetzen [ist]“ (Leppin, 2000, p. 64). Im Gegenteil, der Umgang damit sei als Entwicklungsaufgabe des Jugendalters anzusehen, „Abstinenz ist somit eher ein explizites Ziel für die frühe bis mittlere Adoleszenz; danach scheint es realistischer, einen verantwortungsvollen, das heißt gemäßigten und situativ eingeschränkten Gebrauch zu propagieren.“ (Leppin, 2000, p. 64) Denn:

„Drogenkonsum wird vorwiegend in der Jugendphase begonnen und erlernt, der Konsum illegaler wie legaler Substanzen ist hier Aspekt/Moment von Lebensstil. Kulturelles ‚Lernziel‘ ist ein kontrollierter Konsum, der sich mit der ‚erforderlichen‘ Selbstkontrolle und entsprechender Handlungsfähigkeit in verschiedenen Feldern verträgt.
(Degkwitz, 2002, p. 29)

Natürlich kommen vor allem aus der Pädagogik und der Psychologie fortlaufend Stimmen, die meinen, dass Jugendliche auch ohne den Konsum psychotroper Substanzen glücklich sein könnten und sollten, jedoch halte ich dies vor dem Hintergrund aktueller Erkenntnisse für ein unrealistisches und sogar sozial ungesundes Wunschbild: „Jugendliche müssen sich – gedanklich und handelnd – mit dem Konsum der legalen Drogen beschäftigen und auseinandersetzen können, weil sie sonst in einer von Drogen geprägten Lebensumwelt sozial inkompetent bleiben würden.“ (Hurrelmann 1997 in Ganguin & Niekrenz, 2010, p. 13) Diese Ansicht bezieht nur die legalen Substanzen in den Entwicklungsfortschritt ein, jedoch wird hier ja der Substanzbegriff umfassender gehandhabt, weswegen es einer Erweiterung bedarf: Zumindest der gelegentliche Gebrauch psychotroper Substanzen ist ein geradewegs normgerechtes Verhalten Jugendlicher (Silbereisen & Kastner, 1999, p. 192) und auch Höhepunkte des Konsums sind an das Jugendalter gebunden. Die Spitze ist im Alter von 18 bis 21 Jahren einzuordnen (Silbereisen & Kastner, 1999, p. 192), nachdem sich der Konsum von „Alltagsdrogen“ zwischen 10 und 16 Jahren kontinuierlich ausgeweitet hat (Kolip, 2000). Substanzkonsum ist also nicht nur ein zielgerichtetes Handeln, sondern auch für den gesamten Entwicklungsprozess des Jugendalters relevant. (Silbereisen & Kastner, 1999, p. 192). Und, noch etwas subjektiver gesprochen: „Abstinenz als subjektive Entscheidung eines Menschen ist zu respektieren, auch als Gruppenentscheidung etwa einer Religionsgemeinschaft. Als gesellschaftliche Zielvorstellung aber ist Abstinenz Ausdruck einer totalitären Phantasie.“ (Amendt 2004 in Stöver & Plenert, 2013, p. 37)

Eine Gruppe von Gleichaltrigen bietet zudem einerseits einen Risikoraum, in dem sie die Möglichkeit und Anregung zum Konsum haben, als auch einen Schutzraum, in dem Normen festgelegt und Vorkehrungen getroffen werden, um ihr eigenes Konsumverhalten zu regulieren. (Litau, 2013, p. 33) Rauschtrinken bspw. erfüllt zwei Funktionen: Eine psychoregulative (Entwicklungsaufgabenbewältigung auf spielerische Weise) und eine sozialregulative (Integration). (Litau, 2013, pp. 34–35) Warum sollten diese Bedingungen nicht auch für Cannabis gelten?

Der Unterschied liegt – aktuell noch – hauptsächlich in der Legalität, wobei auch Alkohol bereits unter 16 Jahren und auch hochprozentiger konsumiert wird, als es für diese Altersgruppe erlaubt ist. Die strafrechtlichen Folgen für Cannabis wären hingegen gravierender. Dennoch kann davon ausgegangen werden, dass die Funktionen des Substanzkonsums dieselben sind, da hierfür die Wirkung der Substanz nahezu keine Rolle spielt und juristische Problematiken, wie gezeigt wurde, in beiden Fällen ausgeblendet werden, unabhängig von ihrer Schwere.

Betrachten wir zuerst die eindeutig psychoregulativen Faktoren: Interessant ist der Wunsch nach einem „kontrollierten Kontrollverlust“, in dem „zwar der als angenehm empfundene Rauschzustand erreicht, auf der anderen Seite aber vermieden werden [soll], dass man sich in der Öffentlichkeit lächerlich macht.“ (Wahl, 2013, p. 23) Auch wird Substanzkonsum teilweise als „riskantes Gesundheitsverhalten“ betitelt; dieses nimmt im Jugendalter zu und sinkt danach wieder, weswegen angenommen wird, dass es primär zur Bewältigung von Entwicklungsaufgaben genutzt wird. (Pinquart & Silbereisen, 2002, p. 873) Pinquart und Silbereisen legen, hier ergänzend zu den in Kapitel 2.2 bereits erwähnten vier Grundaufgaben nun insgesamt neun noch weiter ausdifferenziertere Entwicklungsaufgaben fest (Pinquart & Silbereisen, 2002, p. 875); bei acht von ihnen (außer bei Vorbereitung auf den Beruf) kann meiner Ansicht nach Substanzkonsum eine Rolle spielen. Diese Aufgaben sind solche, „die sich auf der Basis physischer Reifungsprozesse, gesellschaftlicher Erwartungen und individueller Zielsetzungen und Werte ergeben“. (von Hagen&Papastefanou 2013 in Wurdak et al., 2015, p. 25)

Der renommierte Sozialwissenschaftler Prof. Heino Stöver, Experte auf dem Gebiet der Substanzforschung, sieht Substanzkonsum als ein biographisch verstehbares, subjektiv begründetes Bewältigungsverhalten, bzw. als eine Möglichkeit selbstbestimmt handeln zu können. (Stöver, 2019a) Am Beispiel von Alkohol, das allzu leicht auf Cannabis übertragbar ist, wird erkennbar, vor welchem Hintergrund dies gilt: Es gibt vier psychologische Grundbedürfnisse (Bindung, Selbstwert, Kontrolle und Orientierung sowie Lustgewinn und Unlustvermeidung), denen die vier Hauptgründe zugeordnet werden können, die Jugendliche als Grund für Trinkverhalten nennen (Knüpfen von Bekanntschaften, Unabhängigkeit demonstrieren, Bewältigung von Unsicherheit und Erleben von Abenteuerlichem). (Schneider, 2012, pp. 25–26) Dies beinhaltet sowohl psycho- als auch sozialregulative Funktionen.

Ergänzend zur genannten Bedürfniserfüllung können noch weitere zusammenhängende Gründe bzw. Konsummotive speziell für den Cannabiskonsum genannt werden, die beide Arten von Funktionen beinhalten:

„Insgesamt zeigten sich drei Faktoren, die sich gegeneinander abgrenzen ließen:

1. Stimmungsregulation: um zu entspannen, abzuschalten, Ärger und Anspannung zu mindern, um einschlafen zu können, um meine schlechte Laune zu ertragen, weil es mich besser durch den Tag bringt, weil ich mich ohne Cannabis schlecht fühle, um meiner Langeweile entgegenzuwirken, um mich zu belohnen
2. Genuss und Selbsterfahrung: um mein Bewusstsein zu erweitern, um die Sinneswahrnehmung zu intensivieren, um kreativer und origineller zu werden, um mich selbst besser kennen zu lernen, um stärker genießen zu können
3. soziale Gründe: weil es jeder tut, weil meine Freund/innen auch konsumieren, um mich unter Leuten gut zu fühlen, um mit Leuten besser zurechtzukommen“ (Kleiber et al. 1998 in Settertobulte, 2005, pp. 5–6)

Die wichtigsten Motive speziell des Cannabiskonsums in Gruppen, die den sozialregulativen Funktionen zugeordnet werden können, sind zudem Neugier, Positionsfindung in der jeweiligen Clique (Peergroup), zur Verstärkung des Zusammengehörigkeitsgefühls, demonstrative Darstellung eines Erwachsenenstatus sowie ein Ausdruck des Wunsches nach Nonkonformität. Hinzu kommt bei Cannabis speziell, wie an der bereits beschriebenen Wirkung festgemacht werden kann, eine gewisse “Entschleunigung“. Dass dies durchaus als beabsichtigte Funktion gesehen werden kann, wird später thematisiert, ebenso wie die Stärkung einzelner Funktionen durch die insgesamt in der Arbeit beschriebenen gesellschaftlichen Umstände.

Was aber macht nun den Cannabiskonsum so interessant für Jugendliche, außer seiner substanz eigenen pharmakologischen Wirkung? Vergleicht man nämlich die Motive des Cannabiskonsums mit solchen des Alkoholkonsums (z.B. Wurdak et al., 2015), sind kaum Unterschiede erkennbar. Daraus entstehen drei Folgefragen: Erstens, warum wird überhaupt eine psychotrope Substanz konsumiert, um diese Funktionen zu bedienen? Zweitens, warum wird zu diesen Zwecken Cannabis konsumiert statt legaler Alkohol? Und drittens, warum wird, wenn es um die sedierende Wirkung geht, Cannabis konsumiert und nicht beispielsweise Heroin oder wirkungsähnliche Substanzen?

1. Cannabis statt Abstinenz

Warum nutzen Jugendliche Substanzen, um die oben genannten Funktionen zu erfüllen, statt diese Erfüllung in sich selbst oder in Aktivitäten in der Außenwelt zu suchen? Diese Frage lässt sich anhand derselben Begründung beantworten, aus der auch regelmäßig Prä-

ventionsprogramme scheitern: Man beabsichtigt den schnellen, unkomplizierten Wirkeintritt – eben ohne „etwas dafür tun“ zu müssen – eine grundlegende psychologische Intention des Menschen, den Weg des geringsten Widerstandes zu wählen. Welche Substanz dann letztlich dafür genutzt wird, ist nur noch eine Formsache. Und, wie eingangs bereits erwähnt wurde, ist der Rausch zudem ein Grundbedürfnis des Menschen – dieser kann in den Köpfen der Konsumenten auch wesentlich gegenwärtiger sein bei der Frage, was man erreichen möchte, als die teils sogar unbewussten Funktionen. Zudem ist der Rausch bei von extern zugeführten Substanzen wesentlich intensiver in seiner Wirkung als beispielsweise beim Bergsteigen oder einer Gruppentherapie.

2. Cannabis statt Alkohol

Betrachten wir zur Klärung der zweiten Frage die unterschiedlichen Wirkweisen. Cannabis wirkt vorwiegend sedierend, während die Wirkung des Alkohols viel stärker von der Grundstimmung, Umgebung und dem körperlichen Zustand des Konsumenten abhängt. Das heißt, zur Entspannung sind sich ein Joint und ein Glas Rotwein relativ ähnlich – geht es jedoch um eine länger andauernde Wirkweise und vor allem die Sicherheit, dass man auch entspannt wird, vor allem im Vergleich zu anderen alkoholischen Getränken und besonders der konsumierten Menge, liegt Cannabis ganz klar vorne. In Gruppen wird zudem, basierend auf der Wirkung und auch auf dem Fakt, dass aufgrund des „gemeinsamen Feindes Illegalität“ ein Gemeinschaftsgefühl entsteht, beim Cannabiskonsum eine engere Bindung untereinander aufgebaut, während durch Alkohol gegenteilig sogar Aggressionen entstehen können. Was den körperlichen Zustand auch betrifft – Cannabis wirkt stärker psychoaktiv, während Alkohol vor allem körperlich zu spüren ist, gerade bei einer Überdosis.

Was spricht nun dagegen, Alkohol durch Cannabis zu ersetzen? Ein Faktor ist natürlich, dass man sich mit dem Besitz, der einem Konsum nahezu zwingend vorausgehen muss, strafbar macht. Andererseits kann das auch eine Art Nervenkitzel sein, wovon jedoch ausgegangen wird, dass dieser erstens mit der Zeit ohnehin verfliegt und man „unvorsichtig“ wird und er zweitens nicht gerade zur intendierten entspannenden Wirkung des Konsums beiträgt. Alles in allem kann Cannabis also eine angenehme Ergänzung oder sogar Alternative zum Alkoholkonsum darstellen. Weitere Faktoren wie die kulturelle und/oder gesellschaftliche Umgebung prägen solche Umschwünge stark mit – dies wird ab Kapitel 4 thematisiert.

3. Cannabis statt anderer Sedativa

Nun zur Beantwortung der dritten aufgeworfenen Frage – warum wird von den psychoaktiven, sedierenden Substanzen gerade Cannabis so häufig konsumiert? Ein Grund dafür liegt bestimmt in der Tatsache, dass Cannabis bereits jetzt so weit verbreitet und als normaler und ungefährlicher als andere Substanzen wahrgenommen wird (Cannabis als „natürliche Pflanze“) und zudem durch seine Verbreitung wesentlich leichter zu beschaffen ist. Hinzu kommt, dass der Rausch „alltagstauglicher“ ist als vergleichsweise bei Heroin (drugcom.de, 2022). Heroin wird zudem nach wie vor als ein Phänomen bestimmter gesellschaftlicher (Rand-)Gruppen gesehen, mit denen sich weniger Menschen identifizieren (lassen) wollen als mit der weit verbreiteten Gruppe der Cannabiskonsumenten. Neben der subjektiven, aber kaum unbegründeten Angst vor Stigmatisierung spielt bestimmt auch die vor einem erhöhten „Suchtpotenzial“ und anderen negativen gesundheitlichen Folgen eine Rolle. Auch darf nicht vergessen werden, dass jede Substanz ihre ganz eigene Wirkung entfaltet und Cannabis sich von Heroin etc. unterscheidet. Simpel ausgedrückt: Wer Cannabis möchte, wird kein Heroin rauchen.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass der Konsum psychotroper Substanzen eine Entwicklungsaufgabe darstellt, die den längerfristigen Umgang mit Konsum regulieren und so eine altersgemäße Konsumkompetenz unterstützen soll. Somit ist er sowohl situativ als auch längerfristig als zielorientiertes Verhalten einzuordnen, das psycho- und sozialregulative Züge aufweist. Im Unterschied zu Alkohol wirkt Cannabis vor allem sedierend und entschleunigend. Zudem bietet es eine relativ einfache Möglichkeit, durch den Rausch einen angestrebten angenehmen Zustand zu erreichen, ohne die als höher empfundenen Risiken anderer illegaler Substanzen tragen zu müssen. Hinzu kommen die neuartigen Funktionen des Cannabiskonsums, die sich aus den Folgen des postmodernen Kapitalismus für die Jugend ergeben; diese werden im Laufe der Arbeit erarbeitet. Im Großen und Ganzen ergibt sich damit und vor dem Hintergrundwissen aus dem vorangegangenen Kapitel ein Bild, auf dessen Grundlage sich gut die Fragestellung beantworten lässt. Dazu werden ab dem folgenden Kapitel die gesamtgesellschaftlichen Umstände erläutert, die neben der Substanz Cannabis und dem Faktor Jugend den dritten thematischen Pfeiler bilden – der postmoderne Kapitalismus und seine Folgen.

4 Postmoderner Kapitalismus und Anomie als Ausgangspunkt auf der Makroebene

Nun, da die wichtigsten Umstände, Theorien und Begrifflichkeiten zum Thema geklärt sind, kann zum strukturellen Ausgangspunkt der Forschungsfrage übergegangen werden. Dieser befindet sich in der Coleman-Badewanne bildlich gesprochen oben links, also ganz zu Beginn, auf der Makroebene. Hier werden die gesamtgesellschaftlichen Grundvoraussetzungen geklärt, die den geschilderten Entwicklungsprozess in Gang setzen. (Coleman, 1986 und Coleman, 1987) In diesem Falle beginnt dies beim postmodernen Kapitalismus in Deutschland. Betrachten wir dazu vorerst theoretisch, was unter postmodernem Kapitalismus zu verstehen ist, der im Titel der Arbeit auch als postkapitalistische Moderne bezeichnet wurde, und welche Umstände und Folgen er mit sich bringt, um anschließend auf konkrete gesellschaftliche, ökonomische und soziale Folgen einzugehen. Der postmoderne Kapitalismus und die Globalisierung bilden neben dem ökonomischen und sozialen Abstieg und der Spaltung weiter Teile der Bevölkerung aus der Gesellschaft, im Gesamten zu sehen als Sozialstruktur, als Voraussetzung, woraus sich in Folge diverse Auswirkungen auf das gesellschaftliche Erleben ergeben.

Gemäß den Standards einer soziologischen Arbeit wird in den folgenden beiden Unterkapiteln der Fokus hauptsächlich auf Literatursichtung liegen. Umfassendere Folgerungen daraus werden größtenteils ab Kapitel 4.3 geschlossen.

4.1 Merkmale der Postmoderne

Postmoderne und Postkapitalismus

Eine grundlegende Definition des allgemein gültigen Kapitalismus sollte für jeden Leser an dieser Stelle obsolet sein. Aus Gründen der Vollständigkeit bringe ich jedoch die allgemeingültige soziologische Definition dessen ein. Kapitalismus ist demnach eine Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung. Güterproduktion findet unter Bedingungen des Privateigentums an den Produktionsmitteln statt, über das eine Minderheit verfügt, während die Mehrheit ein Lohnarbeitsverhältnis eingehen muss. Triebkraft der wirtschaftlichen Prozesse ist das Interesse der Produktionsmittelbesitzer an Profitmaximierung und Akkumulation des eingesetzten Kapitals. (Hillmann, 1994) Das bedeutet, dass die Kapitalisten, also die wenigen Besitzer des meisten Kapitals, ihren Gewinn einerseits durch Kosteneinsparung und andererseits durch Profitmaximierung zu vermehren versuchen. Ergänzend dazu bringe ich eine sozioökonomische Sichtweise ein: Die zentralen Merkmale des Kapitalismus sind demnach in Anbetracht des historischen

Wandels, zahlreicher unterschiedlicher Definitionen sowie ideologischer Unterschiede umstritten. Hier wird unter Kapitalismus verstanden, dass diese Ordnung zudem auf einer Steuerung von Produktion und Konsum über den Markt (Marktwirtschaft) beruht. (Bachinger & Matis, 2009) Die Bundeszentrale für politische Bildung hat dazu einen interessanten Schlusssatz in ihrer Kapitalismusdefinition stehen: „Der Begriff Kapitalismus beschreibt deshalb die heute existierende marktwirtschaftliche Wirtschaftsordnung der westlichen Industrieländer nicht richtig, da der Kapitalismus in seiner reinen Ausprägung seit Langem überholt ist.“ (Bundeszentrale für politische Bildung, 2016) Welche Ordnung stattdessen zutrifft, ist nicht genannt. Eine Abgrenzung nennt indessen die promovierte Volkswirtin Sahra Wagenknecht: „Er [*der Kapitalismus, Anm. d. A.*] ist keine Marktwirtschaft, zumindest nicht in dem Sinne, dass echter Wettbewerb und offene Märkte die entscheidende Steuerungsinstanz im Wirtschaftsleben wären. Er ist keine Leistungsgesellschaft, denn die höchsten Einkommen, die in ihm bezogen werden, sind leistungslose Erträge aus Kapitaleigentum. Er ist auch keine wirtschaftliche Ordnung, in der Anstrengung und Fleiß über Aufstieg und Erfolg entscheiden. [...] Kurz gesagt unterscheidet sich der Kapitalismus von anderen Ordnungen dadurch, dass in ihm nicht allein mit Kapital produziert wird, sondern um des Kapitals willen.“¹⁹ (Wagenknecht, 2018, p. 129) Max Weber drückte dieses Gewinnstreben etwas neutraler aus: „Allerdings ist Kapitalismus identisch mit dem Streben nach Gewinn, im kontinuierlichen, rationalen kapitalistischen Betrieb: nach immer erneutem Gewinn: nach Rentabilität. Denn er muss es sein. Innerhalb einer kapitalistischen Ordnung der gesamten Wirtschaft würde ein kapitalistischer Einzelbetrieb, der sich nicht an der Chance der Erzielung von Rentabilität orientierte, zum Untergang verurteilt sein.“ (Weber, 2011a, p. 13) Ich nenne den beschriebenen, weiterentwickelten Zustand des Kapitalismus, der von der Bundeszentrale bereits angeschnitten, jedoch nicht ausgeführt wurde, entsprechend der ebenfalls hier verwendeten Literatur „Postkapitalismus“ (in einigen Werken auch manchmal als „Spätkapitalismus“ betitelt). Da in der Literatur zu den hier angeschnittenen Themen häufig die Kombination des Kapitalismus mit der „Postmoderne“ (auch „Spätmoderne“) verwendet wird und ich hier auch Quellen verwendet habe, die diese einzeln thematisieren, ohne explizit auf die Verbindung zum Kapitalismus einzugehen, oder gar beide Begriffe synonym verwenden, habe ich mich entschieden, die Begriffe des postmodernen Kapitalismus und der postkapitalistischen Moderne synonym zu nutzen. Meiner Ansicht nach definiert sich die „aktuelle Moderne“, also die Gegenwart, von der ich hier spreche, *durch* den Postkapitalismus

¹⁹ Wenn hier von Kapital gesprochen wird, ist damit vorrangig ökonomisches Kapital (im Gegensatz zu sozialem oder kulturellem gemäß Bourdieu (Bourdieu, 1986)) gemeint.

(und der Kapitalismus durch die Strukturen der Postmoderne). Auf der Internetseite der Bundeszentrale für politische Bildung findet sich beispielsweise eine Definition der Postmoderne, die sich ebenso auf eine *post-kapitalistische* Moderne übertragen lässt:

„[post = lat.: nach] Allg.: *Unklare Sammelbezeichnung* für eine Geisteshaltung (neuer Zeitgeist) bzw. eine (aus Architektur und Kunst vermittelte Stil- und) Denkrichtung, die sich als Gegen- oder Ablösungsbewegung zur Moderne versteht. Der auf rationale Durchdringung und Ordnung gerichteten Moderne stellt die P. eine prinzipielle Offenheit, Vielfalt und Suche nach Neuem entgegen, die von ihren Gegnern als Beliebigkeit (‘anything goes’) kritisiert wird.

Pol.: Sofern die P. auch als politische Haltung bezeichnet werden kann, steht sie den politischen Institutionen und Prozessen eher kritisch, übergreifenden Bekenntnissen und Ideologien eher ablehnend gegenüber. Ablehnung und Gleichgültigkeit (z. B. auch gegenüber Wahlen) werden von Kritikern oft als fehlendes Engagement und Flucht in die Unverbindlichkeit verkannt, dem steht aber ein durchaus ausgeprägtes, eher *individualistisches* Interesse (Interessen) an politisch-inhaltlichen Fragen (z. B. im Umwelt- und Gesundheitsschutz) gegenüber, d. h. die (politische) P. kann durchaus als *Kritik an den (Fortschritts- und Machbarkeits-)Versprechungen* der Moderne interpretiert werden.“ (Schubert&Klein in Bundeszentrale für politische Bildung, 2021)

Nach oben genannter Definition ist an dieser Stelle wichtig klarzustellen, dass in der vorliegenden Arbeit zwar tatsächlich die Prozesse in der genannten politischen Definition thematisiert werden, jedoch *keine* politische Richtung damit verfolgt werden soll. Alle hier zusammengetragenen und erschlossenen Erkenntnisse basieren auf sorgfältiger, wissenschaftlicher Recherche und wurden fortlaufend kritisch beleuchtet und hinterfragt. Zudem ist zu betonen, dass es hier nicht vorrangig um Kritik am (Post-)Kapitalismus geht, wenn diese auch an einzelnen Stellen herausgelesen werden kann. Im Mittelpunkt steht eine thematische *Analyse* der postkapitalistischen Gesellschaft, bei der die von den genannten Autoren stellenweise angewandte Kritik möglichst neutral beleuchtet und verwendet wird.

Zusätzlich kann diese Definition ergänzt werden: Postmoderne wird definiert als eine Gegenwartigkeit, eingeleitet durch technologischen Wandel, was Kommunikation, Wissen und Energietechnologien beeinflusst (Litau, 2011, p. 15) – unabhängig von bzw. gegensätzlich zu den bei der Bundeszentrale für politische Bildung angesprochenen, bereits Jahrzehnte zuvor aufge-

kommenen Andeutungen in Kunst und Literatur. Was die zeitliche Einordnung des Postkapitalismus betrifft, so ist diese schwer zu fassen, da der Begriff sich mit ihrer Entwicklung selbst wandelt und Epochen, seien sie sozialer, kultureller, ökonomischer oder sonstiger Natur, sich selten auf Jahreszahlen festlegen lassen – vor allem in Gegenwartsanalysen. Auf Basis der im nachfolgenden getroffenen Annahmen, Erkenntnisse und Studien verorte ich die hier beschriebenen Trends daher vorsichtig ab der Deutschen Einheit 1989, da erstens die beschriebenen (vor allem technologischen, aber auch gesellschaftlichen) Trends erst dort in Gesamtdeutschland an Fahrt gewinnen konnten (auch wenn sie vorher selbstverständlich schon existent waren und sich lediglich weiter und schneller entwickelten), politische Entscheidungen an Einfluss auf die beschriebenen Entwicklungen gewannen und auch die verwendeten Studien aus methodologischen Gründen erst ab diesem Zeitpunkt vergleichbar sind. Vergleiche zu Standards der 1980er Jahre ziehe ich demzufolge lediglich heran, um Unterschiede zur heutigen Zeit zu veranschaulichen sowie um Prozesse zu beschreiben, die bereits begonnen hatten, sich jedoch im Laufe der Zeit – natürlich auch entsprechend dem Zeitgeist – beschleunigten. Zu guter Letzt bedient eine Gegenwartsanalyse mit Literatur und Studien, die älter als 40 Jahre sind, auch in der Soziologie kaum noch den Anspruch der Aktualität. *Daraus lässt sich schließen, dass ich hier mit dem Ausdruck des Postkapitalismus nicht sagen möchte, dass der Kapitalismus, wie das Präfix andeuten mag, vorbei ist, sondern dass ich es im Sinne von „zeitlich später liegend“ verwende, sodass der Postkapitalismus im vorliegenden Kontext lediglich eine weiter entwickelte Form des ursprünglichen Kapitalismus darstellt, eben jene ab ungefähr der deutschen Wiedervereinigung. Gleiches gilt auch für den Begriff der Postmoderne sowie die Kombination aus beidem.* Sehen wir uns die prägendsten Merkmale dieser Sammelbegriffe im Folgenden noch etwas genauer an.

Globalisierung

Eine Moderne ohne Globalisierung ist heutzutage undenkbar. Worum geht es nun beim Begriff der Globalisierung, selbsterklärend zu bezeichnen als eine weltweite Verflechtung verschiedener Bereiche? Dazu gibt es inzwischen eine Reihe an Schriften, die sich mit den Umständen und Begleiterscheinungen dieses Phänomens auseinandersetzen. Auch Emile Durkheim definierte das „internationale Leben“, was heute gemeinhin als Globalisierung aufgefasst werden kann und die Voraussetzung der Postmoderne bildet:

„Die Gesellschaft hört auf, als das alleinige Ganze zu erscheinen, um Teil eines viel größeren Ganzen zu werden, mit unscharfen Grenzen, die fähig sind, unendlich nachzugeben. Folglich können die Dinge nicht mehr in dem sozialen Rahmen bleiben, in den sie ursprünglich eingeordnet waren.“

(Durkheim & Schmidts, 2017, p. 650)

Mit der Globalisierung ändert sich also auch die Sozialstruktur von Gesellschaften. Daraus ergeben sich unter anderem neue globale Problemstellungen. Sie zeigen sich auch im Lebensgefühl der westlichen Gesellschaften, die in den Jahrzehnten davor nahezu ausschließlich als stabil, glücklich und privilegiert galten. „Ökologische Bedrohungen, Finanzkrisen, das willkürliche Aufkündigen internationaler Kooperationen und Verträge, flagrante Verletzungen des Völkerrechts, der islamistische Terrorismus mit Auswüchsen nicht mehr für möglich gehaltener archaischer Gewalt, millionenfaches Flüchtlingselend – ein Klima der Verunsicherung untergräbt auch in wohlhabenden Ländern Lebensgefühle von Ausgeglichenheit und Zukunftsoptimismus.“ (Conzen, 2017, p. 15) Auch der Soziologe und Kulturwissenschaftler Andreas Reckwitz sieht in diesen Aufgaben der Globalisierung Hinweise darauf, dass die gesellschaftliche Realität konträrer und zerbrechlicher ausgeprägt ist, als es lange Zeit schien. (Reckwitz, 2021, p. 11) Mit dem Merkmal der Globalisierung gehen folglich einige neuartige Phänomene einher, die sich als Verunsicherung benennen lassen. Dieser Punkt wird im späteren Verlauf der Arbeit noch sehr relevant und wird näher ausgeführt werden.

Beschleunigung

Neben der Globalisierung gibt es noch weitere Aspekte, die die Postmoderne kennzeichnen und von der Globalisierung beeinflusst werden. Dabei ist zu beachten, dass nicht der Austausch von Informationen, Geld, Waren, Menschen, Ideen und Krankheiten neu ist, sondern die Geschwindigkeit und Widerstandslosigkeit, mit der das heute passiert; womit ein Augenmerk auf der Neuartigkeit der Beschleunigung liegt. (Rosa, 2016a, p. 339) Es gibt immer schneller immer mehr Infos, Wissen und Daten. (Kinnert & Bielefeld, 2021, p. 88) Der renommierte Soziologe und Politikwissenschaftler Hartmut Rosa hat darüber bereits einige Abhandlungen geschrieben und erkennt auch an, dass die Suche nach einer Antwort danach, was eine „moderne Gesellschaft“²⁰ kennzeichnet, so alt ist wie die Soziologie selbst und vielleicht sogar deren Grundfrage

²⁰ Rosa spricht zwar durchgehend von der „Moderne“, beschreibt sie jedoch unter allen Gesichtspunkten, die in jeglicher anderer Literatur als Merkmale der Postmoderne bezeichnet werden, und auch an seinen praktischen Ausführungen ist erkennbar, dass er sich auf die heutige Gesellschaft bezieht. Aus diesem Grund wird die von ihm beschriebene Moderne hier in den Begriff der Postmoderne mit integriert.

darstellt. (Rosa, 2016b, p. 672) Im Kern sieht er als ein entscheidendes Merkmal die *gefühlte Beschleunigung der Gesellschaft*, die die Moderne kennzeichnet. Woran ist diese aber zu messen? Das subjektive Gefühl, dass das jeweils gegenwärtige Zeitalter „aus den Fugen“ gerät, gab es ja schon immer (auch bezüglich der Wahrnehmung der Jugendphase, wie in Kapitel 2.2 angemerkt wurde²¹) und scheint „geradezu als konstitutiv für alle Versuche der Positions- oder Epochenbestimmung in der Kulturgeschichte“ zu sein. (Rosa, 2016a, p. 39) Neu ist aber heutzutage laut Rosa, dass *die Zeit selbst* aus den Fugen geraten ist und nicht, wie bisher, nur eine Krisenzeit herrscht. (Rosa, 2016a) Wie viele Wissenschaftler, aber auch Journalisten, Politiker und andere sich damit Beschäftigende auch „in fast allen populären und wissenschaftlichen Zeitdiagnosen“ aus kultureller Sicht, sieht Rosa den entscheidenden Wendepunkt (in Deutschland) in der Beschleunigung der Zeit in den 1970er, spätestens den 90er Jahren, zusammenhängend mit politischen Umschwüngen und dem Beginn der Digitalisierung, vor allem in der Kommunikationstechnologie (Rosa, 2016a, p. 335). Er bezeichnet diese Neuerungen als ökonomische, informationstechnologische und kulturelle Triebkräfte, die politische, digitale und ökonomische Revolutionen vorantrieben (Rosa, 2016a, p. 335) Daraus folgert er:

*„Die Erfahrung von Modernisierung
ist eine Erfahrung der Beschleunigung“.
(Rosa, 2016a, p. 51)*

Wagenknecht hingegen sieht für diesen Wandel nur zu einem Viertel die Digitalisierung in der Verantwortlichkeit, den Rest bedingt ihr zufolge die Politik. (Wagenknecht, 2021, pp. 66–67) Sie sieht also als Grund und damit auch als zeitlich verankernde Ursache für manchen gesellschaftlichen Wandel die wirtschaftsliberale Reformagenda, gepaart mit dem Vorgang der Globalisierung (Wagenknecht, 2021, p. 69), sodass sich der Umschwung ziemlich exakt auf die 80er Jahre festlegen lässt. Seitdem, kann man sagen, leben wir in den postmodernen Kapitalismus hinein, mit all seinen Folgen. Die Arbeit also, die Arbeitsumstände und das Wirtschaftssystem bestimmen zu einem beachtlichen Teil die makrostrukturelle Lebensumwelt einer Gesellschaft. Rosa (2016a) stellte in diesem Zusammenhang einen wichtigen Trugschluss fest, der in mancher Modernisierungstheorie noch immer angewandt wird: „Die Erhöhung des ‚Tempos des Lebens‘, die Zeitknappheit der Moderne, entsteht nicht weil, sondern obwohl auf nahezu allen Gebieten des sozialen Lebens enorme Zeitgewinne durch Beschleunigung verzeichnet

²¹ Die Jugend wird im vorliegenden Kapitel an der ein oder anderen Stelle erwähnt, um zu verdeutlichen, dass auch bzw. besonders sie unter den gegebenen Umständen beeinflusst wird. Die Auswirkungen dieser Umstände mit *Fokus* auf die Jugend werden jedoch erst ab Kapitel 5, auf der Mikroebene, thematisiert.

werden.“ (Rosa, 2016a, p. 117) Daher formuliert er als Leithypothese für sein Buch, „dass die moderne Gesellschaft als ‚Beschleunigungsgesellschaft‘ in dem Sinne verstanden werden kann, dass in ihr eine (strukturell und kulturell voraussetzungsreiche) Verknüpfung der beiden Beschleunigungsformen – technische Beschleunigung und Steigerung des Lebenstempos durch Verknappung der Zeitressourcen – und damit von Wachstum und Beschleunigung vorliegt.“ (Rosa, 2016a, p. 120) Dies ist eine passende Zusammenfassung der Kombination von Globalisierung mit postmodernem Kapitalismus und ihren Folgen. Die Neuerung in der aktuellen Krise der Moderne sieht er schließlich darin, dass sie eine neuartige „Krise der Weltbeziehung“ ist: „Die eskalatorische Steigerungslogik stößt an ihre psychischen, politischen und planetaren Grenzen.“ (Rosa, 2016b, p. 707)

Auch und vor allem Jugendliche werden dadurch stark beeinflusst. „Westliche Gesellschaften durchlaufen strukturelle Veränderungsprozesse in kontinuierlich steigender Geschwindigkeit. Diese Veränderungsprozesse beziehen sich sowohl auf soziale Strukturen, und damit auch auf das Verhältnis der Generationen zueinander, als auch auf die ökonomische und technologische Entwicklung.“ (Salge, 2017, p. 22) Selbst lebenszeitlich gesehen findet trotz der immer länger dauernden Adoleszenzphase ein Gefühl des Stresses einen festen Platz. Entwicklungsthemen und -phasen überschneiden sich in den Lebensabschnitten der Spätadoleszenz und des Erwachsenenalters. Wegen der schwierigen Finanzierung unter steigenden Lebenshaltungskosten und stagnierenden Löhnen wohnen junge Menschen länger bei ihren Eltern, während zugleich Aus- und Weiterbildungsabschnitte an Dauer gewinnen. Das Heiratsalter steigt und mit ihm und der mangelnden finanziellen Absicherung auch der Beginn der eigenen Elternschaft – und das erzeugt Druck: „Themen der endgültigen Ablösung aus der Herkunftsfamilie, der jungen Partnerschaft, des Fußfassens in einer beruflichen Umgebung und weiteren Karriereplanung, womöglich der Elternschaft verdichten sich, erzeugen Unsicherheit, Druck und Hektik, lassen mitunter von der ‚gestressten Generation‘ reden.“ (Conzen, 2017, p. 156) Worauf diese vor allem wirtschaftlich basierten Vorgänge fußen und wie Reckwitz auf folgenden Schluss kommt, wird im folgenden Unterkapitel näher beleuchtet:

*„Die alte industrielle Moderne ist von einer Spätmoderne abgelöst worden,
die von neuen Polarisierungen und Paradoxien geprägt ist – Fortschritt und
Unbehagen liegen dicht beieinander.“*

(Reckwitz, 2021, p. 0)

Die Postmoderne ist also gekennzeichnet durch fortschreitende Technologisierung und Globalisierung. Diese Prozesse gehen einher mit einem Empfinden von Beschleunigung und Haltlosigkeit. All diese Phänomene finden, wie gezeigt wurde, auf gesamtgesellschaftlicher Ebene statt und betreffen in der einen oder anderen Weise alle gesellschaftlichen Schichten und Milieus. Was hat das für Folgen? Sehen wir uns im folgenden Unterkapitel Studien zu den veränderten Lebensumständen im Deutschland der letzten Jahrzehnte an.

4.2 Ökonomischer und sozialer Abstieg

Ökonomische Ausprägung

Wie steht es nun neben dem beschriebenen Lebenszeitgefühl um den zweiten großen Aspekt des Postkapitalismus, die ökonomische Lage der Gesellschaft? Im vorliegenden Unterkapitel geht es um die prekäre Lage diesbezüglich vor allem der jüngeren Generationen. Der ökonomische Status sinkt rapide, wie aktuelle Studien zeigen. Im Jahr 2016 untersuchte McKinsey die Haushaltseinkommen in 25 Industriestaaten. Zwei Drittel der Haushalte müssen mit einem realen Nullwachstum oder einem schrumpfenden Budget wirtschaften. Zum Vergleich: Noch zwischen 1993 und 2005 konnten 98 Prozent aller Haushalte in den untersuchten Ländern Einkommenszuwächse verbuchen. Und dieser Trend ist eben nicht nur länderspezifisch zu beobachten – sondern in allen untersuchten postmodernen, kapitalistischen Nationen. Auch die Aussichten der Forscher sind nicht sonderlich positiv: Der Anteil der prekären Haushalte könnte bei gleichbleibender wirtschaftlicher Entwicklung in absehbarer Zeit auf 70 bis 80 Prozent ansteigen – die Coronakrise stand zum Zeitpunkt der Erhebung noch nicht einmal zur Debatte. Sollte die Konjunktur dennoch global anspringen, würde ihr Anteil auch nur um 10 bis 20 Prozent abnehmen – das heißt, selbst dann würde mehr als die Hälfte der Bevölkerung weiter auf einem absteigenden Ast sitzen. (Dobbs et al., 2016) Wie sieht das speziell in Deutschland aus?

Betrachten wir vorerst einige Aspekte, die die gesamte Arbeitnehmerschaft in Deutschland gleichermaßen betrifft. Laut einer Umfrage des Sozialforschungsunternehmens Statista (2010) sind die Reallöhne seit 1990 um bis zu 50% gesunken. „Das war 2010. Seit der Schuldenkrise und nun spätestens seit Corona haben sich diese Verhältnisse noch einmal markant verschoben – ins Negative, besonders für die jungen Generationen.“ (Kinnert & Bielefeld, 2021, p. 170) Was die Sozialstruktur betrifft, waren Mitte der Neunziger 40% der Lebenslagen noch in einer Zone der Sicherheit zu verorten, 20% nicht ganz so sicher, 25% in der instabilen Prekarität und 10% in verfestigter Armut. (Bude, 2008, pp. 39–40) Nun sagt die Armutsquote nichts über Armutsverläufe aus (Bude, 2008, p. 38) – doch dass die Mobilität zwischen den sozialen Lagen,

gerade von unten nach oben, gering ist und seit der Wiedervereinigung nahezu stetig sinkt, ist bewiesen.²² (Bundesministerium der Finanzen, 2017) Hinzu kommt, dass zunehmend prekärere Beschäftigungsformen praktiziert werden: Ohnehin gering bezahlte Stellen verlagern sich in Minijobs, Zeitarbeit und Stellen mit geringer Tarifbindung; Gewerkschaften und Betriebsräte haben immer weniger Einfluss. (Bosch & Weinkopf, 2007, p. 289) Die generellen Arbeitsbedingungen verschlechtern sich demnach zunehmend und selbst die sich weiter öffnende Schere zwischen Arm und Reich ist daran merklich erkennbar. Oder, theoretischer ausgedrückt und Bezug auf soziologische Theorie nehmend: „Die Moderne entwickelt sich weiter, aber gleichzeitig zurück.“ (Nachtwey, 2016, p. 13) Dabei bezieht Nachtwey sich auch auf Beck, 1986, indem er feststellt, es sei ein Kapitalismus ohne Klassen entstanden und heute (also seit 1986) herrsche eine neue Ungleichheit jenseits von Klasse und Schicht, stattdessen zwischen Individuen und Gruppen. Dennoch löse sich die Klassengesellschaft nicht auf, sondern sie bliebe differenzierter und individualistischer bestehen. (Nachtwey, 2016, pp. 33–34) Auch Reckwitz stellt fest, dass der Begriff der sozialen Klasse wider Erwarten erneut an Aktualität gewonnen hat.²³ Dabei spielt nicht nur die Verteilung ökonomischer Ressourcen eine Rolle, sondern auch die Klassenkultur. (Reckwitz, 2021, pp. 63–65) Diese wird, im heruntergebrochenen Sinne der Lebenseinstellung, in den folgenden Kapiteln an Bedeutung gewinnen. Betrachtet wir vorerst den ökonomischen Aspekt: Weiter analysiert Nachtwey, dass Reichtum heute nicht mehr wie früher „von oben nach unten“ durchsickere, sondern die Gesellschaft heute im Gesamten zwar reicher sei, aber Arme nicht mehr davon profitieren. Die Armut sei seit der Jahrtausendwende stetig rasant angewachsen und habe sich verfestigt – weniger durch die Zunahme sozialer Abstiege als eher durch eine abnehmende Aufstiegsmobilität. (Nachtwey, 2016, p. 135) Und diese betrifft alle Schichten, zwar in unterschiedlicher Art und Weise, aber mit sehr ähnlichen Folgen. „Auch bei uns in den Industrieländern, den Wohlstandsinseln mit ihrem vergleichsweise hohen Lebensstandard, ist das Leben für viele Menschen in den letzten Jahren härter statt besser geworden. Finanzblasen, Wirtschaftskrisen, Arbeitslosigkeit, sterbende Industrieregionen, verkommene Wohngettos, Jobs, von denen man nicht leben kann, Armut im Alter, Unsicherheit ... - all das überschattet unseren Alltag und macht uns Angst.“ (Wagenknecht, 2018, p. 10)

²² Zwar bringen an dieser Stelle Bude und andere, bereits hier zitierte Autoren, auch einige Studien zum Unsicherheitsempfinden der Deutschen an, jedoch stammen diese leider durchgehend aus politisch geprägten Quellen wie beispielsweise der Friedrich-Ebert-Stiftung. Dem lassen sich selbst Fragestellungen politisch neutralerer oder anders gearteter Institute mit ähnlichen Ergebnissen nicht methodisch korrekt gegenüberstellen, da sie sich alle methodisch wie in der Art in ihrer statistischen Erhebung und Auswertung zu stark voneinander unterscheiden.

²³ Dies führt er zurück auf eine Postindustrialisierung der Ökonomie, die Bildungsexpansion und einen Liberalisierungsprozess des Wertewandels (Reckwitz, 2021, p. 77). All diese Merkmale würde ich in ihrer Entstehung (wie Reckwitz auch) der Globalisierung und im Bestand der Postmoderne zuweisen; diese Ausführungen wären jedoch zu ausschweifend. Daher ist festzuhalten, dass die nun beschriebene Klassen- oder Schichtengesellschaft ihre Wiederentstehung in der Postmoderne verwurzelt hat.

Bezeichnend für diese Unsicherheit ist, dass immer neue Begriffe geprägt werden, die dieses Phänomen sehr gut veranschaulichen: „student migration“ beispielsweise, also den ständigen Wechsel des Studienortes, oder „Kettenbefristung“ in der Arbeitswelt. (Kinnert & Bielefeld, 2021, p. 39) Obwohl eine Kanzlei für Arbeitsrecht nach einer Arbeitnehmerklage vor dem Bundesarbeitsgericht festsetzte, dass Kettenbefristung sogar Missbrauch sein kann, wird Flexibilität heute zunehmend zum Leistungsmerkmal. Besonders 20- bis 30-Jährige sind davon betroffen. (Kinnert & Bielefeld, 2021, p. 40) Zugleich sind besonders Jugendliche und Berufseinsteiger von prekärer Beschäftigung durch die Kombination niedriger Löhne mit Arbeitsplatzunsicherheit und schlechten Arbeitsbedingungen betroffen: Seit 1995 hat die Betroffenheit von Niedriglöhnen am stärksten unter Jugendlichen, befristet Beschäftigten und Ausländern zugenommen. Besonders hohe Anteile von Geringverdienern finden sich heute bei Minijobbern, Leiharbeitskräften und Jugendlichen unter 25 Jahren – wobei sich genau diese Merkmale auch noch oftmals überschneiden, vor allem Jugend und befristete Beschäftigung. (Bosch, 2012, p. 0)

Eine gute Ausbildung und Arbeitswille können dagegen kaum etwas ausrichten, wie Wagenknecht zu guter Letzt feststellt: „Weder Fleiß und Qualifikation noch Zweit- und Drittjobs sind heute ein Garant dafür, sich und seiner Familie ein einigermaßen sorgenfreies Leben sichern zu können. [...] War früher ein individueller Aufstieg [...] eine breite gesellschaftliche Erfahrung, ist es inzwischen eher der Abstieg. Selten geht es den Kindern heute besser als ihren Eltern, oft ist es umgekehrt.“ (Wagenknecht, 2018, pp. 11–12) Dies betrifft die gesamte Gesellschaft, aber im Besonderen die „Unterschicht“:

Unterschicht (wenig Kapital und prekäre Arbeitsverhältnisse)

Die Journalistin Julia Friedrichs, deren Schwerpunkt auf sozialen und gesellschaftlichen Themen liegt, beschrieb in ihrem Buch „Working Class“ (2021) die prekäre Lage hauptsächlich der „Arbeiterklasse“²⁴ in Deutschland. Friedrichs kommt auf Basis der von ihr gesammelten Studien zu radikalen Erkenntnissen; unter anderem: „Teilt man die Haushalte in Dezile, so hat der Anteil am gesamten Nettohaushaltsvermögen der unteren fünf Dezile seit 1998 von 3,7 Prozent

²⁴ Zur erleichterten Übersichtlichkeit habe ich die „Schichten“ (im Unterschied zu „Klassen“, die Reckwitz zwar ähnlich und ausführlicher kulturell, ökonomisch und politisch differenziert, jedoch bspw. die Akademiker zur „aufsteigenden Mittelklasse“ zählt und die Gesamtgesellschaft weniger absteigend sieht als ich hier (Reckwitz, 2021, p. 72); aus Gründen des vorgeschriebenen begrenzten Umfangs ist eine genauere Erläuterung und Differenzierung nicht möglich) hier dreigeteilt – zwar in der Anzahl und Begründung wie Reckwitz (Reckwitz, 2021, p. 67), jedoch mit abweichenden Prozessen und Merkmalen. Diese Unterteilung ist in der Soziologie nach wie vor umstritten, im vorliegenden Kontext der Gliederung jedoch sinnvoll und selbstverständlich *nicht* wertend zu verstehen. Stichworte zur Differenzierung der Begriffe stehen in den Unterüberschriften jeweils hinter der Schichtbezeichnung und unterstreichen die nicht nur einkommensbezogene, sondern auch lebensstilistisch zu deutende Dreiteilung, wie sich auch aus den Texten dazu ergibt.

auf 1 Prozent abgenommen. Der Anteil der oberen fünf Dezile hat dagegen im Umkehrschluss von 96,3 Prozent auf 99 Prozent zugenommen.‘ Will heißen: Die ärmere Hälfte der Bevölkerung hatte vor zwanzig Jahren schon wenig Vermögen, inzwischen aber: fast nichts.“ (Bundesfinanzministerium 2021 in Friedrichs, 2021, p. 13) Dafür bringt sie eine Reihe von Studien vor, die das Ganze untermauern: Zwischen 1995 und 2012 sind die Einkommen der Niedriglohnbeschäftigten stark verringert worden. Es gibt 10 Millionen Deutsche, die weniger als 12 Euro pro Stunde verdienen. Seit den 1990ern wird dieser Niedriglohnsektor in Deutschland – trotz Einführung des Mindestlohns, der ja auch noch unter 12 Euro liegt – immer größer. (Friedrichs, 2021, p. 15) Seit 1995 steigt zudem die Niedriglohnbeschäftigung in Deutschland, im Jahr 2000 lag sie erstmals über dem EU-Durchschnitt. (European Commission 2004 in Bosch & Weinkopf, 2007, p. 286) Und sie hat nicht nur stark zugenommen, sondern auch ihre Struktur verändert: Die Löhne haben sich nach unten ausdifferenziert, die Beschäftigungschancen gering Qualifizierter haben sich indessen nicht verbessert – im Gegenteil: Mit drei Viertel aller gering Bezahlten haben deutlich mehr eine Berufsausbildung oder gar einen akademischen Abschluss inne als noch vor einigen Jahren. Damit ist ihr Anteil wesentlich höher als in allen vergleichbaren Ländern. In Zahlen: Seit 1980 hat sich dieser Anteil um 15 Prozentpunkte erhöht. (Bosch & Weinkopf, 2007, pp. 287–289) Bildung ist also kein Garant mehr für ein sicheres, gut bezahltes Beschäftigungsverhältnis. Diese Tatsache kann natürlich bei der Bildungs- und Berufswahl Unsicherheiten schüren und Lebensläufe drastisch verändern.

Ein berechtigter Einwand kann zudem revidiert werden: Nicht jeder schlecht Bezahlte ist arm – man kann auch über nicht-monetäres Vermögen wie Immobilien oder Aktien verfügen oder bspw. in Mehrpersonenhaushalten mit jemand Wohlhabendem leben. Allerdings ist die Zunahme der Niedriglohnbeschäftigung mit der Hauptgrund dafür, dass der Anteil armer Haushalte in Deutschland seit 1991 stetig gestiegen ist und inzwischen sogar leicht über dem europäischen Durchschnitt liegt – und diese Armut hat sich zudem verfestigt, da die Einkommensmobilität zugleich abgenommen hat. (Bosch & Weinkopf, 2007, p. 292) Diskussionen über den Mindestlohn weisen in dieselbe Richtung, erweisen sich jedoch als nicht zielführend in diesem Zusammenhang, da der Mindestlohn ohnehin mit prekären Arbeitsverhältnissen korreliert und diese auch nicht auflösen kann. (Götz, 2018) Der Stundenlohn selbst macht also nicht zwingend allein das Hauptmerkmal und die Problematiken der Niedriglohnbeschäftigung aus – vielmehr sind es die unsicheren Arbeitsverhältnisse, die mit solchen Beschäftigungen einhergehen, die genannte Verfestigung der Armut sowie die Tatsache, dass die Aussichten für die Zukunft, eher düster sind.

Zum Thema Armut und Generationen reichen zu guter Letzt wenige Zahlen, die Friedrichs gesammelt hat: Laut dem Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung (DIW) besitzt das reichste 1% der Deutschen 35% des Vermögens. Die Personen mit dem höchsten Vermögen sind statistisch gesehen die heute 70- bis 75-Jährigen; die unter 30-jährigen haben Vermögen eingebüßt. Die Lebenshaltungskosten steigen, Löhne stagnieren, Aufstiegschancen schwinden und noch nie gab es so viele Geringverdiener. Friedrichs erklärt den Lohndruck mit der Globalisierung und gestiegenen Steuern auf Arbeitseinkommen seit den 1980ern, während Kapital immer weniger besteuert wird. Hinzu kommt seit inzwischen zwei Jahren die Coronakrise. Laut dem Global Wealth Report hatte ein Drittel der Deutschen bereits davor keine Rücklagen und 10% sind überschuldet – in einer Krise ist diese Situation umso problematischer. Spätestens mit Corona ist diese Krise nun erreicht. Der Wohlstand der Deutschen basierte bis dato auf Wirtschaftswachstum; der Ökonom Marcel Fratzscher schätzt, dass es drei bis vier Jahre dauert, bis die Beschäftigung wieder auf Vor-Pandemie-Niveau ist. Besonders hart getroffen sind Geringverdiener aus Dienstleistung, Handel, Freischaffende, Gastronomie und Tourismusbranche. Währenddessen sind die Aktienkurse trotzdem weltweit gestiegen – daran verdient aber nur die „Upper Class“. Die schwerste Wirtschaftskrise seit dem Zweiten Weltkrieg trifft demnach die „Working Class“ am härtesten. (Friedrichs, 2021) Friedrichs sieht also die von ihr so betitelte „Working Class“, die wohl vergleichbar mit dem soziologischen Begriff der Unterschicht sein könnte, als schwer getroffene Gruppierung des modernen Wirtschaftssystems. Ein fortlaufender ökonomischer Abstieg scheint für sie höchst wahrscheinlich. Dies ist für Jugendliche aus dieser Schicht folglich weder eine angenehme Gegenwart noch eine gute Aussicht auf die Zukunft. Wie steht es währenddessen um die Mittelschicht?

Mittelschicht (schrumpfendes Kapital und Polarisierung)

Dass sich die Lebensumstände der Gesamtgesellschaft verschlechtert haben, wurde zu Beginn des Kapitels bereits umfassend belegt. Auch – und von allen Schichten mit den stärksten Auswirkungen – trifft der Wandel wohl die am weitesten verbreitete Mittelschicht. In diesem Abschnitt gehe ich daher vorrangig auf die Hintergründe dieses Prozesses in der Mittelschicht ein. Statistisch lässt sich belegen, dass Prekarität (im Sinne von drohendem Abstieg infolge der Polarisierung durch den „Scherenprozess“ der Mitte) den Alltag der Bevölkerung zunehmend bestimmt: Die gesellschaftliche Mitte polarisiert sich und die untere Mittelschicht ist seit 1997 um 15 % geschrumpft – und zwar nicht wegen gesellschaftlicher Aufstiege. (Bertelsmann in Nachtwey, 2016, p. 151) Eine andere Studie ergänzt: „Umfasste die ‚Mitte‘ in den 1980er Jahren recht stabil knapp zwei Drittel der (in Westdeutschland lebenden) Erwachsenen und ihrer

Kinder, und 1992 noch etwa 62%, so sind es heute (2006) noch gut die Hälfte (54,1 %). Und bei den Abgängen aus der Mittelschicht überwiegen die Abstiege in die armutsgefährdeten Lagen (14,4%) gegenüber den Aufstiegen in die privilegierten Ränge der oberen Schichten (11,1%).“ (Grabka&Frick 2008 in Koppetsch, 2011, p. 8) Der deutsche Wirtschafts- und Gesellschaftswissenschaftler Oliver Nachtwey forscht bereits seit einigen Jahren an gesellschaftlichen Veränderungen dieser Art. Schon 2014 erreichten er und wissenschaftliche Kollegen mit ihren Analysen und Prognosen zum „Fahrstuhl nach unten“ die Öffentlichkeit (Deutschlandfunk, 2014): Er sieht Deutschland als Teil der „Krise des demokratischen Kapitalismus“ (Nachtwey, 2016, p. 7), den „gesellschaftlichen Fahrstuhl“ als steckengeblieben an. Seine Hauptthese ist, dass aus einer Gesellschaft (mit Fokus auf der Mittelschicht) des Aufstiegs und der sozialen Integration eine Gesellschaft des sozialen Abstiegs, der Prekarität und der Polarisierung geworden ist (Nachtwey, 2016, p. 8). Dies begründet er konkret mit einem Abbau staatlicher Sozialleistungen und einer drastischen Zunahme an Privatisierungen des öffentlichen Lebens seit den 1990ern (bspw. der Abgabe der Post und der Bahn) und weiterhin damit, dass die Gesellschaft horizontal, also etwa zwischen Gruppen mit unterschiedlicher sexueller Orientierung, Geschlechtern oder Ethnien, gleichberechtigter und inklusiver geworden ist – zugleich jedoch vertikal „diese Gleichberechtigung mit größeren ökonomischen Ungleichheiten einher[geht]“ (Nachtwey, 2016, p. 11). Er meint, die Entwicklungsdynamik habe sich verändert: Prekarität hat sich ausgebreitet, Perspektiven verschlechtert, die gesellschaftliche Mitte ist geschrumpft – was sie statistisch gesehen ja auch ist und dies weiterhin tut. Als Beispiel dient die Entwicklung, dass viele Frauen inzwischen im Gegensatz zu früher arbeiten – aber erstens im Niedriglohnsektor und in den wenigsten Fällen in Vollzeit und zweitens nicht etwa aus rein emanzipatorischen Gründen, um unabhängig zu sein und „aus Spaß“, sondern um ihre Familie zu ernähren, die zwei Gehälter braucht. (Nachtwey, 2016, pp. 12–13) Dazu hat auch Wagenknecht etwas beizutragen: Tatsächlich gibt es bereits Studien, die diesen Zusammenhang belegen; in Ländern, in denen die Schere zwischen Arm und Reich besonders weit auseinanderklafft, ist der Weg „nach oben“ besonders schwer zu bestreiten. Deutschland liegt dabei im Mittelfeld, wobei sich die Umstände seit der Jahrtausendwende und der Agenda 2010 drastisch verschlechtert haben. (Wagenknecht, 2018, p. 83) Mit dieser Ansicht steht Wagenknecht nicht allein: Dreh- und Angelpunkt seien der Rückbau der Arbeitnehmerrechte, die Hartz-Reformen sowie der Umbau des Staates „vom Statusgaranten zum Gewährleistungsstaat“, der zwar eine institutionelle Grundausstattung, aber keine Sicherung des eigenen Status‘ garantieren kann, so Koppetsch. (Koppetsch, 2011, p. 8) Dank ihr befänden sich „Beschäftigte, die früher in einem

ordentlichen Vollzeitjob zu auskömmlichen Löhnen gearbeitet und zur Mittelschicht gehört haben, heute als Leiharbeiter, Werkvertrager, Scheinselbstständige, Befristete oder Minijobber, oft zum halben Einkommen und in der Regel mit ungesicherter Perspektive“. (Wagenknecht, 2018, p. 15) Die Einkommen dieser „Neuen Mitte“ lägen heute sogar um 20 Prozent niedriger als die für vergleichbare Tätigkeiten im Jahr 2000 – bereichsweise sogar noch drastischer. Diese Veränderungen zogen sich schon vor 2010 und gehen seitdem weiter, jedoch sieht Wagenknecht die Agenda als „Katalysator“ dafür an. (Wagenknecht, 2018, p. 78) Rente und Krankheit würden dadurch zu einer schweren Hürde. (Wagenknecht, 2018, pp. 15–16) Auch die zahlreichen Privatisierungen öffentlicher Unternehmen und Märkte macht sie für schlechtere Arbeitsbedingungen und auch den schwierigen Wohnungsmarkt verantwortlich. (Wagenknecht, 2018, p. 16) In den 50er bis 70er Jahren noch war die Situation der Arbeiter das genaue Gegenteil: Sichere Arbeitsplätze, soziale Eingebundenheit in der Firma und daraus resultierendes gegenseitiges Vertrauen stärkten die Position und auch das Empfinden der arbeitenden Bevölkerung. (Wagenknecht, 2021, p. 62) Es herrschte ein – durch Arbeitsverhältnisse bedingtes – Vertrauensverhältnis, von dem sich heute nur noch träumen lässt. Diese Phase endete in den 80er Jahren. (Wagenknecht, 2021, p. 65) Bereits Mitte der 70er löste sie sich langsam, aber stetig auf; genannt wurde das „Internationalisierung“ und „Individualisierung“, im Rahmen des Übergangs von einer Industrie- zur Dienstleistungsökonomie. (Wagenknecht, 2021, p. 66) Diese Entwicklung wird im folgenden Kapitel näher thematisiert.

Dass „die Mittelschicht überhaupt schrumpft, ist ein vollkommen neues Phänomen, welches einen Bruch mit dem lange gültigen Wachstums- und Wohlstandsmodell darstellt.“ (Mau in Nachtwey, 2016, p. 151) Für breite Teile der Mittelschicht hat demnach die Sorge vor einem Absturz zugenommen, zugleich wird die „Treppe des Abstiegs“ steiler und der Matthäuseffekt greift. (Nachtwey, 2016, pp. 152–160) Diese „Abstiegs-gesellschaft“ führt zu einer neuen Art der Klassengesellschaft: Die Oberklasse wird sozial abgeschottet, die Mittelklasse koproduziert sich. (Nachtwey, 2016, p. 169)

„Moderne Klassenverhältnisse sind komplexer als der einfache Gegensatz von Arm/Reich und Oben/Unten. Die vertikalen sozialen Ungleichheiten sind verschränkt mit horizontalen Disparitäten.“
(Nachtwey, 2016, p. 175)

Die Folge: „Früher hatten Lohnarbeiter durchaus noch ein positives Bild von der eigenen Zukunft, hatten das Streben nach Aufstieg und Eigenverantwortung verinnerlicht. Heute fühlen

sie sich ausgegrenzt, deklassiert, diskriminiert – und hoffnungslos.“ (Nachtwey, 2016, p. 169) Die Arbeitskonflikte nehmen zu, inhaltlich geht es um mehr Anerkennung, zusätzlich steigen die Konflikte um Wohnraum und Lebensqualität. (Nachtwey, 2016, p. 200) Die Stimmung in einer solchen Gesellschaft kann man sich lebhaft vorstellen – und auch hier ist dieser Teil der Jugend nicht minder betroffen als die der Unterschicht zugehörigen Jugendlichen. Nachtwey sieht also auch die Mittelschicht schrumpfend und zieht zudem schon angedeutete Schlüsse auf das Stimmungsbild in Deutschland. Bevor dies weiter vertieft wird, sehen wir uns zuletzt noch die Umstände der Akademiker an, für die eine leichtere Lebensgestaltung angenommen werden könnte. Doch trifft das tatsächlich zu?

Oberschicht (entwertete Bildung vs. Kapital)

Sahra Wagenknecht hat diese beschriebenen Prozesse in zahlreichen Büchern abgehandelt und thematisiert auch die prekären Arbeitsverhältnisse der Bildungselite, die ebenfalls, ohne vorhandenes finanzielles Kapitalpolster, zunehmend in Probleme gerät. Sie fasst ihre zusammengetragenen wirtschaftswissenschaftlichen und soziologischen Erkenntnisse stellenweise klar zusammen: „Die Flut hebt nur noch die Luxusjachten“ (Wagenknecht, 2018, p. 11) Arbeitsplätze mit gutem Einkommen, die einen klassischen Lebensstandard ermöglichen, seien „teuer erkaufte“, mit Leistungsdruck und Leben für die Arbeit. Die Gleichung, dass aus Fleiß und Bildung gute Arbeitsverhältnisse erwachsen, geht längst nicht mehr auf: Im deutschen Niedriglohnsektor, häufig gepaart mit befristeten Arbeitsverträgen, ist die zweithäufigste Gruppe nach den Ungelernten die der Akademiker. (Wagenknecht, 2018, p. 81) Es entstehen also sozusagen zwei „Oberschichten“: Die hoch gebildete Oberschicht ist der Part, der zunehmend mit ähnlichen Problemen wie die Mittelschicht zu kämpfen hat, während der Part mit genug Kapital sich an genau diesen Lebensumständen bereichern kann. In den 1980ern verdiente ein Vorstand 14mal so viel wie der Durchschnitt seiner Angestellten, heute ist es das 50fache. Friedrichs verknüpft dies einerseits mit dem Bildungsparadoxon – wenn das Abitur zur Norm wird, verlieren andere Abschlüsse an Wert („Weltbank-Ökonom“ Paul Collier) – und verweist zudem auf Richard Sennett (Sennett & Richter, 2010) mit Stellenstreichungen, Arbeitsverdichtung und Outsourcing.

Wagenknecht sieht nun also auch für die akademische Bevölkerungsschicht, die aufgrund der steigenden Bildungsverteilung „nach oben“ ironischerweise stetig wächst (mit Ausnahme der „Corona-Jahre“) (Statistisches Bundesamt, 2022), Schwierigkeiten, die sich in ihrer Beschaffenheit nicht einmal grundlegend von den Problemen der weniger (aus)gebildeten Unter- und

Mittelschicht unterscheiden. Im Gegenteil – ein akademischer Abschluss führt nahezu parallel zu einem unterdurchschnittlichen Abschluss mit hoher Wahrscheinlichkeit in prekäre Arbeitsverhältnisse. Die „tatsächliche“ Oberschicht hebt sich demnach durch bereits vorhandenes Kapital vom Rest der Gesellschaft ab – das Elternhaus mit seinem Kapital (oder eben nicht) entscheidet mehr über den Status der Kinder als diese selbst: „Selbst in der gesellschaftlichen Mitte ist der persönliche Status heute wieder in hohem Grade eine Frage des Elternhauses und darüber hinaus abhängig von Zufall und Glück, ganz oben waren Herkunft und Erbe immer ausschlaggebend.“ (Wagenknecht, 2018, p. 129) Dies sind die oben von Reckwitz genannten <1 Prozent. Koppetsch (2011) hat dies treffend zusammengefasst: Flexibilisierung und wohlfahrtstaatliche Einschnitte schaffen zunehmend Unsicherheit, die abgelegt geglaubte Klassengesellschaft wird wieder stärker wahrgenommen, die Mittelschicht schrumpft und soziale Ungleichheiten wachsen. Prekarität dringt bis in die Mittelschicht vor. „Diesen Wohlstand auf Widerruf (prekärer Wohlstand) findet man nicht allein bei Menschen im Niedriglohnbereich, sondern zunehmend auch bei Facharbeitern und Hochschulabsolventen.“ (Koppetsch, 2011, pp. 8–9)

Um auch Gegenargumente zu dieser Sichtweise nicht unkommentiert zu lassen, gehe ich nun noch kurz auf die Aussagen ein, „Deutschland geht es so gut wie nie zuvor“ (Tagesspiegel, 2011) und Jahre später, den Menschen in Deutschland ging es „noch nie so gut wie im Augenblick“, wie Angela Merkel stolz verkündete (Tagesspiegel, 2016). Diese Ansicht hat einige Anhänger – muss jedoch relativiert werden:

- Zwar sank die Arbeitslosenquote in Deutschland bis zum Jahr 2019 stetig, jedoch wird das relativiert durch die Zunahme an Niedriglohn- und Minijobs (wovon die Nachteile bereits angesprochen wurden) und stieg zudem 2020 durch die Maßnahmen zur Coronapandemie rapide. (Bundesministerium für Arbeit und Soziales, 2021)
- Das durchschnittliche Einkommen steigt laut einer Erhebung des Bundesministeriums für Arbeit und Soziales zwar seit Jahren, jedoch werden dabei erstens keine Reallöhne und zweitens wurden bei dieser Frage zum „Vermögen“ keine Schulden mit abgefragt. (Bundesministerium für Arbeit und Soziales, 2021)
- Der Begriff der Armut wurde bereits im vorhergehendem Armutsbericht durch die Neueinführung einer „Lebenslagenuntersuchung“ noch enger gefasst als zuvor. Zudem waren bei der Befragung Wohnungslose, deren Zahl seit Jahren stark ansteigt²⁵, stark unterrepräsentiert. (Leimbach, 2021)

²⁵ Eine offizielle Statistik zur Erfassung der Wohnungs- und Obdachlosen soll es ab 2022 geben. (Bundesregierung, 2021) Erste Erfassungen gibt es dennoch bereits, die diesen Anstieg belegen. (Reuter, 2019)

- Der Mindestlohn hat zwar etwas Wirkung gezeigt, gleichzeitig haben sich jedoch Armutslagen verfestigt, wie gezeigt wurde.
- Die Coronamaßnahmen seit 2020 haben vor allem sozial und sozioökonomisch schwache und unsichere Bevölkerungsteile getroffen. (Bundesministerium für Arbeit und Soziales, 2021)

Dies scheinen reicht düstere Aussichten für einen konstanten, angenehmen Lebensstandard aller gesellschaftlichen Schichten zu sein. Nicht einmal durch Bildung kann die heutige Jugend also Sicherheit für ihre Zukunft erlangen. Alles in allem scheint sie perspektivlos sein zu *müssen*, was ihre elternunabhängige Lebensgestaltung angeht. Wie geht sie damit um?

Soziale Ausprägung

Es lässt sich also zusammenfassen, dass alle Schichten der Gesellschaft mit eigenen, jedoch in ihren Ursachen ähnlichen Problemen zu kämpfen haben: Die Unterschicht mit prekären Arbeitsverhältnissen und Armutsverfestigung, die Mittelschicht mit Abstiegsangst durch Polarisierung und zunehmender Arbeitsintensität bei sinkendem Reallohn und die Bildungselite mit ebenso prekären Arbeitsverhältnissen bei einer Nullsummen-Bildungsinvestition. Wenn jedoch alle ähnliche Sorgen haben, warum rückt die Gesellschaft dann nicht enger zusammen? Um einen Aspekt, der die Grundlage einer (hier zu ausschweifenden, daher nicht näher erläuterten) umfassenden Erklärung dieser komplexen Zusammenhänge bildet, geht es im folgenden Abschnitt. Dies ließe sich unter dem Überbegriff einer sozialen Ausprägung des postmodernen Kapitalismus beschreiben, die in Ergänzung zu den vorher erläuterten ökonomischen Ausprägungen steht. Diese lässt sich recht einfach herleiten und zusammenfassen: Die soziale Spaltung wächst, der gesellschaftliche Zusammenhalt leidet – in Folge von bzw. einhergehend mit dem postmodernen Kapitalismus:

„Die Ansicht, dass es an gesellschaftlichem Zusammenhalt fehlt, einschließlich im Nahbereich von Nachbarschaften und Freundeskreisen, und immer mehr Menschen an den Rand gedrängt werden, nimmt unter Deutschen zu. Solche Desintegrationsängste finden sich keineswegs nur bei Gesellschaftsmitgliedern aus der – nach Bildung, Einkommen und Berufsstatus bestimmten – unteren Soziallage. Sie werden zunehmend auch aus der sozialen Mitte geäußert, die sich und ihre Kinder von sozialem Abstieg bedroht erlebt. Ein zunehmender Teil der Bevölkerung rechnet damit, dass sich die eigene Soziallage als Folge von prekären

*Arbeitsverhältnissen und Arbeitslosigkeit in absehbarer Zeit
verschlechtert.“*

(Heitmeyer 2002-2007 in Haubl, 2017, p. 84)

Der Soziologe Heinz Bude stellt dazu kritisch, letztlich jedoch diese Umstände untermauernd fest: „Es ist zwar ärgerlich, dass die Einkommen der großen Geldvermögensbesitzer verglichen mit denen der erwerbstätigen Masse in den letzten Jahren gewaltig gestiegen sind, das wäre aber hinnehmbar, wenn nicht gleichzeitig bestimmte Gruppen den Anschluss an den Mainstream unserer Gesellschaft verlieren würden.“ (Bude, 2008, p. 9) Wie auch Reckwitz folgerichtig feststellt: Die „Superreichen“ 0,1 bis ein Prozent haben zwar eine große Gestaltungsmacht über die Gesellschaft – grundlegende gesellschaftliche Änderungen entwickeln sich jedoch in der breiten Masse. (Reckwitz, 2021, p. 66) Und in dieser durch Klassen geteilten Masse entstehen untereinander auch Konflikte um Hegemonien und Hierarchien. (Reckwitz, 2021, p. 67) In Budes Werk geht es um den Ausschluss weiter Teile der Gesellschaft aus deren Mitte, die er mit dem „Mainstream“-Begriff umschreibt. Damit meint er *nicht* die oben so betitelten Schichten, sondern die soziale Mitte der Gesellschaft: „Die Frage ist nicht, wer oben und wer unten, sondern wer drinnen und wer draußen ist. [...] Die Soziologie hat dafür einen neuen Begriff geprägt: Es geht nicht allein um soziale Ungleichheit, auch nicht nur um materielle Armut, sondern um soziale Exklusion.“ (Bude, 2008, p. 13) Rosa bezeichnet dieses Phänomen als „sozialen Tod“. Betroffene würden missachtet werden und erführen sich selbst als tot. „Und dann sterben sie tatsächlich.“ (Rosa in Schnabel, 2015, p. 255) Der Arbeitsökonom Guy Standing nennt diese Ausgestoßenen die „explosive Klasse“ und meint damit diejenigen, die sich nicht mit ihrer Arbeit identifizieren können, woraus sich auf allen Ebenen ein Gefühl der existenziellen Unsicherheit ergibt. (Standing, 2015) Auch Nachtwey stellt auf seine Weise fest: „Arbeitslosigkeit, niedriger Lohn, Armut waren früher keine persönlichen Defizite, sondern ein geteiltes kollektives Klassenschicksal. [...] So entstehen zwei Welten, eine der Chancen und eine des Ausschlusses. [...] Der Impuls der Liberalisierung, die Steigerung der Autonomie, nimmt die Gestalt von Zurichtungen und Verunsicherungen an, die die gesellschaftliche Solidarität untergraben.“ (Nachtwey, 2016, p. 109) Die Statusängste der Mitte führen damit zu einer Abwertung schwächerer Gruppen (Nachtwey, 2016, p. 167) und aus „Angst vor Ansteckung“ sucht man größtmöglichen Abstand zur Kultur der „Parallelgesellschaften in der Unterschicht“. (Nachtwey, 2016, pp. 167–168) Bude stellt durch die Trennung der „Ausgeschlossenen“ von der Mitte der Gesellschaft eine gesellschaftliche Spaltung fest. Wo die Grenze zu ziehen ist zwischen Innen und Außen, lässt sich dabei nicht eindeutig feststellen. Bude hat sich versucht, dem anzunähern: „Auf der einen Seite stehen diejenigen, die den sozialen Wandel verkörpern

und den Takt vorgeben, und auf der anderen diejenigen, die zurückbleiben und aus dem Rhythmus kommen. Das passiert auf allen Ebenen und in den verschiedenen Milieus unserer Sozialwelt. [...] Wenn die vermittelnde Kommunikation zwischen denen, die drinnen sind, und denen, die draußen bleiben, abbricht, zerreißt die soziale Spaltung das soziale Band des Zusammenlebens.“ (Bude, 2008, pp. 33–35) Nun können sich zwar theoretisch (große) Teile der Gesellschaft tatsächlich ausgeschlossen fühlen, jedoch ist es realistischer und wichtig zu erkennen, dass selbst die Nicht-Betroffenen dieser Dynamik kaum über derartige Prozesse hinwegsehen können. Dadurch werden natürlich auch sie verunsichert – auch wegen ihrer eigenen Abstiegsangst. So betrifft der schichtenbergreifende Ausschluss zunehmend nicht nur die wachsende Zahl Ausgeschlossener selbst, sondern auch immer mehr ängstliche Zuschauer, deren Furcht, wie gezeigt wurde, keineswegs unbegründet sein muss. Die Ausgeschlossenen lassen sich vielleicht am treffendsten als „Die prekär Beschäftigten“ bezeichnen oder „Die Unsicheren“. Denn sie sind in allen Schichten zu finden, doch die Unsicherheit eint sie. Es entsteht also eine gewisse Zukunftsangst auf mikrostruktureller Ebene, was der Psychologe Ralf Haubl auch als „Ohnmacht“ und „Orientierungslosigkeit“ bezeichnet. Das Gefühl, keinen Einfluss auf gesellschaftliche Entwicklungen zu haben, geht wiederum mit einem zunehmenden Misstrauen der „politischen Klasse“ gegenüber einher. „Um sich und ihren Selbstwert zu behaupten, verhalten sie sich zunehmend feindseliger gegenüber sozial Schwachen und Ausländern, mithin gegenüber jenen Randgruppen, die ein Schicksal haben, vor dem sie sich fürchten, weil es sie alsbald selbst ereilen könnte: hilflos fremd im eigenen Land zu sein.“ (Haubl, 2017, p. 85) Daraus folgt auch eine wahrgenommene Polarisierung, wie sie sogar in einer Umfrage des Bundesministeriums für Arbeit und Soziales festgehalten wurde: „Auch für die eigenen Kinder erwarten die meisten Befragten, dass es ihnen eher bessergehen wird als den Befragten selbst. Allerdings zeigt sich ein hoher Anteil derselben Befragten aller sozialen und Einkommenslagen besorgt um die gesellschaftliche Lage insgesamt und befürchtet eine sowohl starke als auch zunehmende Polarisierung zwischen Arm und Reich, für die es keine Entsprechung in den Entwicklungen des Arbeitsmarkts und der Einkommen gibt.“²⁶ (Bundesministerium für Arbeit und Soziales, 2021, p. 22)

Hier ist ein Rückschluss auf die von Bude getroffenen Annahmen zum Thema der Angst und zur Jugend zu ziehen: Er sprach von „Exklusionsdrohungen“ der Gesellschaft und deren Diskrepanz zu ihrem (gescheiterten) Aufstiegsversprechen. Die Annahmen zu Budes Ausschluss

²⁶ Was die fehlende „Entsprechung“ betrifft, so nutzt das Bundesministerium andere Messindikatoren als die hier verwendeten Studien. Diese Unabhängigkeit von den parallel erhobenen wirtschaftlichen Daten macht dieses Ergebnis jedoch umso interessanter, da die beschriebene Besorgnis in allen Fällen vorhanden zu sein scheint.

bspw. lassen sich gut adaptieren auf ein thematisch passendes Beispiel der bis dato geltenden juristischen Einschränkungen des Cannabiskonsums: Beim Vorliegen einer bereits geringen Menge Cannabis (die ja bekanntlich Auslegungssache der Exekutive und der Judikative ist) ist mit einem Eintrag ins Führungszeugnis zu rechnen, was definitiv mit sozialen Schwierigkeiten und im schlimmsten Fall mit einer Exklusion aus dem Arbeitsmarkt einhergehen kann und mit einem sozialen Ausschluss nahezu gleichzusetzen ist. In diesem Falle findet also sogar ggf. Erschweren der Teilnahme an der „wirtschaftlichen“ Mitte statt. Soziale und ökonomische Ausprägungen der Postmoderne greifen also auch und vor allem an den Rändern und „Problemzonen“ der Gesellschaft ineinander und können exklusionsgefährdeten Individuen die Teilhabe extrem erschweren – es findet eine Spaltung innerhalb der Gesellschaft zwischen unterschiedlichsten Teilgruppen statt. Die bis hierher genannten (negativen) Aspekte des Postkapitalismus betreffen, so könnte ein weiterer Eindruck sein, vor allem die arbeitende Bevölkerung einer Gesellschaft. Dies ist so jedoch nicht ganz richtig, da durch die Allgegenwärtigkeit und Vermittlung des Gefühls der Ausgeschlossenheit eine Stimmung in der Gesellschaft entsteht, die nicht nur in direkter (ökonomischer) Weise nahezu jedes Gesellschaftsmitglied betrifft. Zudem sind speziell die Jugendlichen mit der Aussicht auf einen Arbeitsmarkt und eine Lebensgestaltung konfrontiert, die bereits in den Schuljahren zu immensem Leistungsdruck und Unsicherheit führt. Selbst Heranwachsende sind demnach nicht vom Zeitgeist der Unsicherheit ausgenommen – im Gegenteil, da ihnen das Arbeitsleben noch bevorsteht und die Aussichten nicht besser zu werden scheinen, sind gerade sie die Generation, die am stärksten verunsichert sein kann. Die voranschreitende Globalisierung beispielsweise hat auf die Jugend definitiv einen punktuell, aber auch längerfristig wesentlich prägenderen Einfluss als auf ältere Generationen – und damit auch alle ihre Begleiterscheinungen und Folgen. Auch Beschleunigung ist, obgleich dieser Prozess gesamtgesellschaftlich stattfindet, vor allem für jüngere Generationen bedeutsam. (Ecarius, Berg, Serry, & Oliveras, 2017) Und dass gesellschaftliche Segregation und Zersplitterung, vor allem in Kombination mit finanziellen Herausforderungen in allen Schichten, auf Heranwachsende besonders prägend wirkt und auch ihre Zukunftsmöglichkeiten und -gestaltung stark beeinflusst, ist nicht abzustreiten. Einen beispielhaften Beleg dafür liefert interessanterweise die aktuelle Themenstellung zu Corona. Die Psychologin Theresa Entringer vom Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung stellte letzstens fest: „Die Lebenszufriedenheit ist gesunken, interessanterweise aber erst 2021. Eine solche Zeitverzögerung kennen wir schon von der Finanzkrise. Sie könnte daran liegen, dass bei der Lebenszufriedenheit nicht nur spontane Gefühle eine Rolle spielen, sondern vor allem längerfristige Überlegungen.“ (Entringer

2021 in Kara, 2021) Unabhängig von Corona untermauert dies meine Beobachtung zum Lebensgefühl der Deutschen, inklusive der Jugendlichen.

„Derzeit ist doch das Problem unserer Gesellschaft, dass sie nicht genau weiß, wie sie sein möchte, dass sie keine Vision mehr hat.“
(Rosa 2015 in Schnabel, 2015, p. 259)

Es finden also, um die vorhergehenden Abschnitte des Kapitels abschließend zusammenzufassen, durch den postmodernen Kapitalismus mit zunehmender Globalisierung auch Prozesse der Beschleunigung statt. Zugleich lässt sich ein gesamtgesellschaftlicher ökonomischer Abwärtstrend beobachten sowie, als soziales Merkmal der Postmoderne, ein Prozess des gesellschaftlichen Ausschlusses von Mitgliedern, die das Tempo „nicht mithalten“ können, eine Spaltung der Gesamtgesellschaft. Die ökonomischen und sozialen Umstände sind ein wichtiger Faktor für das Stimmungsbild einer Gesellschaft, das sich infolgedessen ändert; dazu komme ich im folgenden Kapitel. An dieser Stelle muss angemerkt werden: Es ist nicht „alles schlecht“. Ich betrachte das Thema des postmodernen Kapitalismus jedoch sozialwissenschaftlich kritisch, weil die Indizien in den genannten Bereichen stark richtungsweisend und ebendiese für die vorliegende Thematik ausschlaggebend sind.

4.3 Auswirkungen auf das gesellschaftliche Erleben

Bis hierher lässt sich zusammenfassend festhalten, dass es den Deutschen aus unterschiedlichen Gründen mit ähnlichen Ursachen – auf Basis des postmodernen Kapitalismus – zunehmend schlechter geht. Dies lässt sich anhand der bereits abgehandelten Themengebiete und Lebensbereiche nachzeichnen, woraus erkennbar wird, dass eine übergreifende Stimmung an Bedeutung gewinnt, die sich innerhalb der auf verschiedenste Weise betroffenen Gruppen auch unterschiedlich manifestiert. Oder anders ausgedrückt, es geht den Deutschen unterschiedlich schlecht, aber im Großen und Ganzen eben dennoch nicht gut. Daraus ergibt sich ein neuartiges Lebensgefühl, das in diesem Unterkapitel thematisiert werden soll. Bleiben wir also auf der Ausgangsposition der Coleman-Badewanne, auf der Makroebene, fragen nun aber nach den Auswirkungen der oben erläuterten Begebenheiten auf die Stimmung in der Gesellschaft und der Jugend, als Merkmale der Postmoderne bzw. des Postkapitalismus. Es wurde eine Entgrenzung festgestellt, eine Technologisierung und ein ökonomischer wie auch sozialer Abstieg, gepaart mit einem zunehmenden Empfinden von Beschleunigung. Im Folgenden wird dieses neu-

artige Lebensgefühl, das im Gesamten als Anomie betitelt werden kann, anhand diverser Faktoren näher beschrieben: Individualisierung und eskalatorischer Wettbewerb als Voraussetzungen für ein Gefühl der Unsicherheit und Empfindlichkeit.

Es geht jedoch nicht darum, etwa eine steigende Anzahl an Angststörungen oder anderen psychischen Krankheiten festzustellen und dabei in die Psychologie abzudriften. Stattdessen soll eine Stimmung eingefangen werden, die verschiedenste Ausprägungen hat und dennoch über weite Teile der Gesellschaft hinweg eine gewisse Unruhe und ein Unwohlsein verursacht. Anknüpfen lässt sich dies, aufbauend auf obigen Erkenntnissen, an Empfindungen wie wirtschaftlicher Verzweiflung, andauerndem Stress oder wahrgenommenem Ausschluss ebenso wie ausbleibendem Erfolg, steigendem Druck durch erreichten Erfolg und gänzlicher Perspektiv- und Mutlosigkeit. Die Menschen können also aus unterschiedlichsten Gründen unglücklich sein und doch eint sie alle ein Gefühl der Unsicherheit. Natürlich können dafür psychische Indikatoren mit einbezogen werden. Jedoch sind in der Soziologie die gängigen Indikatoren dafür eher die Mobilität der sozialen Lage oder die Wohlstandsverteilung. All diese Faktoren habe ich berücksichtigt und sie in eine Gesellschaftsanalyse eingebettet, die auch zeitgenössische Fachliteratur bekannter Soziologen und Ökonomen sowie aktuellste Studien renommierter Institute und offizieller Statistiken mit einbezieht. Es geht also um eine umfassende Analyse durch die Kombination ökonomisch-sozialer Gegebenheiten mit gesellschaftlichen Stimmungstrends, die ab hier nun genauer betrachtet werden. Denn auch ohne jede Statistik lässt sich ziemlich einfach herleiten: In ihrer Stimmung, der Wahl ihrer Umgebung und ihren Handlungen lassen sich Menschen selten vom statistischen Vergleich ihrer Lebensumstände zu anderen Zeiten oder Ländern leiten, sondern vielmehr vom Gefühl *ihres* Lebens, *ihrer* Lebensumstände und *ihrer* Möglichkeiten und Restriktionen. Es wurde nun festgestellt, dass diese Umstände eben nicht sehr positiv aussehen für die aktuelle(n) Generation(en) der Jugend. Ohnehin sind sie die vielleicht am stärksten beeinflusste Generation des aktuellen Zeitgeistes, obgleich sie noch nicht im Arbeitsleben stehen (zumindest erst frühestens ab einem Alter von 16 Jahren). Denn einerseits bekommen sie die Probleme ihrer Eltern mit, zudem sehen sie – realistischerweise – einer für sie selbst noch schwierigeren Zukunft entgegen. Und der Stimmung des Zeitgeistes lässt sich ohnehin schwer entfliehen. Wie kann diese Stimmung nun genauer beschrieben werden?

Individualisierung²⁷

Der erste Indikator für Anomie und zugleich eine Voraussetzung dafür ist ein in der Soziologie inzwischen häufig zur Untersuchung und zu mancher Erklärung herangezogener Umstand. Der berühmte Soziologe Georg Simmel unterscheidet vier Phänomene, die mit Individualisierung gemeint sein können: „Neben der Individualisierung der Lebenswege, die ein empirisch zu beobachtender Tatbestand zu sein scheint, ist darunter ebenso eine wachsende Isolation der Handlungsakteure wie auch entweder eine Zunahme an Reflexionsfähigkeit oder eine Authentizitätssteigerung der Individuen zu verstehen.“ (Simmel 1989 in Honneth, 2002a, p. 144) Diese Definition lässt sich in noch weitere Quellen einbetten: Reckwitz (2018) sieht, neben Rosa und Wagenknecht, auch die Digitalisierung neben der ökonomischen Transformation in Richtung eines „postindustriellen Kapitalismus“ als zweite entscheidende Ursache für die, wie er sie nennt, „Gesellschaft der Singularitäten“. Unter diesem Phänomen beschreibt er genau jene Effekte, die ich hier nun als Individualisierung in der Folge des postmodernen Kapitalismus thematisieren werde.²⁸ Was die unintendierten Folgen der bereits genannten Beschleunigung sein können, lässt sich teilweise erahnen: Die Frage, was problematisch am modernen Leben sei, beantwortet Rosa wiederum damit, dass die beschleunigten Prozesse eine Schrumpfung von Zeit und Raum verursachen und damit nicht – wie zu erwarten – persönliche Freiheiten erhöhen. (Rosa, 2018) Sondern:

*„Die spätmoderne Gesellschaft ist zum Ort kultureller Singularitäten und zur Infrastruktur des Besonderen geworden.“
(Reckwitz o.J. in Weber, 2017)*

Wie hängen nun Singularitäten mit Individualismus zusammen und was ist mit dem „Besonderen“ gemeint? Es findet eine Individualisierung statt - nicht im Sinne von Individuierung, also Personwerdung, sondern „gesellschaftliche Veränderung von Lebenslagen und Biographiemustern“. (Litau, 2011, p. 16) Anders ausgedrückt: „In der überindividualisierten Gesellschaft begreift sich jeder inzwischen selbst als Handlungszentrum. Das moderne Individuum löst sich von festen sozialen Klammern, denkt nicht mehr in Klassen, Schichten, Geschlechterrollen. Vielmehr entwirft es seinen eigenen Lebenslauf, entwickelt eigene Fähigkeiten, Orientierungen, Partnerschaften. Es destilliert seine ureigenen Geschmäcker, formt seine eigene Sprache.

²⁷ Kurze Begriffsklärung: Individualisierung ist ein Prozess, Individualität der entsprechende Zustand und Individuierung wird im kommenden Absatz erklärt.

²⁸ Da der Begriff des Individualismus verbreiteter ist, verwende ich ihn hier fortlaufend. Singularität sehe ich indessen als erweitertes Synonym, das die Einsamkeit (und Reckwitz zufolge auch explizit räumliche und zeitliche Aspekte (Reckwitz, 2021, pp. 20–21)) mit einbezieht – diese wird jedoch erst später thematisiert.

Der Mensch wird zum Designer seiner eigenen sozialen Realität. Die Biographie wird zur Multigraphie.“ (Kinnert & Bielefeld, 2021, p. 82) Die moderne Sozialisation vor allem junger Generationen wird nun von Entstrukturierung und Destandardisierung geprägt, die „Normalbiographie“ wird seltener. Während Entscheidungsmöglichkeiten kontinuierlich steigen, erhöht sich zugleich der Druck, auch bewusste Entscheidungen zu treffen und dadurch das Bestmögliche aus sich und seinen Lebensumständen herauszuholen. Es eröffnen sich neue Chancen, aber auch viele neue Risiken, die Verantwortung steigt und die Sicherung durch ehemalige traditionelle Vorgaben schwindet. (Uslucan, Fuhrer, & Mayer, 2005, p. 2) Als ein Beispiel seien an dieser Stelle Studienentscheidungen genannt, die heutzutage weder die Garantie auf einen festen Job noch auf ein gesichertes Einkommen oder gesellschaftliches Ansehen bieten, wie es zu früheren Generationen noch der Fall war. Vielmehr studieren immer mehr junge Menschen vor dem Hintergrund, es überhaupt getan zu haben, scheinbar orientierungslos, doch nur, um sich selbst eine Verbindlichkeit vorzugaukeln. Was früher die Persönlichkeitsentwicklung in feste Bahnen lenkte, etwa Traditionen, beruflich festgeschriebene Wege, Erziehungseinstellungen und gefestigte Verhaltensmuster, ist nahezu kaum mehr existent. Individualismus ist gefragt und dafür gibt es keine Vorlagen – zumindest wird das vermittelt. „Inmitten einer Vielzahl von Chancen, überbordenden Reizen, Sinnsuggestionen, Rollen- und Konsumangeboten muss der Einzelne zunehmend eigenständig wählen, wie, mit wem, wofür er leben will, kann sich immer weniger auf gesicherte Positionen verlassen, muss bereit sein, sich an stets neue Bedingungen und Herausforderungen anzupassen.“ (Conzen, 2017, p. 16) Und das immer wieder und fortlaufend. So entstehen neue Chancen, aber auch neue Risiken und vor allem laufend neue potenzielle Richtungen, in die das Leben weiterverlaufen kann und die auch alle beachtet werden wollen. Verbildlicht hat der Erziehungswissenschaftler John Litau das an drei „Momenten“: Erstens, der Herauslösung der Individuen aus historisch vorgegebenen Sozialformen und -bindungen (vor allem aus ständisch geprägten Klassen), zweitens dem Verlust traditioneller Sicherheiten wie Religion und Normen und drittens einer neuen Art der sozialen Einbindung, die stark auf Kontroll- und Reintegrationsmechanismen verweist. (Litau, 2011, p. 17) Die ersten beiden Punkte sind selbsterklärend, doch was ist mit den neuen Mechanismen gemeint? Statt als Kontrollmechanismen würde ich sie eher als Selbstläufer bezeichnen, was sie jedoch nicht weniger überprüfbar und verpflichtend macht: Es geht um ebenjene Form von Individualismus. Nachtwey (2016) beschrieb dieses Phänomen folgendermaßen: „Individualität ist nun ein gesellschaftlicher Imperativ.“ (Nachtwey, 2016, p. 108) Gleichzeitig zum Selbstdarstellungsdrang und der bereits thematisierten Unsicherheit der Arbeitswelt existiert das öffentliche Beweisen des „eigenen guten Lebens“. Dies zeigt sich allein schon an Trends auf Plattformen wie

Instagram, auf denen der Alltag offengelegt und verglichen wird – einerseits möchte jeder dort absolut individuell sein, um aufzufallen und Reichweite zu generieren, andererseits gehen doch alle in die gleiche Richtung²⁹; ermöglicht durch besagte Technologisierung des Alltags, die auch das private Leben mehr und mehr einnimmt. Interessanterweise entsteht gerade dadurch ein Phänomen, das sich selbst allein durch seine Existenz nahezu ins Gegenteil verkehrt: Beim Versuch der vermeintlichen Individualität, ausgedrückt in einer „modernen Sprache“ (Fotos auf Instagram, Kleidung etc.), gleichen sich die Individuen wiederum aneinander an – und versuchen erneut, sich auf dieselbe Art und Weise voneinander abzuheben. Dadurch entsteht ein gewisser Teufelskreis und sich selbst verstärkender Effekt, der in Anlehnung an Fisher (2013) als „depressed individualism“ bezeichnet werden könnte. Instagram entwickelte sich zudem in den letzten Jahren zu einer bedeutenden Einnahmequelle der „Influencer“, die mit der Vermarktung ihres „Privatlebens“ und der Einbindung von Werbeinhalten in ihre „privaten“ Posts eine neue Art des Gelderwerbs geschaffen haben. Dies versinnbildlicht auch die Verbindung zwischen der scheinbar privaten und erwerbsbezogenen Individualisierung. Es beinhaltet auch den Prozess, dass Strukturen unsicherer werden, und zwar arbeitsbezogene wie auch persönliche wie Beziehungen, Freundschaften etc.

Arbeit wird laut dem Wissenschaftsjournalisten Ulrich Schnabel zudem emotionalisiert und der Mensch als Ganzes gefordert und verlangt, um seinen Job gerade gut genug zu machen. Arbeit ist historisch gesehen noch nicht lange mehr als schlichtes Geldverdienen – erst seit einigen Jahren wird das Humankapital aktiv in Stellenbeschreibungen gesucht und zieht so nicht nur die Arbeitskraft, sondern den Menschen als Ganzen ins Arbeitsleben hinein. Zudem besteht auch der Anspruch seitens der Arbeitnehmer, dass ihr Job sie erfüllen und ihr Privatleben gewinnbringend ergänzen soll. So steigt die Bedeutung der Arbeit in den letzten Jahren immens. (Schnabel, 2015, pp. 240–244) Das erhöht auch den Druck auf die Arbeitnehmer – Umfragen zufolge sind vor allem die jüngeren unter ihnen der Meinung, dass ihre Zufriedenheit und damit ihr Umgang mit und die Bewältigung von Problemen vor allem von ihnen selbst abhängen. (Schnabel, 2015, p. 245) Das bedeutet eine enorme Verantwortung. Zugleich nahm ab den 1970er Jahren die Bedeutung der Löhne und ihre Höhe immer mehr ab – zumindest bei allen außer bei den Topmanagern. Dass es dagegen keinen Widerstand gebe, sieht Schnabel wiederum darin begründet, dass der Kampf um bessere Arbeitsbedingungen heute ebenso zu einer individuellen Aufgabe geworden sei und letztlich auf das eigene Versagen in Form der falschen Einstellung oder zu wenig Leistung zurückzuführen sei. Hinzu komme eine subtile Angst vor

²⁹ Eine normale gesellschaftliche Reaktion, ganz unterhaltsam zusammengefasst beispielsweise auf dem Instagramchannel „@insta_repeat“.

Konfrontation sowie davor, von den Kollegen als unsolidarisch abgestempelt zu werden. (Schnabel, 2015, pp. 244–248) Sanktionen fänden heute zunehmend auf psychologisch-emotionaler Ebene statt. Gefühle würden zu „strategischen und ökonomischen Ressourcen“ (Koppetsch 2014 in Schnabel, 2015, p. 248) Arbeit verändere heute nicht nur das Verhalten, sondern auch das Gefühlsleben stärker, als sich die meisten bewusst seien. (Schnabel, 2015, p. 249) Darauf addiert sich die bereits thematisierte erzwungene Flexibilität: Dies zeigt sich einerseits daran, dass Flexibilität im Lebenslauf erwartet wird, sei es durch Job- oder auch Partnerwechsel, und andererseits an der gleichzeitigen Erwartung an nach wie vor zeitlich feststehende Sequenzen wie Schulabschluss – Ausbildung oder Studium innerhalb der Regelzeit – Jobbeginn und Karriereaufstieg, oder etwa Heirat mit Mitte 20 – Kinder mit Anfang 30. Auch soll die Beschäftigung auf dem Arbeitsmarkt trotz der erwarteten Arbeitsplatzwechsel lückenlos stattfinden; für jede dennoch stattgefundene Lücke muss eine gute Begründung vorliegen, die bestenfalls etwas mit den Jobs selbst zu tun hat: „Anerkennungskriterien für eine Biografie sind also widersprüchlich, ja paradox. Die Menschen sind zu einem Normalitätsmanagement gezwungen: Weichen sie von einer Erwartung an die Normalität des Lebenslaufs ab, so müssen sie deutlich machen, dass sie dies nicht tun, weil sie im Feld der Normalität gescheitert sind, sondern weil sie eigene Skripte verfolgen.“ (Voswinkel, 2013, pp. 219–220) Reckwitz sieht dies als den Wandel vom industriellen in den kulturellen Kapitalismus: Im Gegensatz zu formalen Qualifikationen, die damals im Vordergrund standen, ginge es nun um ein außergewöhnliches Arbeitsprofil, wodurch durchschnittliche und routinierte Tätigkeiten und Arbeiter nun Nachteile hätten. (Reckwitz, 2018, p. 8) Das Fazit all dessen: „Die Flexibilisierung des Arbeitsmarktes, ja die schleichende Vermarktlichung der Gesamtgesellschaft, die unter Berufung auf den neuen Individualismus brüchig gerechtfertigt werden, lassen jene ‚soziale Frage‘ erneut zur Herausforderung werden, von der das 20. Jahrhundert in seiner zweiten Hälfte angenommen hatte, dass sie zum erfolgreich bewältigten Erbe des 19. Jahrhunderts gehört.“ (Honneth, 2002b, p. 155) Auch in einer Ausgabe der Zeitschrift der Bundeszentrale für politische Bildung wird dieser Schluss der sozialen Frage gezogen, Knappheit und Mangel seien seit der Jahrtausendwende wieder aktuell und die sozialen Unterschiede zwischen Klassen und Schichten gewinnen wieder an Bedeutung. (Dörre, 2008)

Zu den (negativen) Folgen und Begleiterscheinungen der Individualisierung, die inzwischen ebenso in der Soziologie diskutiert werden, ergeben sich beispielsweise die ständige Suche nach neuen Herausforderungen und ein daraus entstehender Drang nach ständiger Fitness: „Auf diesem Hintergrund gilt: Tue, was immer Du willst, aber sei damit gesellschaftlich erfolgreich! Diese Maxime aber bringt ihre eigene Angst hervor: die Angst, persönlich zu versagen bzw.

die Angst, sich Versagen als persönlich verursacht zuschreiben zu müssen.“ (Haubl, 2017, p. 87) Zudem sei hier ein Zitat von Prof. Gerhard Schulze, dem Autor unter anderem des Werkes „Die Erlebnisgesellschaft“, eingebracht: „Worin die limitierenden Faktoren bestehen, zeigt sich in subjektiven Krisenerscheinungen wie Entwurzelung, Sinnverlust, Kontaktunfähigkeit, Einsamkeit. Es handelt sich dabei nicht um Übergangsprobleme, sondern um Grenzprobleme an der Schwelle zu übermäßiger Kompliziertheit sowohl des eigenen Lebensentwurfes als auch der Interaktion mit anderen. [...] Kollektive Schematisierungen und Segmentierungen von Existenzformen sind deshalb selbst dann zu erwarten, wenn jeder die Wahl hat, seine Existenz so einzurichten, wie es ihm gefällt.“ (Schulze, 2000, p. 18) Betrachtet man also die genannten Abgrenzungsprobleme *vor* diesem Hintergrund und nicht im Widerspruch dazu, ergibt sich daraus, dass mit der Individualisierung als bisher angenommenem Befreiungsphänomen der Moderne vielmehr noch weitere Unsicherheiten und soziale Problemstellungen aufgekommen sind. Es wurde festgestellt, dass sie als gesellschaftlicher Imperativ gilt und zwar sowohl im Privaten als auch im Erwerbsleben sowie in der neuartigen Verknüpfung von beidem. Mit welchen weiteren Folgeprozessen geht sie zudem noch einher?

Eskalatorischer Wettbewerb

Aus dem Prinzip des postmodernen Kapitalismus mit seiner andauernden Beschleunigung, gepaart mit der Abstiegsangst sowie einem sich aus Individualismus ergebendem Einzelkämpfertum und der Konkurrenz, ergeben sich tiefgreifende Auswirkungen auf das gesellschaftliche Erleben. Schneller, höher, weiter: „Von entscheidender Bedeutung ist dabei jedoch, dass die Eigenlogik der Dynamisierung [...] inzwischen selbst zu einem strukturellen Zwang geworden ist. Moderne Gesellschaften sind dadurch gekennzeichnet, dass sie ihre Teilbereiche und ihre Sozialstruktur nur noch dynamisch zu stabilisieren und zu reproduzieren vermögen; sie gewinnen Stabilität gleichsam in und durch Bewegung, wobei diese Bewegung genauer als eine Steigerungsbewegung bestimmt werden kann.“ (Rosa, 2016b, p. 673) Zugleich scheint die auf den ersten Blick andauernde Folge an Weltverbesserung sowohl für die Gesellschaft als auch für das Individuum nicht nachhaltig zu sein – im Gegenteil, neben der Anstrengung, dieses Ziel zu erreichen, rückt es mit dauerhaftem Versuch seines Erreichens in stetig weitere Ferne: Je stärker eine Wirtschaft wächst, umso schwerer wird es im zunehmenden Zeitverlauf, diese Bestleistungen erneut zu übertreffen und vor allem in selben Tempo zu halten. Eine erhöhte Anstrengung bedeutet also keine Erleichterung für die Zeit danach, sondern gegenteilig eine wachsende Erschwerung. (Rosa, 2016b, p. 678) Daraus lässt sich folgern: Wenn ein Aufstieg oder zumin-

dest Statuserhalt nicht oder kaum möglich scheint (Abstiegsangst) und solidarische Handlungsweisen kaum existent oder unwirksam sind (Individualismus), greift der Mensch zur Selbstoptimierung. Dies wiederum führt zwangsläufig zu Wettbewerb. (Nachtwey, 2016, p. 165) Demnach bezeichne ich diesen Prozess hier nicht einfach als Konkurrenz oder Wettbewerb, sondern als „eskalatorischen Wettbewerb“, da in ihm eine neuartige Steigerungslogik inbegriffen ist.

Der nordamerikanische Soziologe und Kulturkritiker Richard Sennet thematisiert auch den diskontinuierlichen Umbau von Institutionen mit Folge für die Individuen: „In vielen Unternehmen wird die Produktion immer spezieller und individueller, obendrein muss sie sich rasend schnell an die sich ebenfalls ständig wandelnde Nachfrage anpassen [...] Gefragt sind darum flinke Firmen und flinke Menschen. Sie müssen flink denken, flink ticken und flink handeln. Sie müssen flink umdenken, flink umschwenken und noch flinker umsatteln.“ (Sennett 1998 in Kinnert & Bielefeld, 2021, pp. 174–175) Die moderne Gesellschaft ist heutzutage durch eine „sukzessive Vermarktlichung“ gekennzeichnet – und zwar in allen Lebensbereichen: „In Arbeitsorganisationen und Wohlfahrtseinrichtungen, Familie und Partnerschaft, Kirche, Bildung und Wissenschaft herrschten demnach statt Solidarität und (Wert-)Bindung nunmehr Wettbewerb und Kalkül.“ (Koppetsch, 2011, p. 8) Diese Form von Wettbewerb wird vor allem durch die Unsicherheit der auch ineinander konkurrierenden Schichten, wie sie in 4.2 gezeigt wurden, ermöglicht. Rosa verknüpft die sich auflösende Grenze zwischen Berufs- und Privatleben direkt mit dem neuen Zeitgeist der Wettbewerbslogik. Die Grenze zwischen Arbeit und Leben löst sich wieder auf – im Unterschied zu früher folgt heute jedoch das gesamte Leben der Wettbewerbslogik, nicht nur die Arbeit. Im 20. Jahrhundert gab es ihm zufolge noch die Hoffnung, durch Anstrengung eine Besserung zu erreichen, heute ist das nicht mehr spürbar: „Natürlich nicht in allen Schichten und für alle Menschen, aber es gab da immer noch diese Idee, durch Wachstum, durch Erhöhung der Wettbewerbsfähigkeit oder sonst was bewege ich mich vorwärts. Heute sieht es anders aus, und das Gefühl ist am besten sichtbar, wenn man Eltern nach der Zukunft ihrer Kinder fragt: Sie sagen dann nicht mehr: ‘Die Kinder sollen es einmal besser haben’, sondern ‘Wir müssen alles tun, damit sie es nicht viel schlechter haben.’“ (Rosa 2014 in Altvater, 2014, pp. 34–36) Und dies gilt für alle Lebensbereiche – der Mensch gerät zunehmend unter allumfassenden Druck.

Indikator Krankheit

Veranschaulichen wir diese Aspekte anhand eines empirisch feststellbaren Phänomens, einiger zuverlässig erhobenen Krankheits- und Todesstatistiken. Diese umfassen Häufigkeiten und

Entwicklungen verschiedenster Krankheiten und können ein guter Indikator für eine „kranke Gesellschaft“ sein. Kommen wir zuerst zu den angesprochenen Statistiken zu Toden. „Tode aus Verzweiflung“ sind seit Neuestem eine eigene, neu aufgekommene moderne Todesart, die ein Phänomen beschreiben, das auf drei Hauptgründen beruht: exzessiver Alkoholkonsum und dessen Folgeerkrankungen, Überdosen an Schmerz-, Betäubungs- oder Aufputzmitteln sowie Suizide – alle drei basierend auf denselben Gründen³⁰. Der Ursprung für diesen Wandel wurde, wenig verwunderlich, bereits gefunden – am Arbeitsmarkt. Als eigentliche Todesursache wurde daher von Forschern die „Verzweiflung darüber, dass ein gutes, einfaches Leben nicht mehr existiert“ gefunden. (Deaton&Case in Wagenknecht, 2021, pp. 75–76) Diese Erkenntnis lässt sich auf einen zentralen Faktor herunterbrechen: Der moderne Mensch ist, vor allem im Vergleich zu vorangegangenen Jahrzehnten und länger, ungewöhnlich gestresst. Neunzig Prozent aller Erkrankungen sollen heute durch Stress verursacht oder verstärkt werden. (Institute of Science, Technology and Public Policy, 2021) – und wer dauerhaft gestresst ist, gefährdet wiederum auf lange Sicht seine Gesundheit. Sehen wir uns dazu noch Statistiken an, die es in diesem Rahmen leider nicht aktueller gibt. Dies sind Ergebnisse einer Metaanalyse aller Gesundheitsreporte der gesetzlichen Krankenkassen seit dem Jahr 2000. Seit dem 1.1.2000 liegt aufgrund der Einführung der ICD-10 (International Classification of Diseases, Version 10) eine einheitliche vergleichbare Datenbasis für psychische Erkrankungen vor. „Der Anstieg der Ausfalltage durch die Zunahme der Krankheitsfälle ist bei psychischen Erkrankungen besonders ausgeprägt.“ (Schmiede, 2011, p. 115) Des Weiteren wird gezeigt, dass 27,5% der Bevölkerung in Deutschland an Depression leiden. (WHO 2008 in Schmiede, 2011, p. 120) Hinzu kommt, „dass 1/3 aller Erwerbstätigen in Deutschland über deutlich wahrnehmbare psychische Belastungen klagt und dass diese Belastungen wiederum überdurchschnittlich ausgeprägt seien bei unsicheren wirtschaftlichen Verhältnissen (befristete Beschäftigung, Arbeitslosigkeit, Abmahnungen, Wegfall von Vergünstigungen, überlangen Arbeitszeiten).“ (Bertelsmann-Stiftung 2009 in Schmiede, 2011, p. 120) Zudem mache der Anteil der Erwerbsunfähigkeitsrenten wegen psychischer Erkrankungen bereits im Jahr 2005 rund ein Drittel aller EU-Renten aus und liege damit vor allen anderen Ursachen. Seit 1983 hat dieser Anteil sich drastisch erhöht. (Bühren et al. 2008 in Schmiede, 2011, p. 120) Die wohl bekannteste und mitunter am häufigsten diagnostizierte psychische Krankheit ist dabei die Depression. (Jacobi et al., 2014) Sie rückte im vergangenen Jahrzehnt besonders in den Fokus der Öffentlichkeit, interessanterweise auch

³⁰Achtung: Das bedeutet nicht, dass heute verhältnismäßig mehr Menschen sterben, und auch nicht, dass insgesamt mehr an den genannten Ursachen sterben. Hingegen soll damit ausgedrückt werden, dass die *Hintergründe* dieser Todesursachen sich im Gegensatz zu früheren Zeiten geändert haben – und diese Hintergründe machen das Ganze so interessant.

und vor allem im Zusammenhang mit „den Veränderungen der Arbeits- und Beschäftigungsverhältnisse [...], die gemeinhin mit dem Schlagwort der Flexibilisierung der Produktionsweise insgesamt oder aber auch der von Arbeit und Beschäftigung bezeichnet werden.“ (Schmiede, 2011, p. 114) Depression wird auch häufig nicht mehr „nur“ als psychische Krankheit oder sogar gar nicht mehr als Krankheit gesehen, sondern als normale Reaktion auf widrige Lebenserfahrungen und -umstände. (vgl. bspw. Hari, 2019)³¹ Dies kann auch im Zusammenhang mit Individualisierung gesehen werden: „Als Familienvater besorgt, im Berufsleben hart und kompromisslos, ökologisch eingestellt und gleichzeitig interkontinental unterwegs, Fremden gegenüber weltoffen und dennoch latent misstrauisch, sich im Wellness-Urlaub entspannt gebend und gleichzeitig das Dienst-Handy im Anschlag – wo ist man eigentlich noch ‚man selber‘, authentisch, wo spielt man lediglich eine Rolle, passt sich opportunistisch an?“ (Conzen, 2017, p. 16) Der Psychologe Wolfgang Schmidbauer sieht sie als „Symptom unserer Leistungsgesellschaft“ und Reaktion darauf, es allen rechtmachen zu wollen, und der Angst, das nicht zu schaffen. (Schmidbauer 2015 in Schnabel, 2015, p. 76)

Rosa indessen thematisiert die „Volkskrankheit Depression“ als „Entschleunigungsreaktion“³² (Rosa, 2016a, p. 337) – nicht verwunderlich bei der bereits angeschnittenen Beschaffenheit von modernem Stress. Auch Stress-, Angst- und Burnout-Erkrankungen sieht er als Teil einer „Erschöpfungskrise“, eine „umfassende Krise der ökologischen, der politischen und der subjektiven Weltbeziehung.“ (Rosa, 2016b, pp. 710–711) An sich ist die Gesellschaft im Gesamten jedoch nicht „depressiver“ geworden. (Dornes, 2016) Hier wird also nicht gezeigt, dass der Anteil psychischer Erkrankungen in den letzten Jahrzehnten gestiegen ist, sondern lediglich, dass die postmodernen Arbeitsverhältnisse und Umstände durchaus einen Einfluss auf die Häufigkeit ihrer Diagnostizierung haben könnten (bspw. durch anders geartete Lebensumstände als damals, neue Diagnosemöglichkeiten und ausgefeiltere Merkmalsbestimmung, vgl. Dornes, 2016). Fisher zieht gar den einfachen, doch logischen Schluss, dass aus der zunehmenden Prekarisierung Krankheiten wie Depression erwachsen – Kapitalismus macht sozusagen krank und damit werden vermeintlich persönliche, psychologische Krankheiten zur gesellschaftlichen und politischen Aufgabe. Und das, obwohl die inzwischen gängige und nahezu als normal angesehene „Diagnose Depression“ durch ihre rein psychologische Definition in eine individuelle Sichtweise gedrängt wird, die ihr aber längst nicht mehr gerecht wird: „Die produktivste Art,

³¹ Aus diesem Grund betrachte ich hier die „Suchttraten“ nicht näher: Das Konzept der Sucht ist sehr komplex und wird in der aktuellsten Forschung noch stärker in seiner Erhebung und Definition angezweifelt als Depression. Im Rahmen dieser Arbeit könnte ich keine verantwortungsvolle Betrachtung, die den Umständen gerecht wird, garantieren.

³² Zum bereits angeschnittenen Zusammenhang zwischen Entschleunigung und Cannabis komme ich später.

das Persönliche politisch zu verstehen, ist, das Persönliche als nicht persönlich anzusehen.“ (Fisher, 2014b, p. 43) Zugleich muss durch die eben individualisierten Lebensumstände und Problemstellungen berücksichtigt werden, dass die Anzahl der Diagnosen eben auch nicht ohne Grund oder nur hauptsächlich wegen der Diagnoseform steigen. Was des Weiteren dahintersteht, wird nun näher beleuchtet.

Auch wenn die zeitgeschichtliche und globale Einbettung all dieser Erkenntnisse bereits zu Beginn explizit ausgeschlossen wurden, um den „reinen“ Zeitgeist beobachten zu können – selbst bei einer solchen Beschäftigung mit diesem Thema kann kaum ein kurzer Vergleich der heutigen zu anderen Gesellschaften ausgeblendet werden, die ein, rein objektiv gesehen, wesentlich unangenehmeres Leben haben oder hatten. Der promovierte Soziologe und Psychoanalytiker Martin Dornes wollte diesem Phänomen auf den Grund gehen und stellte die Frage, ob der Kapitalismus mit einer steigenden Zahl psychischer Krankheiten einhergehen könnte und ob er gar die Ursache für solch ein Phänomen sein könnte. Außer einer psychischen Wahrnehmungsverschiebung, könnte es schließlich kaum Gründe dafür geben, dass die moderne Gesellschaft so unglücklich zu sein scheint. Nun, seine Erkenntnisse sagten etwas anderes: Es gebe heute nicht mehr psychische Krankheiten, weder welt- noch deutschlandweit, als zuvor. (Dornes, 2016) Dennoch betrachtet er einen Strukturwandel der Psyche, des Sozialstaats und der Arbeitswelt, was eine veränderte gesellschaftliche Grundstimmung nach sich zieht (auch wenn er diese Grundstimmung an sich umgeht zu beschreiben, da er bewusst von einer Stimmungsanalyse absieht). (Dornes, 2016, p. 10) Die „Problemfälle“ in Form von Krankheitshäufigkeiten, Suizid, Alkoholkonsum und sinkende Lebenszufriedenheit seit 1980 sieht er „im unteren Bevölkerungs- und Beschäftigungssegment“ (Dornes, 2016, p. 127) – und dort befinden sich immer Teile der Bevölkerung (vgl. Budes „Ausgeschlossene“). Zugleich bestätigte er durch die Sammlung diverser Studien das gesamtgesellschaftliche Bild, auf das auch ich hier letztlich gestoßen bin: Die Menschen fühlen sich auf irgendeine Art und Weise unsicherer und unglücklicher; es gebe einen „Hype“ um (laut seiner Analyse nicht gestiegene) psychische Krankheiten.

Todesursachen und stressbedingte psychische Krankheiten, beispielhaft Depressionen, können also mit der postmodernen Lebensweise in Zusammenhang gebracht und in ihren Ursachen als Indikatoren für heikle gesellschaftliche Stimmungen genutzt werden. Was bedeutet das für das vorliegende Thema weiter? Eine Studie aus dem Jahr 1998 des französischen Soziologen Alain Ehrenberg zeigte damals einen rapiden Anstieg von Depressionen und eine wachsende Anzahl der Nutzung von Antidepressiva. (Ehrenberg, 2015) Die Begründung dafür ist, „dass die Indi-

viduen durch die diffus verbreitete Forderung, sie selbst sein zu müssen, psychisch gewissermaßen überfordert sind; der permanente Zwang, aus dem eigenen Innenleben den Stoff einer authentischen Selbstverwirklichung zu beziehen, verlangt den Subjekten eine dauerhafte Form der Introspektion ab, die an irgendeinem Punkt gleichsam in die Leere führen muss“.³³ (Honneth, 2002b, p. 156) Eine aktuelle Studie zu den Folgen des gestiegenen Cannabiskonsums zeigt zudem einen weiteren Aspekt: So ist in den vergangenen Jahren die Anzahl psychisch bedingter Klinikaufenthalte im Zusammenhang mit Cannabiskonsum deutlich gestiegen. (Gahr et al., 2022) Eine der unintendierten Folgen des Cannabiskonsum führt also genau zum gegenteiligen als dem erwünschten Effekt des Konsums. Schmiede stellt weiter einen Zusammenhang zwischen Substanzkonsum und der Moderne her, wenn er diesen auch fälschlicherweise mit Sucht gleichsetzt: Die Depression habe „als Gefühl der Erschöpfung oder Überforderung im Hinblick auf den äußeren und inneren Druck, Ich sein zu müssen und zu wollen, an Gewicht gewonnen. Gerade wegen dieses gefühlten äußeren Drucks hat die medikamentöse Behandlung ständig an Bedeutung gewonnen, denn sie kann scheinbar von der Krankheit befreien; deswegen geht die Depression oft auch mit Drogen- und/oder Medikamentensucht sowie mit Alkoholismus einher.“ (Schmiede, 2011, p. 125) Eine der in Deutschland am häufigsten psychischen Krankheiten kann also zu gewissen Teilen mit Substanzkonsum korrelieren. Die Art der Substanz kann dabei natürlich variieren; diese Feststellung kann jedoch einen Hinweis auf Gründe und individuelle Zusammenhänge des Substanzkonsums auf der Mikroebene geben:

Substanzkonsum kann, unter anderem im Zusammenhang mit psychischen Krankheiten, als Bewältigungsmechanismus des Drucks der Moderne gelten. Stress und Depression können zudem beispielhaft zur Verbildlichung der Verzweiflung der postmodernen Menschen gesehen werden.

Dem entgegen steht zwar die Erkenntnis, dass es heute nicht mehr Depression gibt als zu früheren Zeiten und auch die Todesrate umgedeutet bzw. anders erfasst wird. Dies könnte jedoch ein weiterer Hinweis darauf sein, dass sich nicht nur die Lebensumstände und das Gefühl darüber ändert, sondern die Gesellschaft dieses Gefühl inzwischen auch mehr oder minder bewusst wahrnimmt und einzuordnen versucht. Unabhängig davon, was nämlich rein „objektiv“ (schlimm) ist oder nicht ist – dies würde zu weit in die Erkenntnistheorie führen –, kann festgestellt werden, dass die gefühlte Unsicherheit für die Menschen handlungsrelevant ist – egal,

³³ Deutsches Äquivalent zu dieser Studie, das jedoch seinen methodischen Schwerpunkt auf einem Ost-West-Vergleich hat und deshalb thematisch nicht genauso heranziehbar ist: Frommer, Knüfermann, Krause, & Wittig, 1999.

ob sie „wirklich“ ist oder nicht, nach ihr richten die Menschen (in der Soziologie) ihr Leben aus. Im Folgenden versuche ich, dieses nun belegte Empfinden näher zu erfassen.

Anomie

Individualisierung und eskalatorischer Wettbewerb haben nun also zu einem Gefühl der Verunsicherung geführt, das ich hier mit Rückbezug auf die in Kapitel 2.1 genannten Theorien als Anomie bezeichne. Sehen wir uns dessen Teilaspekte, vor allem Empfindlichkeit und Unsicherheit, und deren Beschaffenheiten in den folgenden Abschnitten genauer an. Bereits Nachtwey hat auf Mertons Auslegung der Theorie zurückgegriffen, als er seine Gesellschaftsbetrachtung weiterdachte: „Dabei bilden sich mit steigender Häufigkeit ‚anomische‘ Konstellationen heraus, in denen die etablierten sozialen Normen, die eine Voraussetzung für die gesellschaftliche Integration bilden, sukzessive erodieren und an Geltung verlieren“. (Merton in Nachtwey, 2016, p. 165) Wie äußern sich diese Konstellationen, welcher Art ist das daraus folgende Empfinden? Dieses Thema ist wiederum Rosas Fachgebiet, der es zu seinem Begriff der Entfremdung, dem Gegenstück zur Resonanz, einordnete. „Während die Imperative der auf Wachstum, Beschleunigung und Innovationsverdichtung gerichteten systemischen Steigerungszwänge immer unerbittlicher die Investition aller physischen, psychischen und politischen Energien und damit die verdinglichende Optimierung aller Lebensäußerungen erfordern, verblasst das Resonanzversprechen der Moderne zusehends.“ (Rosa, 2016b, pp. 698–699) Was meint Rosa genau mit dem Resonanzbegriff? Er beschreibt die Krise der Gegenwart als eine kulturelle, „umfassende Krise [...], als ein strukturell verursachtes Weltverstummen.“ (Rosa, 2016b, p. 707) Man könnte ihre Abwesenheit also fassen als einen Verbundenheitsverlust zur Außenwelt, ein Gefühl oder auch ein allumfassendes, unerfülltes Bedürfnis nach Spiegelung, Passung oder Selbstwirksamkeit. Daraus entsteht schließlich eine von den Gesellschaftsmitgliedern intensiv wahrgenommene Krise auf der Makroebene: „Die institutionalisierte Weltbeziehung der Spätmoderne erzeugt [...] eine Resonanzkrise gewaltigen Ausmaßes, die an der Wurzel der gegenwärtigen Krisentendenzen überhaupt liegt.“ (Rosa, 2016b, p. 706) Diese Resonanzkrise wurde nicht durch Rosa erstmals entdeckt; bereits Adorno und Horkheimer beschrieben sie als „Entzauberung der Welt“ (Horkheimer & Adorno, 1997), ebenso wie Max Weber in demselben Wortlaut (Weber, 2011b). Aufgegriffen wurde dies auch in neueren (unwissenschaftlicheren) Büchern wie beispielsweise durch den Journalisten Tobias Haberl („Die große Entzauberung – Vom trügerischen Glück des heutigen Menschen“). (Haberl, 2020)

*„Für spätmoderne Subjekte ist die Welt (das Selbst eingeschlossen) stumm,
kalt, gleichgültig und sogar abstoßend geworden.“
(Rosa, 2018, p. 146)*

Unsicherheit

All diese Erkenntnisse zum Empfinden der Gesellschaft, das sich auf Basis der nach Kapitel 4.2 und 4.3 stattfindenden Prozesse manifestiert, lassen sich schließlich als ein gesellschaftliches *Gefühl* zusammenfassen. So zeichnet sich das Bild einer gesamtgesellschaftlichen Unsicherheit, die alle in ihrer eigenen Weise betrifft. Flexibilität und Unsicherheit, so auch Kinnert, durchdringen inzwischen alle Aspekte des hiesigen Lebens sowie alle Schichten. Ein Verlust ist also, neben den ökonomischen Gefahren, vor allem bemerkbar an Sicherheiten und Vertrauen.

*„In ständiger Unsicherheit leben zu müssen, ist schlimmer als Armut.“
(Konfuzius zugeschrieben)*

Dieses Gefühl trifft auch die Reichsten, unter denen sich durch Umfragen von Vermögenden mit durchschnittlich 78 Mio. US-Dollar ähnliche Gefühle feststellen ließen – um sich sicher zu fühlen, so gaben sie an, würden sie durchschnittlich ca. 25% mehr Geld benötigen. (Kinnert & Bielefeld, 2021, p. 429) Unter ihnen ist die Wahrscheinlichkeit des starken sozialen Abrutschens objektiv betrachtet nach wie vor ziemlich gering – „doch die Erfahrung persönlicher Unsicherheit, die Angst vor der Zukunft und vor Verlust der Selbstbestimmung hält Einzug in alle Beziehungen und Lebensbereiche.“ (Koppetsch, 2011, pp. 8–9) Selbst die Bundeszentrale für politische Bildung versuchte in einem Artikel von 2008 zwar noch, mithilfe diverser sehr spezifischer Beispiele die Wahrscheinlichkeit gesammelter gesellschaftlicher Abstiege infrage zu stellen, musste jedoch dennoch resümieren, dass die schon damals weit verbreitete Sorge darum nicht mehr so unbegründet ist wie noch ein paar Jahre zuvor. (Burzan, 2008) In derselben Zeitungsausgabe wurde gar geschrieben: „Verunsicherung ist zur dominanten gesellschaftlichen Grundstimmung geworden.“ (Dörre, 2008)

Mit den aktuellen Arbeits- und Lohnbedingungen werden Voraussetzungen für ein gesellschaftliches Erleben geschaffen, das sich auf allen Ebenen in allen Schichten und Lebensbereichen widerspiegelt.

Dies ist der nun auch ausformulierte Beleg für die direkten emotionalen Folgen des postmodernen Kapitalismus auf die gesellschaftliche Stimmung. In erster Linie geht es also um Verunsicherung. Der zweite Part der Anomie lässt sich als Empfindlichkeit beschreiben:

Empfindlichkeit

Es existieren viele Zeitdiagnosen, die das Phänomen der Verunsicherung der Moderne aufgreifen:

„Die ‚entfesselte Welt‘ (Giddens 2001), der Zustand der ‚Desintegration‘ (Honneth 1994), der ‚ontologischen Bodenlosigkeit‘ (Baumann 1997) – in vielen Zeitdiagnosen gilt die verunsicherte Identität als Kehrseite heutigen Lebensgefühls und Erfolgsstrebens.“
(Conzen, 2017, p. 44)

Dies ist also eine Angst davor, auf die aktuellen Umstände keinen Einfluss in dem Maß zu haben, dass man selbst die Zukunft aktiv (genug) gestalten kann. Der Ursprung darin liegt wohl zum großen Teil in den oben genannten makrostrukturellen Gegebenheiten. In seinem Buch „Die Kultur des neuen Kapitalismus“ beschreibt Sennett die Auswirkungen der globalisierten Wirtschaft und der mit ihr einhergehenden Veränderungen in der Arbeitswelt, auf die Gesellschaft und das Individuum. Diese Veränderungen macht er hauptsächlich an Institutionen fest. Demnach führt die durch das System verursachte erzwungene Flexibilität zu zunehmender Unsicherheit in der Bevölkerung: „Der ‚neue Kapitalismus‘ betrifft also ein soziologisches Ganzes und nicht bloß Wirtschaft oder Technologie. Die Institutionen, in denen wir uns bewegen, haben [...] unsere Zeitwahrnehmung verändert: Arbeitsplatz, Sozialstaat und Gemeinschaftsleben sind als Bezugsrahmen einem immer rascheren Wandel unterworfen; Ursachen lassen sich kaum noch Wirkungen zuordnen; Absichten und Vorhaben verlieren sich in einem Netz von Unwägbarkeiten und Zufälligkeiten, über die Einzelne und Gruppen immer weniger Kontrolle haben.“ (Sennett & Richter, 2010, p. 0) Man könnte diesen Zustand auch als „gesellschaftliche Identitätskrise“ bezeichnen mit ihrem Ursprung in der Moderne, den Umbrüchen der Jahrtausendwende und den neuartigen Gefühlen „von Verlust, Wurzellosigkeit und Entfremdung“. (Conzen, 2017, pp. 13–14) Hinzu kommt laut Hartmut Rosa als Folge der Entfremdung (eine nähere Erklärung des Begriffes erfolgt in Kapitel 5.1) eine ganz neue Form der Angst: „Die Angst davor, ein beziehungsloses, unverbundenes Atom in einer schweigenden, stummen oder feindlichen Welt zu sein oder zu werden; die Angst vor einem endgültigen und unwiderrufli-

chen Verstummen der Welt ist das negative Korrelat zu jenem positiven Programm der Weltreichweitenvergrößerung, welches zu erklären vermag, wieso die aus diesem resultierenden Fortschrittsgeschichten so hartnäckig von Verfallsgeschichten der Moderne konterkariert werden.“ (Rosa, 2016b, p. 522) Der Soziologe Heinz Bude sieht sogar eine ganze „Gesellschaft der Angst“ heranwachsen – getrieben von „Abstiegsangst, Optimierungswahn und Kommunikationsterror“. Dabei beruft er sich auf Studien, die es gar ein „Zeitalter der Angst“ nennen, das wir aktuell durchleben, da die Ängste, gerade in der deutschen Gesellschaft, seit Jahren konstant zunehmen. (Bude, 2016) Dennoch betrachtet er die Umstände recht differenziert, man lebe vergleichsweise gut in Deutschland, doch das Integrationsversprechen moderner Gesellschaften für alle Menschen sei heute unglaublich. (Bude, 2016, p. 17) Überall lauere zudem die Angst, durch Fehltritte die eigene wacklige Zukunft in eine „falsche“ Richtung zu lenken. „Der Grund für die Angst liegt im Orientierungsverlust. Die Einzelnen fühlen sich trotz guter Polster und gediegener Zertifikate heute deshalb schutzloser und verwundbarer, weil der organische Zusammenhang von Autonomiestreben und Gemeinschaftsbindung zerbrochen zu sein scheint.“ (Bude, 2016, p. 73) Er verknüpft also gewissermaßen den Individualismus mit dem Zwang der Autonomie – durch den zunehmenden Individualismus, einhergehend mit ebendiesem Zwang, wird man ängstlicher, da soziale Bindungen wegbrechen. Corona könnte diesen Prozess sogar noch beschleunigen. „Man kann die Veränderung so auf den Punkt bringen, dass wir heute einen Wechsel im gesellschaftlichen Integrationsmodus vom Aufstiegsversprechen zur Exklusionsdrohung erleben. [Stichwort Ausschluss, Kap. 4.2, Anm. d. A.] [...] Die Angst kommt daher, dass alles offen, aber nichts ohne Bedeutung ist. [...] Die Angst, einfach so dahinzuleben, ist schwer ertragbar. Angststress ist Sinnstress, von dem einen kein Staat und keine Gesellschaft erlösen kann.“ (Bude, 2016, pp. 19–20)

Woher kommt diese Angst jedoch? „Weder ist die moderne Gesellschaft auf dem Weg, zu einem großen psychiatrischen Krankenhaus zu werden, noch sind die Menschen von der gegenwärtigen Lebens- und Arbeitswelt zunehmend erschöpft oder überfordert.“ (Dornes, 2016, p. 11) Wie passt das zusammen? Ich habe dies hier auf verschiedene, möglichst greifbar gemachte Gründe zurückgeführt, während Dornes‘ Fazit schlichtweg ist: Die Menschen werden empfindlicher – beziehungsweise: Es finde ein Sensibilisierungsprozess für psychische Symptome und Krankheiten statt und so eine „Zunahme kollektiver Stimmungen wie Müdigkeit oder Angst“ (Dornes, 2016, p. 10). Im Vergleich dazu hätten sich „zu jedem Zeitpunkt im 20. Jahrhundert, sei es 1920, 1970 oder 1980“, meist ca. 20 bis 30% der Bevölkerung müde und erschöpft gefühlt. (Shorter 1992 in Dornes, 2016, p. 46) Zugleich zeigt er sich skeptisch gegen-

über Stimmungsdiagnosen und sucht nicht die Gründe für den offensichtlichen Stimmungswandel – aber diesen Part übernehme ja ich in dieser Arbeit. Es lässt sich also festhalten, dass ein Stimmungswandel stattfindet, dessen Gründe ich im vorliegenden Kapitel ausgiebig erläutere. Je nachdem, welcher Studie man Glauben schenkt, geht es den Menschen nämlich zumindest nicht zunehmend schlechter; sowohl die „objektiven“ Lebensumstände als auch die Zufriedenheit soll manchen Umfragen zufolge konstant sein oder steigen (vgl. bspw. Schupp, Goebel, Kroh, & Wagner, 2013). Doch dabei fehlen einige Variablen, wie Haberl in seinem Buch zusammenfasst: „Aber können Zahlenkolonnen zeigen, wie es uns geht? Können Excel-Tabellen die Seelenlage von Menschen erfassen? Oder könnte es sein, dass es in Wahrheit bergabgeht, weil sämtliche Kurven nach oben zeigen, nur die entscheidende nicht, weil die Abwesenheit einer Tragödie noch lange nicht Glück bedeutet? Und könnte es ebenfalls sein, dass die Menschen reicher und gleichzeitig ärmer, gesünder und gleichzeitig kränker, toleranter und gleichzeitig missgünstiger, sicherer und gleichzeitig ängstlicher werden? Dass sie äußerlich einverstanden, aber innerlich gereizt, frustriert, deprimiert sind [...]?“ (Haberl, 2020, p. 14)

Die Soziologin Eva Illouz hat dies in ihrem Buch „Wa(h)re Gefühle“ (Illouz, 2018) weitergedacht und mit dem modernen Zeitgeist verknüpft: Einen der Gründe dafür sieht sie in der Rationalisierung des Arbeitslebens, zu dem im Privaten ein Ausgleich gesucht wird. Durch die Nutzung von Emotionen als Ware im Kapitalismus, sei es in der Tourismusbranche, in Musik, Filmen, der Coachingindustrie und sogar der Glücksforschung als Mittel für Werbezwecke, entstehe eine „Glücksindustrie“ als Symptom für die Entwicklung eines „emotionalen Kapitalismus“. (Illouz, 2018) Zugleich fände quasi ein Zwang zum Glück statt – durch die Individualisierung sei es schließlich möglich, glücklich zu sein, und zwar in der Familie, der Beziehung, dem Beruf, den Hobbys und sogar beim Sterben. Natürlich setzt das zusätzlich, auch ganz unabhängig von Absteigsangst und Konkurrenz, unter Druck. (Schnabel, 2015, pp. 89–100) Glück würde zur Eigenverantwortung und zur Pflicht gemacht – womit wiederum leicht ein Rückschluss zum Thema Unsicherheit gezogen werden kann. Gehen wir auf diese Emotionsbetrachtung noch etwas näher ein:

Reckwitz macht für die „erschöpfte Selbstverwirklichung“ den Kapitalismus, eine „durchpsychologisierte Kultur“ – und neuartige Emotionen bzw. eine radikale Emotionskultur verantwortlich. Paradox darin findet er, dass während der Konzentration auf ausschließlich positive Emotionen (wie die Gesellschaft dies gefühlt verlangt) zunehmend negative hervorkommen wie „Enttäuschung und Frustration, Überforderung und Neid, Wut, Angst, Verzweiflung und Sinnlosigkeit“. (Reckwitz, 2021, pp. 203–205) Auch Enttäuschung spielt in diesem Prozess

eine große Rolle, Reckwitz nennt dies „Desillusionierung“. Diese fußt auf der Anforderung an sich selbst, Selbstverwirklichung zu betreiben, diese auch nach außen hin zu zeigen und zugleich eine bedeutende Leistung für die Gesellschaft zu erbringen. (Reckwitz, 2021, p. 216) Jedoch können diese Aufgaben gar nicht alle zur Befriedigung erfüllt werden. Eine Ökonomisierung des Sozialen und dauerhafte Vergleiche führen dann ebenso in das persönliche Unglück wie eine Über-Emotionalisierung und die stetige Suche nach „etwas Neuem“. Und da negative Gefühle, wie gezeigt wurde, unerwünscht sind, fühlen sich dann Misserfolge umso schlimmer an. (Reckwitz, 2021, pp. 222–231) Schnabel beschreibt und analysiert in seinem Buch „Was kostet ein Lächeln?“ die aktuelle „Emotionsgesellschaft“, wie er dieses Phänomen bezeichnet. Er hält fest, dass sich in den vergangenen Jahren die Sichtweise auf den Menschen als homo oeconomicus zu einem von Emotionen geprägten Wesen gewandelt haben (Schnabel, 2015, p. 19) – eine in der Psychologie ebenso wie bis in die Spieltheorie und Verhaltensökonomie hinein verwendete „emotionale Wende“, gekrönt durch die im Jahr 2002 mit dem Wirtschaftsnobelpreis belohnte Erkenntnis, dass beim menschlichen Handeln die „gefühlte Wirklichkeit“ wesentlich wichtiger ist als die reine Vernunft. Seither explodiert die Zahl neuer Forschungsfelder und -erkenntnisse zu diesem Thema. (Schnabel, 2015, p. 130) Er spricht von „emotionaler Ansteckung“ (Hatfield et al. 1994 in Schnabel, 2015, p. 31) als Phänomen, das Kollektivgefühle auslösen kann, und vom Wandel der gesellschaftlichen Einstellung von „Jeder ist seines Glückes Schmied“ hin zu einem von allerlei anderen Menschen beeinflussten und gestalteten Glück. (Schnabel, 2015, p. 46) Im wiederum fast unvermeidbaren zeitlichen Vergleich zum Mittelalter beschreibt er einen drastischen, aber dementsprechend auch extrem zutreffenden Wandel in der Wahrnehmung und den Ängsten der Menschen: „In der Moderne hingegen liegen die meisten Bedrohungen im Fernbereich, sind oft diffuser und komplexer Natur und damit schwer zu fassen – was keine nackte Angst, aber eine ständige, unterschwellige Besorgnis auslöst.“ (Schnabel, 2015, p. 56) Auch hat es zu früheren Zeiten nicht derart viele Auswahlmöglichkeiten in nahezu allen Bereichen des Lebens gegeben – und dementsprechend auch keine „Qual der Wahl“, was allein für die Psyche schon unbewusst sehr anstrengend ist: „Das moderne Gefühl des Gestresstseins etwa, der dauernden Anspannung und des Zwangs zur Selbstoptimierung war völlig unbekannt. [...] Es gar zwar wenig[e] Optionen, aber auch keine großen Zweifel, kein Hinterfragen und vor allem nicht die ständige moderne Angst, man könnte etwas verpassen.“ (Schnabel, 2015, pp. 55–56) Eine weitere radikale Änderung ist die Art der Verwendung der Technik heutzutage. Fast immer ist ein Medium zwischen uns und die Welt geschaltet, während man zugleich kaum etwas selber unter Kontrolle hat, weil jeder seinen spe-

zifizierten Aufgabenbereich hat. (Schnabel, 2015, p. 57) Zugleich findet in der Medienlandschaft, die uns dadurch so sehr bestimmt, eine Skandalisierung, Konfliktakzentuierung und Emotionalisierung statt, wodurch Bedrohungen überproportional wahrgenommen würden und entsprechende Ängste zunehmen (als Beispiel nennt er eine Abnahme der Kriminalitätsrate seit der Wiedervereinigung bei gleichzeitigem Glauben der Bürger an zunehmende Verbrechen). (Schnabel, 2015, pp. 59–60) Jedoch haben diese Ängste eben nicht nur mit der Wahrnehmung zu tun, sondern sind durchaus auch in der Beschaffenheit der Moderne begründet: „Mit der Globalisierung und Technisierung, mit der zunehmenden Beschleunigung unserer Arbeitswelt, der weltweiten Konkurrenz und der digitalen Vernetzung ist das Leben unübersichtlicher, rasanter und komplexer geworden, zugleich ist die Anfälligkeit unserer sozialen wie technischen Infrastruktur enorm gestiegen.“ (Schnabel, 2015, p. 61) Zudem sind die meisten Institutionen durch die Globalisierung labiler geworden, was verständlicherweise Ängste auslöst. (Schmidbauer in Schnabel, 2015, p. 73) Angesichts von gleichzeitiger Abstumpfung und Überforderung spricht er gar von einer „modernen Gefühlskrise“. (Schnabel, 2015, p. 68)

*„So stellt die moderne Welt nicht nur völlig veränderte Anforderungen an Politik und Ökonomie, sondern auch an das Gefühlsleben des Einzelnen:
Es geht weniger darum, sicht- und greifbare Katastrophen und
Schicksalsschläge zu bewältigen, sondern wir müssen uns vor allem mit
unsichtbaren oder imaginierten Gefühlen auseinandersetzen,
die kaum fassbar scheinen.“
(Schnabel, 2015, p. 63)*

In einem Wort würde ich neben der allgemeinen Verunsicherung dieses zweite Teil-Phänomen der Anomie, das aus Individualismus und eskalatorischem Wettbewerb entsteht, also als Empfindlichkeit beschreiben: Einerseits werden Gefühle vor allem von der Arbeitswelt eingenommen und vermarktet, sodass das Individuum den eigenen Gefühlen quasi kaum mehr trauen kann. Andererseits entsteht durch genau diese Überreizung der Gefühle eine Abgestumpftheit, die an anderer Stelle, und zwar der Selbstoptimierung durch Individualisierung und besondere Aufmerksamkeit gegenüber der eigenen Gesundheit und des Wohlbefindens, in Überempfindlichkeit umschwenkt. Zugleich nehmen die Menschen ihre Gefühle viel bewusster wahr und gestehen sich inzwischen eher ein, wenn es ihnen nicht gutgeht – was ein entscheidender Effekt ist, wenn es später um dessen Folgen geht, die sich im Umgang damit zeigen werden.

Wie steht es nun um das Empfinden der Gesellschaft, das Merkels Aussage offensichtlich entgegensteht? Der Soziologe Martin Schröder (Schröder, 2018) beispielsweise belegte in seinem Buch „Warum es uns noch nie so gutging und wir trotzdem ständig von Krisen reden“ mithilfe zahlreicher Statistiken, dass es den Menschen in Deutschland noch nie so gut ging wie heute – hat dabei aber erstens nur Statistiken über Risiken des modernen Lebens im Blick und nicht die tatsächlich wahrgenommenen Ängste der Bevölkerung und relativiert dies zweitens sogar selbst: Die Menschen heute seien sensibler geworden, wie hier ja bereits gezeigt wurde, und die Medien berichteten vor allem über Negatives. Und auch er sieht: „Vor den Siebzigerjahren hat sich der Lebensstandard der Deutschen in 30 Jahren mehr als verdoppelt. Das passiert heute nicht mehr. Manche Menschen, die heute 50 sind, haben aber noch genau diese Entwicklung von ihren Eltern mitbekommen und fühlen sich nun um etwas betrogen oder abgehängt.“ (jetzt.de, 2018) Auffällig ist auch, dass in Büchern und Studien, in denen es heißt, es ginge den Deutschen aktuell besonders gut, der jeweils anders definierte Status Quo mit der Vergangenheit und/oder anderen Nationen verglichen wird. Doch der Mensch misst sein Glück unbewusst eben nicht an der Vergangenheit, sondern er lebt in der Gegenwart und richtet den Blick für gewöhnlich auf die Zukunft. Und wenn diese unsicher scheint, nutzen alle Vergleiche nichts, um das Gefühl der Unsicherheit wegzurationalisieren. Die Vergangenheit ist gelebt, die Zukunft noch nicht. Das heißt, dass die Zukunft noch gestaltbar ist - doch in welchem Maße? Wenn sich das Gefühl der Ohnmacht ausbreitet, können vergleichende Studien über den aktuellen Lebensstandard aussagen, was sie wollen - wenn dieser Lebensstandard in Gefahr ist, entsteht ein Gefühl der Angst, der Unsicherheit - der Anomie. Zudem halten die vergleichenden Studien (wie die von Schröder) Zustände fest, zu denen der Standard der Gesellschaft gemessen wurde. Meine Analyse hier jedoch betrachtet Prozesse, die sich seit einigen Jahren abspielen und einen Abwärtstrend zeigen. Daher mag es sein, dass punktuell betrachtet der Lebensstandard der heutigen Gesellschaft im Vergleich zu vor 50 Jahren höher ist – doch wenn er stetig sinkt, erzeugt dies Angst- und eben nicht Glücksgefühle. Und genau darum geht es – um das Gefühl der Gesellschaft, um die Grundstimmung. Denn woran kann tatsächlich gemessen werden, wie gut es einer Bevölkerung geht? Und wird dazu ein Vergleich zu vergangenen Zeiten oder zu anderen Ländern benötigt? Ist dieses „gesellschaftliche Glück“ relativ oder absolut? Eine Antwort darauf zu finden, scheint in der Masse der zahlreichen sich widersprechenden Analysen von Soziologen, Ökonomen und Statistikern schier unmöglich zu sein. Aber nach den hier bereits ausgearbeiteten Befunden und dem daraus entstehenden Stimmungsbild in Deutschland lässt sich zumindest in diesem Zusammenhang sagen: Das *Empfinden* der Bevölkerung scheint in den letzten Jahren negativer zu werden.

Im vorangegangenen Kapitel wurden die gesellschaftlichen Umstände und Folgen der Postmoderne betrachtet. Es wurde festgestellt, dass der postmoderne Kapitalismus besonders durch die Globalisierung und Prozesse der Beschleunigung gekennzeichnet ist. Damit einher gehen gewichtige ökonomische und soziale Ungleichheiten in allen gesellschaftlichen Schichten. Die Folgen sind auf derselben Ebene gesamtgesellschaftliche Gefühle der Individualisierung und des eskalatorischen Wettbewerbs, was insgesamt gesellschaftliche Unsicherheit und Empfindlichkeit nach sich zieht und sich als Anomie zusammenfassen lässt. Dieser anfangs vordefinierte Begriff wird daher im Folgenden, aufbauend auf den neuen Erkenntnissen, ergänzend nachdefiniert.

Vor dem Hintergrund der in Kapitel 2.1 erklärten Anomietheorie kann auf Basis der nun neu geschaffenen Erkenntnisse die Definition dafür insofern gewandelt werden, dass der postmoderne Kapitalismus anstelle der „mangelnden gesellschaftlichen Integration“ als konkreter Anhaltspunkt für die neue Unsicherheit gesehen werden kann, die bei Durkheim nur vage als „Angst und Unsicherheit“ betitelt wurde. An dieser Stelle sei auch zur Methodik bzw. zur Anwendung der Theorien ein Vermerk gemacht: Dem aufmerksamen Leser könnte in diesem Kapitel der Gedanke gekommen sein, dass die hier beschriebenen Prozesse sich, wie die folgenden Kapitel auch, in Set und Setting einteilen ließen. Auf diesen Schritt habe ich jedoch bei der genaueren Betrachtung der DSS-Theorie bewusst verzichtet: Diese besteht vollständig aus den drei Faktoren Drug, Set und Setting *in Kombination miteinander* – und die Drug wird in der vorliegenden Arbeit erst ab Kapitel 5, also ab der Mikroebene, zum Thema. Ohne sie wäre die Verwendung des Set- und Setting-Begriffes an dieser Stelle hier unvollständig, zudem fließen Set und Setting in Kapitel 4 und auch in Kapitel 7 so stark ineinander, dass eine Trennung den Sachverhalt nur unnötig verkompliziert hätte.

All diese Gegebenheiten haben also dieselbe Ursache, den postmodernen Kapitalismus. Im Endeffekt geht es damit sehr vielen Mitgliedern der Gesellschaft nicht gut, wenn sich auch die mikrostrukturellen Umstände gefühlt unterscheiden. Aus diesen sozial und wirtschaftlich bemerkbaren Problemstellungen entsteht eine neuartige Zersplitterung der Gesellschaft, die sich in Individualismus und eskalatorischem Wettbewerb bemerkbar macht und dadurch wiederum verstärkt wird. Sie äußert sich in Unsicherheit und Empfindlichkeit, sozusagen einer Resonanz- und Identitätskrise. Diese *gefühlten Folgen* der hier zusammengetragenen Rahmenbedingungen lassen sich als Anomie bezeichnen:

*„Jeder Idiot kann eine Krise meistern, es ist der Alltag, der uns zermürbt.“
(Tschechow o.J. in Schnabel, 2015, p. 53)*

Dies zeigt, wie umfassend die „neue Anomie“ sein kann. Ein gesamtgesellschaftliches Gefühl kann die Handlungen der Jugend nicht unberührt lassen. Wie deren Folgen also auf der Mikroebene aussehen, wird im nun folgenden Kapitel thematisiert.

5 Mikroebene der Jugend: Möglichkeiten und Restriktionen

Was haben nun die gesammelten Umstände und Folgen der Postmoderne für eine Bedeutung für und Wirkung auf die Jugendlichen, in der Coleman-Badewanne unten links auf der Mikroebene? Das „Setting“ des postmodernen Kapitalismus oben links besteht, wie gezeigt wurde, aus Globalisierung und Beschleunigung, ökonomischem und sozialen Abstieg sowie Spaltung. Die Folge ist ein gesamtgesellschaftliches Gefühl der Anomie aus Merkmalen der Individualisierung, des eskalatorischen Wettbewerbs und emotionaler Empfindlichkeit sowie Unsicherheit. Bei dieser Realität und keinen besseren Aussichten auf der Makroebene bleibt auch die Mikroebene nicht unberührt. Im Folgenden thematisiere ich daher gemäß der Coleman-Badewanne die wahrgenommenen Möglichkeiten und Restriktionen der Jugendlichen in Form von Überforderung, Sinnverlust, Entfremdung und Vereinzelung. „Dennoch nehmen die aktuellen Veränderungen in der westlichen Welt, die in den letzten Jahren bevorzugt unter den Überschriften Globalisierung, Beschleunigung, digitales Zeitalter etc. beschrieben und diskutiert werden, in hohem Maße Einfluss auf Wahrnehmungsmuster, Beziehungsverhalten, Erlebnisverarbeitung und [...] auch auf Identitätsentwicklungen.“ (Salge, 2017, p. 22) In welchem Rahmen findet das statt und woran lässt es sich feststellen? Ich teile die Erkenntnisse dazu in diesem Kapitel in Set (5.1) und Setting auf (5.2). Das Set wird dabei vor allem als Folge der Anomie und deren Voraussetzungen (und damit aufbauend auf das komplette Kapitel 4) betrachtet, das Setting in Kombination mit Drug als *ausschließlich unmittelbare Folge* der Globalisierung (4.1). An dieser Stelle ist eine wichtige, da vermutlich nicht vollkommen offensichtliche Unterscheidung zwischen den genannten Aspekten auf der Mikro- und der Makroebene zu treffen: Die in 4.3 genannten Auswirkungen des postmodernen Kapitalismus, die die Voraussetzungen der Anomie bilden (und zwar Individualisierung und eskalatorischer Wettbewerb), sind als *gesellschaftliche Prozesse* zu betrachten. Dahingegen sind die nun in 5.1 folgenden Möglichkeiten und Restriktionen, die daraus folgen, beginnend mit „Überforderung“, als *mikrostrukturelle Wahrnehmungen und Folgeempfindungen* einzuordnen. Sie unterscheiden sich von den im vierten Kapitel genannten gesellschaftlichen Folgen des postmodernen Kapitalismus dadurch, dass Überforderung und die nun folgenden Aspekte sich zwar auch auf der Makroebene zeigen können, jedoch in der Gefühlswelt von Individuen entstehen. Die Strömungen der Individualisierung, des Wettbewerbs und des Gefühls der Anomie hingegen sehe ich als gesellschaftlichen Umstand an. Diese Unterscheidung mag ein schmaler Grat sein, ist jedoch wichtig, um den Ursache-Wirkungs-Zusammenhang nicht aus den Augen zu verlieren. Im Fokus steht ab hier Jugend. Im Laufe des Kapitels werden nun auch zunehmend an einigen Stellen Verbindungen zum Substanzkonsum gezogen.

5.1 Set – Folgen der Anomie

Den bisher erarbeiteten Prozessen zufolge sind die Individuen, die gemeinsam die Makroebene bilden, in gewisser Weise unsicher und vor allem haltlos. Solche gesellschaftlichen Merkmale beeinflussen besonders die Jugendphase. (Litau, 2011, p. 17) Die Spannungen müssen in den verschiedenen Rollen des Jugendalters ausgehalten werden; das führt zu weiteren Unsicherheiten, was ohnehin ein wichtiger Aspekt des Jugendalters ist. (Hurrelmann et al., 2016, p. 39) Wie sieht das Set in dieser Lebensphase also aus?

Überforderung

Individualisierung und Spaltung können in Kombination mit eskalatorischem Wettbewerb, insgesamt unter dem Gefühl der Anomie, zum ersten Aspekt auf der Mikroebene führen: Überforderung. Das moderne Leben ist von widersprüchlichen Anforderungen geprägt, von immer mehr Möglichkeiten, Ungewissheiten und der Forderung nach Eigenverantwortung. (Koppetsch, 2011, p. 7) Die Ursache dafür könnte in einem erhöhten Maß an Verantwortungspflicht liegen: „In dem Maße, in dem die eigene Lebensgeschichte nicht mehr von Herkunft, Familie, langfristigen Bindungen und fest gefügten sozialen Strukturen bestimmt wird, sondern von einer wie auch immer gesellschaftlich organisierten und ökonomisch formierten, aber dem Einzelnen als Manifestation der eigenen freien Entscheidung zugerechneten Selbstverwirklichung, erscheint es glaubhaft, den Einzelnen auch für das Gelingen oder Scheitern seines oder ihres Lebens verantwortlich zu machen.“ (Günther, 2002, p. 118) Es heißt also, dass aus der quasi erzwungenen Wahl aus vielen Möglichkeiten, sein Leben zu gestalten, eine ungemeine Verantwortung erwächst, von der aber keine Leitlinien existieren und an die Hand gegeben werden, wie mit ihr umgegangen werden und wie sie genutzt werden soll. Honneth fasst diese Umstände so zusammen, dass die Ansprüche, die Menschen an sich stellen, sich zu Forderungen umwandeln: „Mit den institutionellen Wandlungen, die den westlichen Kapitalismus in den letzten zwanzig Jahren erfasst haben, hat sich das lebenspraktisch angestrebte Ideal der Selbstverwirklichung zur Ideologie und Produktivkraft eines desregulierten Wirtschaftssystems entwickelt: [...] Aus diesem Prozess einer Verkehrung von Idealen in Zwänge, von Ansprüchen in Forderungen, sind Formen eines sozialen Unbehagens und Leidens erwachsen, die in der Geschichte der westlichen Gesellschaften bislang als Massenphänomen unbekannt waren.“ (Honneth, 2002b, pp. 154–155) Diese Form der Überforderung kann auch als Folge der erzwungenen Flexibilität und der widersprüchlichen Anforderungen der Arbeitswelt nach Voswinkel und der Beschleunigung nach Rosa gesehen werden (hier in Kapitel 4): „Eines der Symptome eines

herannahenden Nervenzusammenbruchs ist der Glaube, die eigene Arbeit sei von furchterregender Wichtigkeit.“ (Bertrand Russel in Schnabel, 2015, p. 227)

Als Folge davon findet eine kontrollierte Flucht aus der Verantwortung statt. Am Beispiel des ‚Masochismus‘ sind Merkmale erkennbar, die hier sehr passend verwendet werden können: „Zwang wird zur Freiheit, der Raub der Verantwortung wird zur Befreiung. [...] Es ist also der verantwortete Eintritt in einen Zustand der Unverantwortlichkeit.“ (Günther, 2002, pp. 136–137) Dieses Zitat könnte sich genauso gut auf das Rauscherleben beziehen – vor allem, bei Berücksichtigung der Beschaffenheit des THC-Rausches, auf Cannabis. In einem anderen Kapitel des Sammelbandes „Befreiung aus der Mündigkeit. Paradoxien des gegenwärtigen Kapitalismus“, aus dem dieser Aufsatz stammt, wird auch die Individualisierung mit ihren Folgen auf Verantwortung und Überforderung angesprochen. Damit geht, so heißt es, eine Leistungssteigerung einher, denn mit einer Zunahme an (subjektiv) individuellen Eigenschaften einer Person steigt auch die Eigenleistung. (Honneth, 2002b, p. 142) Auch die Individualisierung kann also auf Dauer, wie die beiden Autoren sich einig sind, zu einem Gefühl der Überforderung führen – vor allem bei der Jugend, die durch die Beschaffenheit dieser Lebensphase zusätzlich verunsichert wird, während sie sich auf das beschriebene komplexe Arbeitsleben vorzubereiten versucht. Überforderung kann sich demzufolge, basierend auf verschiedenen Ursachen, die sich alle auf den Postkapitalismus stützen, unterschiedlich äußern. Sehen wir uns als zweiten Aspekt nun Sinnverlust an. Dieser kann sowohl als Gegenteil als auch als Folge oder Ergänzung zur Überforderung angesehen werden:

Sinnverlust

Zu diesem Thema existiert eine relativ schlichte, aber einleuchtende Theorie: Der Kapitalismus löst durch seinen Erfolg andere Megakulturen, allen voran die Religionen, ab, denn die Wissenschaft hat heutzutage viele Glaubensgrundsätze widerlegt. Das führt zu mehr Wissen, aber auch zu weltanschaulicher Leere und der fehlenden Erfüllung psychologischer Bedürfnisse. Statt sich also wie früher auf das Jenseits zu konzentrieren (und zu freuen), stürzt man sich heutzutage auf das Diesseits und dessen Genuss durch Konsum. (Harari & Neubauer, 2019) Dass Konsum als Bewältigungsmechanismus dieses Prozesses genutzt wird, wird später noch näher ausgeführt. Sehen wir uns zuvor noch die Ursache für dieses Phänomen genauer an, die Verbindung zwischen dem Postkapitalismus und Sinnverlust: „Das Resultat dieses paradoxalen Umschlags, in dem jene Prozesse, die einmal eine Steigerung qualitativer Freiheit versprochen,

nunmehr zur Ideologie der Deinstitutionalisierung geworden sind, ist die Entstehung einer Vielzahl von individuellen Symptomen innerer Leere, Sich-überflüssig-Fühlens und Bestimmungslosigkeit.“ (Honneth, 2002b, p. 146) Als erster Bezugspunkt für Sinnverlust ist also eine durch den Postkapitalismus entwurzelte Weltanschauung festzuhalten.

Dem Professor für Organisation Studies Peter Fleming zufolge gibt es noch eine weitere Ursache für „berufsbedingte Selbstmorde, bürobedingte Paranoia, Angst vor Entspannung, Management-Sadismus“. Ein zweiter Anhaltspunkt ist, wie so oft, in der postmodernen Arbeitswelt zu finden: „Einst war Arbeit untrennbar mit Überleben und Selbsterhaltung verbunden. [...] Im Gegensatz dazu hat sich die Arbeit heute für viele langsam zu einem schmerzhaften und bedeutungslosen Ritual entwickelt, das fast jeden Teil unseres Tages kolonisiert, endlos und unausweichlich. [...] Arbeit wird zu einem universellen Bezugspunkt ohne jeglichen moralischen oder politischen Wert und verwandelt unsere Gesellschaft in eine Fabrik, die niemals schläft.“ (Fleming, 2015) Selbsterfüllung, Selbstwirksamkeit? Fehlanzeige. Stattdessen scheint ein anderes Phänomen zunehmend an Bedeutung zu gewinnen: Der Kulturanthropologe David Graeber von der London School of Economics and Political Science hat 2013 den Begriff der „Bullshitjobs“ geprägt. Es gab ein großes mediales Echo und infolge dessen eine Studie des Meinungsforschungsinstituts YouGov. 37% der Befragten gaben an, ihre Arbeit leiste keinen sinnvollen Beitrag zur Welt. (Graeber, 2020, pp. 22–23) Es ist eine Zivilisation entstanden, die auf Arbeit als Selbstzweck und Sinnträger aufbaut, statt sie produktiv zu nutzen. (Graeber, 2020, p. 26) Was versteht er also genau unter einem Bullshitjob? „Ein Bullshit-Job ist eine Form der bezahlten Anstellung, die so vollkommen sinnlos, unnötig oder gefährlich ist, dass selbst derjenige, der sie ausführt, ihre Existenz nicht rechtfertigen kann, obwohl er sich im Rahmen der Beschäftigungsbedingungen verpflichtet fühlt, so zu tun, als sei dies nicht der Fall.“ (Graeber, 2020, p. 40) Es geht also nicht darum, etwas in sich Sinnvolles zu tun, sondern um Arbeit zum reinen Überleben – was historisch gesehen nichts Neues oder Ungewöhnliches ist, aber heutzutage mithilfe der digitalen und maschinellen Möglichkeiten alternativ gelöst werden könnte. Die Arbeit dient heute nicht mehr dem Überleben. Nicht einmal der Lohn aus der Arbeit dient noch diesem Zweck, denn es ginge, dank ausgebauter Sozialsysteme, auch ohne Jobs. Aber dieses beschriebene Wesen der Arbeit soll scheinbar trotzdem beibehalten werden - ohne Arbeit, so könnte man meinen, ist der Mensch nichts wert. Und genau so entstehen Bullshitjobs: Arbeiten um der Beschäftigung Willen, nicht des Sinns oder des Überlebens wegen. Eine solche Beschäftigung auszuüben, das lässt sich recht einfach mit gesundem Menschenverstand feststellen, *kann* nur dazu führen, dass diese Beschäftigten ein Gefühl des Sinnverlustes erleiden. Denn gerade dann, wenn der Arbeit diese große Bedeutung für die Entwicklung der Identität

zukommt, muss der Auffassung widersprochen werden, dass irgendeine Arbeit besser als keine Arbeit sei. Vielmehr müsste die Qualität der Arbeit gewährleistet sein, sie müsste herausfordernd, aber bewältigbar sein, sie müsste interessant und sinnvoll sein, um nicht zum Bullshitjob zu werden. Identitätsgefährdend ist nicht nur Arbeitslosigkeit, sondern auch sinnentleerte und geringgeschätzte Arbeit und währenddessen gilt nicht einmal Leistung noch länger als Erfolgs- und Anerkennungsgarant. (Voswinkel, 2013, pp. 213–218) Sinnentleerte Tätigkeiten führen zu Perspektivlosigkeit und Angst, Unverbundenheit zu Ziel- und Wertverlust, Abgeschnittensein zu Rückzug. (Kinnert & Bielefeld, 2021, p. 115) Sinnverlust kann also nicht nur auf Überforderung und innerer Leere als Folge einer entwurzelten Weltanschauung fußen, sondern auch auf der Überforderung gegenteiligen Umständen des Arbeitslebens.

Ein letzter begünstigender Faktor für dieses Empfinden lässt sich schließlich im Wirtschaftswesen selbst finden: In seiner „Kurze[n] Geschichte der Menschheit“ stellt Harari auch fest: In den letzten beiden Jahrhunderten fand in der westlichen Welt ein Zuwachs an Wohlbefinden durch Steigerung des materiellen Lebensstandards statt; gleichzeitig aber auch ein Zusammenbruch der Familie und der Gemeinschaft. Wie festgestellt wurde, gibt es mit steigender Anzahl an Möglichkeiten auch mehr Verpflichtungen – und mehr Probleme, sich festzulegen und die Verantwortung dafür zu übernehmen. Dies schließt soziale Bereiche bis hin zu Gemeinschaft und Familie nicht aus. Harari schließt daraus, dass diese Verbindungen zunehmend brüchig werden und reißen. „Die wichtigste Erkenntnis ist jedoch, dass unser Glück weniger von objektiven Umständen wie Geld, Gesundheit und sogar einer funktionierenden Gemeinschaft abhängt, sondern vor allem vom Verhältnis zwischen den objektiven Umständen und unseren subjektiven Erwartungen.“ (Harari & Neubauer, 2019, p. 466) Die Erwartungen bzw. die Hoffnungen wachsen in einer Welt, die so viele Möglichkeiten bietet – zugleich findet jedoch der Prozess eines Sinnverlustes statt, der in sich wiederum zu einem negativeren Gesamtgefühl beiträgt. Für die psychische Gesundheit sei es aber wichtiger, „mit dem zufrieden zu sein, was wir haben, als mehr von dem zu bekommen, was wir uns wünschen“ – genau dies sei aber ein Kennzeichen des Kapitalismus. (Harari & Neubauer, 2019, p. 467) Und diese Diskrepanz erschwert den Umgang mit dem täglichen Leben. Zufriedenheit und Unzufriedenheit messen sich vor allem an Vergleichen (Harari & Neubauer, 2019, p. 468) – davon kann niemand glücklich werden. Und selbst kollektive Ereignisse (bspw. die Französische Revolution) machten die Menschen nicht langfristig glücklicher, sie schafften schlichtweg andere Problemstellungen. Harari sieht den Grundstein für Glücksempfinden daher am physischen Ausgangspunkt, in der Biochemie des Menschen. (Harari & Neubauer, 2019, p. 474) Das ist sein Fazit der „Kurze[n]

Geschichte der Menschheit“, wie sein Buch heißt. An dieser Stelle kommen dann natürlicherweise psychotrope Substanzen ins Spiel, denn durch sie ist ein schnelles Glücksempfinden leicht erreichbar. Jugendliche, die ohnehin die Sinnfrage des Lebens zu beantworten suchen, finden natürlich auch wiederum durch die beschriebenen Aspekte psychotrope Substanzen noch interessanter.

Entfremdung

Ein weiterer Aspekt ist im Setting von Bedeutung. Der Begriff der Entfremdung ist bereits bekannt. Schon bei Karl Marx war die Rede von einer „Entfremdung“, doch wurde dies erstens zu einer ganz anderen Zeit geschrieben, in der die Umstände mit der heutigen Gesellschaft nicht mehr zu vergleichen sind, und zweitens sollten ihre Auswirkungen Marx zufolge andere sein als die hier beschriebenen. Die Sozialphilosophin Rahel Jaeggi verwendet den Begriff aus dem heutigen Kontext heraus dennoch weiter: „Entfremdung bedeutet Indifferenz und Entzweiung, Machtlosigkeit und Beziehungslosigkeit sich selbst und einer als gleichgültig und fremd erfahrenen Welt gegenüber. Eine entfremdete Welt präsentiert sich dem Individuum als eine Welt, in der es nicht ‚zu Hause‘ ist. Das entfremdete Subjekt wird sich selbst zum Fremden, es erfährt sich als passives Objekt, das ihm unbekannten Mächten ausgeliefert ist.“ Warum ist dieses Phänomen hier bedeutsam? Die Gründe dafür sind seinem Ursprung zu finden: Entfremdung hat ihre Ursache in sozialen Verhältnissen. (Jaeggi, 2019, p. 10) Was ihre Einordnung auf mikro- und makrostruktureller Ebene betrifft, sieht Jaeggi sie in beidem und sich wechselseitig beeinflussend: „[...] die subjektive Empfindung der Entfremdung ist nicht losgelöst von den Strukturen und Institutionen zu betrachten, die das individuelle Leben der Akteure sowohl ermöglichen als auch prägen sowie unter Umständen leidvoll beschränken.“ (Jaeggi, 2019, p. 327) Als Beispiele für strukturelle Ursachen führt sie die genannten Arbeitsverhältnisse an, die den Individuen entweder zu wenige Identifikationsmöglichkeiten bieten oder sie zu „falscher“ Identifikation drängen. (Jaeggi, 2019, p. 329) Nach einer Inflation des Begriffes in den 1980er Jahren (man denke an die „High-Drug-Zeiten“ in der Mitte der Gesellschaft) sieht sie ihn wieder als absolut passend an „angesichts neuerer ökonomischer und gesellschaftlicher Entwicklungen“ und der folgenden „Beunruhigung“. (Jaeggi, 2019, p. 11) Daraus lässt sich ableiten, dass sich das Phänomen der Entfremdung in einer postmodernen Welt unter dem hier verwendeten Begriff auf die bereits ausgearbeiteten makrostrukturellen Ursachen zurückführen lässt.

Auch Rosa hat dazu viel geschrieben. Ihm zufolge fühlt der Mensch sich heutzutage „entfremdet“, da er quasi „beziehungslose Beziehungen“ zur Umwelt führt. (Rosa, 2016b, p. 305) Rosa

integriert in den Begriff also nicht nur die Umwelt, sondern er ergänzt zum Gefühl des „Fremden“ auch das Gefühl der Feindlichkeit und Ablehnung: „Entfremdung bezeichnet eine spezifische Form der Weltbeziehung, in der Subjekt und Welt einander indifferent oder feindlich (repulsiv) und mithin innerlich unverbunden gegenüberstehen. [...] Entfremdung definiert damit einen Zustand, in dem die [...] Welt stets kalt, starr, abweisend und nichtresponsiv erscheint. Resonanz bildet daher ‚das Andere‘ der Entfremdung – ihren Gegenbegriff.“ (Rosa, 2016b, p. 316) Erstrebenswert sei hingegen die Resonanz, das Gegenteil der Entfremdung. (Rosa, 2016b, p. 306) Resonanz ist, der biochemischen und psychischen Wirkung des Substanzkonsums entsprechend, zumindest kurzfristig zu erreichen durch Substanzkonsum. Jugendliche sind solchen Gefühlen gegenüber besonders anfällig und haben in diesem Lebensabschnitt ohnehin intensiv mit (normalen!) Entfremdungserfahrungen und -gefühlen zu tun. Ein besonders stark wahrgenommenes Gefühl der Entfremdung (durch die in Kapitel 4 genannten gesellschaftlichen Umstände des eskalatorischen Wettbewerbs, der Anomie und vor allem der Individualisierung) ist also ein weiteres Merkmal im Set der Jugend. Wie Jaeggi bereits angedacht hat, kann daraus zudem ein Zusammenhang zu psychotropen Substanzen entstehen, der später thematisiert wird. Sehen wir uns nun noch das letzte mikrostrukturelle Set-Phänomen an.

Vereinzelung

Die CDU-Politikerin und Publizistin Diana Kinnert hat in ihrem Buch „Die neue Einsamkeit“ eine umfassende Gesellschaftsanalyse erstellt, für die sie unterschiedlichste Studien zu diesem Thema zusammengetragen und ausgewertet hat. Von welchem Phänomen spricht sie genau, wenn sie von Einsamkeit schreibt? Laut Duden bedeutet, sich einsam zu fühlen, „für sich allein“, „verlassen“ oder „ohne Kontakte zur Umwelt“ zu sein. (Kinnert & Bielefeld, 2021, p. 24) Einsamkeit ist also im Gegensatz zum Alleinsein nicht nur ein äußerlicher Zustand der Isolation, sondern beschreibt ein innerliches Erleben, ein unfreiwilliges Gefühl der Isolation. Seit 2018 ist die Zahl derer, die sich „außen vor“ fühlen, um 13% gestiegen. (Kinnert & Bielefeld, 2021, p. 25) Die Problematik dahinter ist auch an anderer Stelle in Zahlen greifbar: Mehr als 300 Tote bleiben laut Kinnert in Berlin jedes Jahr tagelang unentdeckt, weil sie niemanden haben, der nach ihnen sieht. Wie sieht das vorerst auf gesellschaftlicher Ebene aus? Laut Umfragen bezeichnen sich 14 Millionen Menschen in Deutschland selbst als einsam – und „seit Corona“, was zweifelsohne ein tiefgreifender, nachhaltiger Einschnitt in das gesellschaftliche Erleben auf allen Ebenen darstellt, ist das Gefühl laut Kinnert der „Status quo“. (Kinnert & Bielefeld, 2021, p. 21) Veranschaulichen lässt sich diese Art der Vereinsamung recht gut am Lebensmittelpunkt in Deutschland, den Wohnverhältnissen: Im Jahr 2019 waren 42,3% der

Haushalte Einpersonenhaushalte – Tendenz steigend. (Statistisches Bundesamt, 2019) Zugleich gibt es immer mehr Haustiere und immer mehr davon in Singlehaushalten, quasi als Sozialpartner. (Kinnert & Bielefeld, 2021, pp. 37–38) Einerseits verbreitet sich also eine Einsamkeit unter den Menschen, während zugleich die Neigung zur Anschaffung von (nicht landwirtschaftlich genutzten) Tieren steigt – gewissermaßen zur Unterhaltung, Schaffung von Nähe und als Gegenmittel für offensichtliche Vereinsamung.

Soweit zum sichtbaren, wahrnehmbaren Phänomen der Einsamkeit. An anderer Stelle hat sie noch weitere gravierende Folgen: Im ICD10 gibt es für damit zusammenhängende Krankheitsbilder inzwischen eine eigene medizinische Rubrik. (Kinnert & Bielefeld, 2021, p. 76) Das Gefährliche daran ist: „Soziale Isolation tötet“ laut einer Metaanalyse: Die Sterbewahrscheinlichkeit steigt bei Einsamkeit um 26 Prozent, bei objektiv „menschenvermeidender Einstellung“ um 29 Prozent und um 32 Prozent bei Alleinlebenden. Das Ergebnis ist dabei unabhängig von Alter, sozialem Status, Beobachtungsdauer und anderen sozialen Faktoren. Einsamkeit löst Empfindungen aus, die mit Hunger vergleichbar sind, Nähe ist also ein genauso fundamentales Bedürfnis wie Essen. (Kinnert & Bielefeld, 2021, pp. 42–43) Das Abgeschnittensein von der Außenwelt hat dieselbe Auswirkung wie Fettleibigkeit, die größte Gefahr für Leib und Leben in der westlichen Welt. Eine andere Metaanalyse zeigt zudem: Soziale Isolation erhöht das Sterberisiko deutlicher als Rauchen, Fettleibigkeit und Alkoholmissbrauch. (Kinnert & Bielefeld, 2021, pp. 118–119) In Großbritannien wurde indessen bereits etwas auf politischer Ebene unternommen – es gibt ein Ministerium für Einsamkeit. (Kinnert & Bielefeld, 2021, p. 43) Die Auswirkungen des modernen Lebens verursachen also ein Phänomen der umfassenden Vereinsamung, was wiederum politische, ergo gesellschaftliche Handlungsweisen nach sich zieht. Diese Häufung der wahrgenommenen Einsamkeit kann weitere schwerwiegendere Folgen nach sich ziehen: „Einige der Effekte bekommen wir bereits zu spüren: Nichtsolidarität, Misstrauen, Fremdenfeindlichkeit, Neidkultur, Abstiegsängste. Angestachelt durch Globalisierung und Digitalisierung, gespeist durch eine unmündige Individualisierung führt die versammelte Vereinsamung letztlich zu noch viel drastischeren Auswirkungen: Zu einer politischen Radikalisierung, zum Erodieren der Demokratie.“ (Kinnert & Bielefeld, 2021, p. 46) Dass derartige Vermutungen nicht unbegründet sind, wurde hier bereits in Kapitel 4.2 gezeigt.

Wie wird sie von den bereits beschriebenen Prozessen auf der Makroebene beeinflusst? „Das Phänomen der Einsamkeit, dem wir heute gegenüberstehen, ist komplex und vielschichtig. Globalisierung und Individualisierung haben zu ganz neuen Formen der Isolation geführt. Die digitale Welt und die neuen Technologien befeuern dies, und das beschleunigte und mehr und

mehr kompetitive Leben macht es augenscheinlich nicht leichter.“ (Kinnert & Bielefeld, 2021, p. 27) Daraus bildet sich ein neuer, passenderer Begriff: Die „haltlos auseinanderindividualisierten Menschen“, die Reckwitz als singularisiert betitelt, nennt Kinnert „vereinzelt“. (Kinnert & Bielefeld, 2021, p. 31) Die soziale, gesellschaftliche Einsamkeit, die daraus auf der Makroebene entsteht, sei eine „kollektive Vereinzelung“. (Kinnert & Bielefeld, 2021, p. 32) Sie beschreibt also ein Gefühl auf kollektiver Ebene – ist jedoch im Set auf der Mikroebene zu verorten, da sie eine Folge der gesellschaftlichen Prozesse darstellt. Sie ist kein gesellschaftlicher Trend wie Individualisierung, sondern ein (häufig) wahrgenommenes Gefühl, das besonders für Jugendliche sehr prägend sein kann: Unter den 15% Deutschen, die sich einsam – bzw. vereinzelt – fühlen, sind immer mehr junge Menschen. Laut RKI sind 4,2% der 11- bis 17-jährigen einsam. 2020 lautete das Jugendwort des Jahres „Lost“ („verloren, aussichtslos“). (Kinnert & Bielefeld, 2021, p. 132) Kinnert definiert die Jugend anhand ihrer Popkultur; das mache ich hier nicht, da diese auf sich immer wandelbare Aspekte bezieht und die Arbeit dabei zu schnell an Aktualität verlieren würde. Stattdessen untersuche ich hier einen langfristigen Effekt. Dennoch ist dieser Aspekt des Jugendwortes bezeichnend. Denn der Trend zeigt, dass dieser Querschnitt der Einsamkeit kein Zufall ist: In den jungen Altersgruppen hat die Einsamkeit in den letzten Jahren am stärksten zugenommen. So würden sich 30 Prozent der Millennials häufig oder gar immer einsam fühlen, während es in der Generation X (Geburtsjahrgänge 1964 bis 1980) nur 20 Prozent sind und unter den Baby-Boomern von 1946 bis 1964 sogar nur 15 Prozent. (Kinnert & Bielefeld, 2021, p. 146) Daraus schließt Kinnert, dass jüngere Generationen von einer Art Entwurzelung betroffen sind, da sie die ersten sind, „die gerade aus einem Paradies vertrieben werden, das gerade zerfällt.“ (Kinnert & Bielefeld, 2021, p. 148) Dies scheint eine treffende, wenn auch recht emotionale Zusammenfassung für das Gefühl zu sein, das sich in den letzten Jahren vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen Gegebenheiten vor allem unter der Jugend ausgebreitet hat. Was folgt daraus? „Die jungen Generationen, die Millennials und die nachfolgende Gen Z, sind die ersten, die es mit Scheinwelten zu tun haben, die sich immer schneller drehen. Verführt von digitaler Oberflächlichkeit und einem nach Flexibilität gierenden Kapitalismus, kommen diese Jungen nicht nur ins Schleudern und werden verhöhnt: Sie werden auch immer unverbundener und einsamer.“ (Kinnert & Bielefeld, 2021, p. 131)

Schließlich können die Folgen der postkapitalistischen Prozesse im Set der Mikroebene also identifiziert werden als (durch die Empfindlichkeit deutlich wahrgenommene) Gefühle der Überforderung, des Sinnverlustes und der Entfremdung und der Vereinzelung. Wie sehen derweil die Umstände des Settings auf der Mikroebene und die Verbindungen zur Drug aus?

5.2 Setting und Drug – Folgen der Globalisierung

Wir befinden uns auf theoretischer Ebene noch immer in der Coleman-Badewanne unten links; auf der Mikroebene bei der Jugend. Im vorangegangenen Unterkapitel ging es um die Auswirkungen des Postkapitalismus und der Anomie im Gesamten auf das Set der Jugend (Überforderung, Sinnverlust, Entfremdung und Vereinzelung); im Folgenden werden nun die Folgen der Globalisierung auf das jugendliche Setting sowie die Zusammenhänge mit der Drug thematisiert. Wie ändern sich das Umfeld der Jugendlichen und ihre Konsumumgebung, welche Konsumeinschränkungen und -möglichkeiten ergeben sich durch die makrostrukturellen Umstände?

Heino Stöver meint dazu:

„Die gesellschaftlichen Bedürfnisse nach Rausch und Veränderung des Wachbewusstseins erstrecken sich jenseits von Legalität/Illegalität auf ein offenbar immer breiter werdendes Spektrum von Drogen: Alkohol, Tabak, Biodrogen, Designer-Drogen, Alkopops, Kokain/ Crack, eine große Auswahl an Cannabisprodukten. [...] Die großen gesellschaftlichen Veränderungen – kurz skizziert als ‚Pluralisierung von Lebenslagen und Differenzierung von Lebensstilen‘, hohe Mobilitäts- und Flexibilitätsforderungen – haben erhebliche Umwälzungen auch für die Drogenkonsumpräferenzen der Menschen hervorgebracht: Neue Drogen hat das Land, neue Konsummuster, der Transport von Drogen zwischen den Ländern wird in Europa einfacher und es gibt eine erheblich gesteigerte Nachfrage nach ‚peaks‘, ‚highs‘, ‚Angstlust‘, Risikoerlebnissen, Authentizität und unverwechselbarer Identität.“
(Stöver, 2008, p. 335)

Natürlich kann an dieser Stelle von einem gesellschaftlichen Trend gesprochen werden, jedoch sehe ich diese Veränderungen eher auf der Mikroebene zu verorten, da der Konsum und das Verlangen nach dem beschriebenen Rauscherleben vor allem unter Jugendlichen zu finden sind. (Silbereisen & Reese, 2013) Dass immer neue Substanzen auf dem Markt erscheinen, ist aus meiner Sicht außerdem nichts Neuartiges; worin ich ihm jedoch zustimme, ist neben der beschriebenen Individualisierung die Feststellung, dass Konsummuster, Vertrieb und Nachfrage sich geändert haben. Betrachten wir den Vertrieb und das gängige Konsummuster (da die gestiegene Nachfrage bereits belegt wurde) kurz näher.

Erst einmal haben sich die Möglichkeiten des Erlangens von Cannabis durch die Globalisierung, vor allem durch die innerhalb Europas offenen Grenzen und auch das Darknet (Bundeskriminalamt, 2021, p. 12), geändert: Die Vertriebswege bewegen sich vom Drogenmilieu zum Ameisenhandel, also über Freunde und Bekannte. Durch mehr Beschaffungsmöglichkeiten durch erleichterten Transport etc. steigt auch, wie ohnehin weltweit, die Konkurrenz ebenso wie die Verbreitung und Vertriebsmöglichkeiten von Cannabis. Letztlich kauft auch jeder lieber bei seinen Freunden als bei jemand Unbekanntem – was natürlich auch die Hemmschwelle zum Konsum senkt. Es entsteht also erst einmal eine erleichterte Beschaffung von Cannabis, gepaart mit mehr Auswahl an Verkäufern, Preisen und „Sorten“. Daraus ergibt sich eine weitere Änderung, und zwar die der Konsumumgebung: „Gab es in den 60er und 70er Jahren eine nachweisbare Subkultur des Cannabiskonsums [...], hat sich der Cannabiskonsum seither zu einem Ritual der Jugend- und Freizeitkultur gewandelt, ohne noch als eigenständige Subkultur erkennbar zu bleiben [...].“ (Schlimme, Rada, & Schneider, 2001, p. 370) Daher existiert heute in diesem Sinne und bezüglich Cannabis – und zwar unter den illegalen Substanzen bisher ausschließlich Cannabis – kein ausgeprägtes subkulturelles Drogenmilieu mehr. (Settertobulte, 2010, p. 77) Cannabiskonsum ist inzwischen so weit in das Alltagsleben integriert und in private Räume eingezogen, dass sich die Beziehungen zum unbekannten Dealer und dementsprechend auch dem Angebot weiterer illegaler psychotroper Substanzen weitgehend auflösen. (Settertobulte, 2005, p. 4) Der Konsum findet folglich zudem in einem vertrauteren Rahmen statt.³⁴

Neue Vertriebswege und dadurch eine erleichterte Beschaffung sowie vertrautere Konsumumgebungen von Cannabis deuten folglich auf ein auf der Mikroebene neues Setting hin, das durch die Globalisierung ermöglicht wird. Dadurch wird Cannabis als Konsummittel bereits populärer. Ein neuartig ausgeprägtes Set manifestiert sich zudem, wie in 5.1 gezeigt wurde, in Empfindungen der Überforderung, des Sinnverlustes, der Entfremdung und der Vereinzelung als Folge von Anomie. All diese Änderungen lassen Cannabis als Substanz für die Jugend zuneh-

³⁴ An dieser Stelle sei, abgesehen von der Herleitung der Konsumumgebung aus dem neu entstandenen Setting auf der Mikroebene, hinzuweisen auf die generellen Umstände des Cannabiskonsums unter dem Mantel der Illegalität: Außer unter Obdachlosen wird, so muss es sich simpel herleiten lassen aufgrund nicht vorhandener Studien zu diesem „prekären“ Thema, entweder an entlegenen Orten in freier Natur gekifft, um die Wirkung des Cannabis voll auskosten zu können, oder im geschützten Rahmen im privaten Raum, um nicht erwischt zu werden. In jedem Fall geht es also erstens um den Schutz vor strafrechtlicher Verfolgung und zweitens um ein gemütliches Setting. Die hier „neu“ aufgeschlüsselten Formen des Konsums unter Freunden und in alltäglicher Umgebung, also weder allein noch unter Dealern und „Geschäftspartnern“, stellen folglich eine durch die Makroebene nun verstärkt auftretende Form der gegebenen Konsumumstände dar, da mehr Konsumenten milieuunabhängig kiffen (wie oben gezeigt wurde) und daher ihr Großteil heutzutage ebendiese anderen Konsumumstände vorfindet und nutzt, als sie noch vor mehreren Jahren gegeben waren (schwierige Beschaffung, milieuspezifisch, niedriges Ansehen von Cannabis etc.).

mend attraktiver erscheinen, so die Annahme bis hierher. Im Folgenden wird dieser Zusammenhang noch näher erläutert und erklärt, wie sich der Umgang Jugendlicher mit Cannabis durch diese Prägungen ändert. Bisher klingt es so, als würde sich, nach Zinberg gesprochen, die Drug aus Set und Setting ergeben. Das könnte man so annehmen, wäre jedoch zu kurz gegriffen, da sich alle drei Faktoren wechselwirkend beeinflussen. Es lässt sich feststellen, dass der steigende Konsum von Cannabis auf jeden Fall mit verändertem Set und Setting einhergeht und die Interdependenz aller drei Faktoren, ausgehend von der Makro- auf die Mikroebene, auf jeden Fall auch die Verwendung der Drug, also von Cannabis, nachhaltig beeinflusst. Je nach Konsummuster und -umgebung verläuft dieser Prozess unterschiedlich – doch gemeinsame Muster in der Nutzenmaximierung des Konsums sind erkennbar, wie im nächsten Kapitel gezeigt werden wird.

6 Mikroebene der Jugend: Rationale Auswahl und Nutzenmaximierung

Auf der Mikroebene unten rechts wurden bis hier zwei Hauptmerkmale als Folgen des postmodernen Kapitalismus entdeckt: Ein spezifisches Set und ein Setting in Zusammenspiel mit der Drug, Cannabis. Das Set beinhaltet Überforderung, Sinnverlust, Entfremdung und Vereinzelung, während das Setting durch erleichterte Verfügbarkeit und eine vertrautere Konsumumgebung beim Cannabiskonsum gekennzeichnet ist. Aus diesen Faktoren lassen sich, auf der Set- bzw. der Setting-und-Drug-Ebene bleibend, in der Coleman-Badewanne Folgen bezüglich der rationalen Auswahl und der Nutzenmaximierung schließen. Wie auch bei einigen vorhergehenden Punkten werden hier Prozesse auf der Mikroebene beschrieben, die teilweise nicht speziell oder ausschließlich die Jugend betreffen, sie jedoch vorwiegend prägen und in ihr am besten beobachtbar sind (wie in der Einleitung beschrieben wurde). Auf explizite Beispiele wurde deshalb vor allem in 6.1 zumeist verzichtet. In den folgenden Abschnitten werden hauptsächlich Schlüsse aus den vorherigen Kapiteln hergeleitet, kombiniert und gezogen. Als unmittelbare Folge des Sets in der Coleman-Badewanne unten links (Kapitel 5.1) werden im Folgenden wiederum dessen weiterführende Folgen unten rechts geschlossen und in 6.2 die jeweiligen Setting-Zusammenhänge und -Folgen.

6.1 Set und Drug – verstärkte Funktionen

Das Thema der Entwicklungsaufgaben wurde bereits angeschnitten. Durch die ungewissen Ausbildungs- und Arbeitsmarktsituationen sowie die (zu) vielen Entscheidungsmöglichkeiten wird die Erfüllung dieser Aufgaben jedoch erschwert. (von Hagen&Papastefanou 2013 in Wurdak et al., 2015, p. 25) Dass Substanzkonsum als Bewältigungsmechanismus für verschiedenartige Problemstellungen genutzt wird, ist unumstritten. (Dollinger, 2005a) Die thematisierte Theorie vom postmodernen Kapitalismus lässt sich also bezüglich des Substanzkonsums als Bewältigungsmechanismus noch weiterdenken: So wird beispielsweise angenommen, dass in der heutigen individualisierten Gesellschaft ein Mangel an Regulationsmechanismen herrscht (Bochnik, pp. 122–124; Schmieder, 1992, pp. 12–14) – dies lässt sich gedanklich wiederum verknüpfen mit der Anomietheorie. Selbst auf dieser Ebene hier hat das intensiv wahrgenommene Gefühl der makrostrukturellen Anomie und ihrer mikrostrukturellen Folgen also noch Auswirkungen auf Handlungsfolgen der Jugend. Welche neuen Regulationsmechanismen folgen daraus? Wie gehen die Jugendlichen insgesamt mit der neuartigen Lebenswelt um? Selbst in Anbetracht des Umstandes, dass sie den Wandel generell jugendlicher Lebenswelten nicht am eigenen Leib erfahren konnten, da sie nur „ihre“ Jugend leben in einer Zeit, die nunmal

gegeben ist, spüren sie ja dennoch die direkten und indirekten Folgen und Auswirkungen des Zeitgeists und der (sozialen) Umweltbedingungen. Die folgenden Anhaltspunkte können zwar auch auf Erwachsene adaptiert werden, werden hier jedoch eben im Kontext der Entwicklungsaufgaben und der generellen Konsumententwicklung und -Gewohnheit (Näheres dazu in Kapitel 7) vorrangig Jugendlichen zugeschrieben.

Der Verbrauch von Antidepressiva etwa steigt parallel an der Höhe des BIPs bzw. des Pro-Kopf-Einkommens – unabhängig davon, ob es sich um einen Wohlfahrtsstaat handelt oder eine geringere soziale Absicherung gegeben ist. (Dornes, 2016, p. 72) Dornes sieht den ansteigenden Medikamentenkonsum jedoch als Ausgleich zu bis dato herrschender Unterversorgung in diesem Bereich³⁵ und räumt zugleich ein, dass er, ähnlich wie die Inanspruchnahme anderer medizinischer Leistungen, als ein Versuch zu verstehen sein kann, „mit den immer vorhandenen Problemen des Lebens leidmindernd umzugehen“. (Dornes, 2016, p. 9) Da Psychopharmaka ebenso wie Cannabis als psychotrope Substanzen einzuordnen sind, behalten wir diesen Vergleich des Psychoanalytikers im Hinterkopf, der auch meine Beobachtung unterstützt, dass die Stimmung der Gesellschaft sich verändert hat (Kapitel 4.3).

Neuro-Enhancement

Der Cannabiskonsum zur Funktionserfüllung lässt sich in einem seiner Bereiche durchaus unter den Begriff des Neuro-Enhancements im weitesten Sinne fassen. Lange Zeit galt, dass Neuro-enhancement die nichtmedizinische Einnahme nur verschreibungspflichtiger Psychopharmaka beschreibt, wobei das Ziel ausschließlich eine kognitive Leistungssteigerung ist. (Wagner, 2019, p. 341) Doch: „Diese enge Begriffsbestimmung von Enhancement ist inzwischen aufgelöst worden: Nun bezeichnet der Begriff im weiteren Sinne alle Hilfsmittel zur Steigerung physischer und psychischer Kräfte, auch wenn sie nicht-medikamentös erfolgen. Damit müssten aber alle Lernprozesse plötzlich als Enhancement gelten. Um das zu verhindern, wird der Enhancement-Begriff für ‚künstliche‘ Hilfsmittel verwendet, die von der ‚natürlichen‘ Ausstattung einer Person mit physischen und psychischen Kräften unterschieden sind.“ (Haubl, 2017, p. 91) Natürlich ergeben sich daraus Abgrenzungsprobleme bezüglich bspw. dem Begriff des Dopings, jedoch zählt dies zu anderen Fach- und Themenbereichen, weswegen die hier vorliegende Definition ausreichend präzise und nicht zu ausschließlich ist. Diversen Befragungen zufolge ist Stimmungsaufhellung in der Freizeit heutzutage häufiger ein Motiv für den Konsum

³⁵ ... was jedoch beides in seiner (Änderung der) Häufigkeit umstritten ist. (Keller et al. 1991 in Dornes, 2016, p. 71)

psychotroper Substanzen als Leistungssteigerung am Arbeitsplatz. Zudem trägt er etwa in Phasen der Prüfungsvorbereitung weniger zur Verbesserung der Eigenleistung als eher zu einer besseren Stimmung bei, wodurch sich leichter Leistungen erbringen lassen. (Dornes, 2016, p. 75) Dies wird also zudem als emotionales Enhancement bezeichnet, im Unterschied zum kognitiven Enhancement. (Vrecko 2013 in Dornes, 2016, p. 75) Dornes betont in diesem Zusammenhang den Rückgang des Alkohol- und Zigarettenkonsums in den letzten Jahren, der zeitgleich zur Zunahme von „Hirndoping“ geschieht, und geht von einer „Mittelgebrauchsverschiebung“ aus. (Dornes, 2016, p. 77) Diese These unterstütze ich, wenn auch mit Fokus auf Cannabis als dem neuen „Dopingmittel“ im Sinne von Genussmittel statt den von ihm genannten Medikamenten.

Die Verwendung psychotroper Substanzen ist im Kapitalismus keinesfalls neu. Doch da Rausch nicht mit Leistung zusammenpasst, ist er in Verruf geraten – allerdings wird in Künstler- und Medienkreisen nicht selten Kokain zur Leistungssteigerung konsumiert, unter Studenten ist vor Prüfungen Ritalin nicht selten und zur Beruhigung liegt auch Cannabis dieser Kategorisierung nicht fern. (Heinemann 2010 in Liebsch, 2012b, pp. 178–179) Die Postmoderne ist wie kein Gesellschaftssystem zuvor durch die ständige Leistungssteigerung und daraus entstehende Konkurrenz gekennzeichnet – auf der Mikro- und der Makroebene. Daher gehören zu den leistungssteigernden Substanzen auf physischer und psychoscher Ebene immer mehr Psychopharmaka (Haubl, 2017, p. 90) – die ich hier übergreifend als psychotrope Substanzen betiteln würde. Es geht also um Selbstoptimierung, um dem Wettbewerb des Systems standhalten zu können. Oder anders ausgedrückt: „Der Optimierungswahn verdeckt nur die Existenznot.“ (Bude, 2016, p. 96) Der Zusammenhang zum postmodernen Kapitalismus wurde auch bereits vom Politikwissenschaftler Robert Feustel thematisiert: „Was zwei Jahrzehnte zuvor (1988 summer of love, meine Anmerkung) Mittel zum Ausbruch, zum ‚drop out‘ (Timothy Leary) sein sollte, passt sich nun dem neuen ‚Geist des Kapitalismus an und bereitet einen Zugriff auf Drogen vor, der später mit dem Schlagwort Neuro-Enhancement von sich reden machen und den Drogenkonsumenten zum ‚unternehmerischen Selbst‘ umformen wird.“ (Feustel, 2019, p. 105) Bis in die 1970er Jahre war Substanzkonsum ein Zeichen des Systemwiderstandes – heutzutage sei er eher ein Mittel zum Zweck, um den Anforderungen ebenjenes Systems gerecht zu werden. (Feustel, 2019, p. 107) Es soll tagsüber funktioniert werden und nachts eskaliert, das sei heute normal. (Feustel, 2019, p. 108) Wenn die Normalität schöner wird, steht Rausch in keiner Opposition zur produktiven Alltagswelt mehr, sondern ermöglicht sie: Durch die Alltagstauglichkeit und die wenigen Nachwirkungen steht Cannabis, anders als Alkohol,

einem produktiven Alltag kaum um Weg und kann ihn sogar durch Kreativitätsförderung unterstützen. Gleichzeitig wird die Qualität der Freizeit intensiviert. Rauschzustände entgrenzen dabei zwar den Verstand, Bezugspunkt sind aber zugleich Optimierungsvorstellungen – also „ökonomische Nutzen-Kosten-Kalküle“. (Feustel, 2019, p. 112) Feustels Fazit ist, dass mit Substanzkonsum Ende der 1980er Jahre dem Kapitalismus ein Schnippchen geschlagen werden sollte – heute hätte er selbst eine zweckorientierte Verwendung im Kapitalismus. (Feustel, 2019, p. 113) Tatsächlich ist Neuro-Enhancement vor allem eine Art der (Selbst-)Berechnung – und kann damit zu einem selbstverstärkenden Prozess werden. Auf diese Weise kann er zugleich als Entspannung und als Neuro-Enhancement genutzt werden – zum Durchhalten und Aufputschen. Dies lässt sich heute auch in einem geselligeren Rahmen und ritualisierter praktizieren als beim gängigen Bild des Tablettensüchtigen, der abends allein vor dem Medizinschrank steht. Nun ist Cannabis generell, wie etwa Amphetamine, nicht für seine aufputschende Wirkung bekannt. Doch durch seine sedierende Wirkung bietet es eine Flucht aus dem Alltag, eine kleine Auszeit, und gibt die Möglichkeit, aus sich selbst Kraft zu schöpfen, um „weitermachen“ zu können. Nach einer kurzen Verschnaufpause des ritualisierten Konsums kann man also mit neuen Kräften weitermachen. Der Unterschied zur direkten aufputschenden Wirkung von Tabletten und anderen Substanzen liegt auch darin, dass Cannabis selbst zwar auch so wirken kann (als Sativa), jedoch wohl kaum im Arbeitsalltag so genutzt wird, sondern in der Jugendkultur auch das Konsumritual im Vordergrund steht, durch das eine Wirkung erzielt werden soll, die eher psychischer als chemischer Natur ist. Cannabis kann also sowohl zum emotionalen als auch zum quasi-kognitiven *Enhancement* und in einer Mischung aus beidem genutzt werden. Der Konsum ist, mit Bezug auf das Set unten links, hierbei vorrangig als direkte Folge der Überforderung einzuordnen. Der Fokus liegt hierbei auf der *Anpassung an die Außenwelt*.

Flucht und Entschleunigung

Der Psychologe Wolfgang Schmidbauer begründet das „Lebensgefühl Angst“ heutzutage damit, dass „noch nie [...] so viele Menschen so viel zu verlieren [hatten] wie heute“. (Schmidbauer 2005 in Schnabel, 2015, p. 69) Die Reaktionen auf diese Unsicherheit reichten von Ratlosigkeit bis Aktivismus, von Weltflucht bis Gewalt oder Rückzug – (Schmidbauer in Schnabel, 2015, pp. 70–74) auf psychologischer Ebene. All diese Reaktionen (Bekämpfung von Ratlosigkeit durch Auseinandersetzung mit dem gesellschaftlich unterdrückten Thema Cannabis, Ausprobieren und Weltflucht; Aktivismus in der politischen und lobbyistischen Richtung zu diesem Thema; Weltflucht wie folgt; Gewalt vor allem gegen sich selbst durch potenziell selbstschädi-

gendes Verhalten; Rückzug in eigene soziale und/oder rauschinduzierte Welten) können an jugendlichem Cannabiskonsum sichtbar werden; am übergreifendsten dabei ist jedoch die Weltflucht: „Ein dominierender Beweggrund zum Konsum von Drogen ist [...], das Erleben einer ‚anderen‘ als der wahrgenommenen Welt“, insbesondere die ‚Sehnsucht nach einer ‚besseren‘ oder ‚heilen Welt‘.“ (Egger 2006 in Ptatscheck, 2021, p. 53) In einer gefühlt unsicheren Welt ist der Wunsch nach Sicherheit und Halt nachvollziehbar. Der Unterschied zum (noch folgenden) Wunsch nach Resonanzerleben liegt hier darin, dass der Rausch zur Resonanzerfahrung im Hinblick auf Verbindungssuche zu sich und der Umwelt praktiziert wird, während die Funktion einer Flucht in die Sicherheit durch Rausch eher einer Realitätsflucht entspricht. Diese Flucht aus einer als unangenehm erlebten Welt gehört in sich selbst wiederum zu einer Kategorie, die in einem strengen Widerspruch zum postmodernen Zeitgeist steht: „Sinnlose“ Verhaltensweisen, beispielsweise Arbeitslose, Obdachlose, Drogensüchtige, randalierende Jugendgruppen, Kriminelle, Psychotiker, „haben keine Bedeutung für ein kapitalistisches System außer als unangenehme Nebenwirkungen“, fasst Strieder zusammen; auch Müßiggang, Tagtraum und Rausch fallen in diese Kategorie, weil sie ökonomisch nicht verwertbar sind, und werden so zu unverständlichen Randerscheinungen, die verleugnet, „therapeutisiert“ oder bekämpft werden. Für den Einzelnen völlig verlorengegangen und sinnlos geworden sind oft auch der nachbarschaftliche und familiäre Zusammenhalt. Durkheim sprach, wie er ebenfalls kombiniert, von Anomie, von einer Namen- und Begriffslosigkeit, um derartige Zustände zu charakterisieren. Passives Konsumieren, entfremdete Arbeitsbedingungen und gleichgültige, rollenhaft oberflächliche, teilweise misstrauische Beziehungen führen privat zu einem Kompensationsdruck und dem Wunsch nach Geborgenheit. (Strieder, 2001, pp. 97–98) Eine Methode, um Halt zu erreichen, war schon immer Substanzkonsum: „Die Ziele der unterschiedlichen Strategien jedoch sind vergleichbar: Sie [*die Konsumenten, Anm. d. A.*] erhoffen sich von ihrer abgeschotteten Welt neue Sicherheiten, eine gefestigte soziale Identität, klare Orientierung und Handlungsgewissheit, die ihnen in der Welt da draußen versagt geblieben sind.“ (Lantermann, 2016) Zugleich wird in der kleinen, konsumierenden Gruppe Gesellschaftskritik als Grund für den Konsum und durch den Konsum (Stichwort Illegalität: Konsum in vertrauter Umgebung) geübt. „Das liegt daran, dass trotzdem etwas von ‚nicht-marktvermittelter Sinnlichkeit‘ vorhanden ist, die in kleinen drogenbenützenden Gemeinschaften zum Ausdruck kommt.“ (Strieder, 2001, p. 100) Konsum wird in diesem Fall also zur Realitätsflucht genutzt – in einem jedoch betont geschützten und sich in der Gruppe bewusst abschottenden Rahmen. Dies kann als „Flucht in eine alternative Sicherheit“ bezeichnet werden, dem vorhin bereits von Brunner beschriebenen „Außerhalb-der-Realität-Seins“. (Brunner, 2004) Mit dieser Flucht wird vielleicht

auch ein bewusster, kein „kontrollierter Kontrollverlust“ (Höbelbarth, Schneider, & Stöver, 2013) gesucht, wie er sonst vom Zeitgeist quasi vorgeschrieben wird. Der Rausch wird zu einer Auszeit von einer Welt, in der alles kontrolliert sein muss und zugleich gefühlt zunehmend außer Kontrolle gerät.

Die Zeitkomponente spielt nicht nur im Vergleich zu früheren Generationen eine Rolle, sondern auch im Bezug zur Gegenwart selbst: In einer gefühlt sich zunehmend schneller drehenden Welt kann der Wunsch nach Entschleunigung übermächtig werden, sozusagen um sich selbst nicht zu verlieren, wie Rosa meinte (Kapitel 4.3). Durch den von der Makroebene ausgehenden Druck wird der Umgang mit sich selbst zusätzlich zu den grundlegenden Problematiken des Jugendalters erschwert und die Beschleunigung spürbar; sei es durch schulische Aufgaben, Freunde, Liebe, familiäre Schwierigkeiten oder Ähnliches. Ein Beweggrund für Konsum kann daher ein Empfinden der Gleichgültigkeit sein, das bei Cannabiskonsum eintreten kann. Dies kann eine willkommene Abwechslung zu den überhandnehmenden Gefühlen der Außenwelt gegenüber darstellen. Auch dieser Effekt kann dem Fluchtgedanken zugeordnet werden. Zur Erreichung des Ziels der Entschleunigung daher Cannabis zu konsumieren, kann ganz einfach toxikologisch begründet werden: Cannabis wirkt sedierend und gibt das Gefühl von Entschleunigung, wie bereits erklärt wurde. Wem sich die Welt zu schnell dreht, der verlangsamt sie durch Substanzkonsum mit einer passenden Wirkung.

Ein weiterer Aspekt der gelebten Gesellschaftskritik kann sich zudem in die nahezu gegenteilige Richtung zeigen: Rebellion kann sich nicht nur gegen die Außenwelt, sondern auch nach innen richten. Gerade im Jugendalter ist dieses Phänomen nicht selten zu beobachten. Doch selbst diese Erfahrung wird beeinflusst: Subjekte sollen rausch- bzw. drogenkompetent sein, Rausch wird zum „staatlich verwalteten, genau abgesteckten [...] Event“. (Sanin, 2011, p. 172) Oder, anders ausgedrückt: „Das Risiko wird abgespalten und der Konsum sicher gemacht: ‚Bier ohne Alkohol, Sex ohne Körperkontakt, Kunst ohne Genie etc.‘“. (Sanin, 2011, p. 174) Hinzu kommt eine unter den aktuellen Umständen empfundene Machtlosigkeit, aus der heraus ein Drang nach unterschiedlichen Graden der Selbstzerstörung entstehen kann, um auf diesem Wege der Außenwelt einen Vorwurf zu machen und/oder sie zu behindern. Bezogen auf die Postmoderne könnte man sagen, die Individuen versuchen sich durch Selbstzerstörung – also quasi Gewalt gegen sich selbst, die zelebriert und genossen wird – vor dem Kapitalismus zu schützen. (vgl. Fisher, 2013) Dies ist ein weiterer Aspekt der (Realitäts-)Flucht. Dass Cannabiskonsum negative Folgen haben kann (und durch meistens beigemischten Tabak in diesen

Fällen unbestreitbar hat), kann also in Form von (bewusst oder unbewusst) gewollter Selbstzerstörung eine weitere, problematischere Funktion des Konsums darstellen.

Diese einzeln aufgeführten, neu ausgeprägten Funktionen lassen sich übergreifend als *Flucht und Entschleunigung* zusammenfassen. Dies kann mit Bezug auf unten links in der Badewanne als zweite Folge von vorrangig Überforderung und Entfremdung gesehen werden (Vereinzelung partiell, insofern in Gruppen konsumiert wird). Das Ziel liegt vor allem in der *Abschottung von der Außenwelt*.

Resonanz

Rosa sieht in der Postmoderne keinen Mangel an zu erreichenden Dingen oder Zuständen, dessen Ausgleich die Menschen glücklicher machen könnte, sondern eine „andere Form der Weltbeziehung“, eine „namenlos gewordene Sehnsucht.“ (Rosa, 2016b, pp. 736–737) Auch Fisher verwendete sogar denselben Ausdruck: „For now, our desire is nameless“ (Fisher, 2014a) Einer Sehnsucht wonach? Diese Weltbeziehung ist gerade für Jugendliche schwer zu erreichen; sie spüren die Sehnsucht, befinden sich aber in einer Entwicklungsphase und verfügen noch über zu wenig Erfahrung, um zu wissen, wie sie damit umgehen könnten. Selbst viele Erwachsene haben damit immerhin Schwierigkeiten. Die Jugendlichen versuchen also, diese Erfahrung zu gewinnen. Am einfachsten gelingt das durch die Zuführung von Substanzen.

Wie in Kapitel 4 und 5 gezeigt wurde, gehe ich, unter anderem auf Basis der Erkenntnisse von Rosa, vom Zustand der Entfremdung im postmodernen Kapitalismus aus, wobei laut ihm zugleich die Resonanz der eigentlich erstrebenswerte Zustand ist. Wie ist sie theoretisch ihm zufolge erreichbar? Es „wird Entfremdung immer dann und dort überwunden, wo Subjekte in der Interaktion die Erfahrung machen, dass sie von anderen oder anderem berührt werden, dass sie aber auch selbst die Fähigkeit haben, andere(s) zu berühren.“ (Rosa, 2016b, pp. 306–307) Dieser Zustand ist durchaus recht einfach mithilfe psychotroper Substanzen, insbesondere Cannabis, erreichbar: Durch die intensive biochemische Wirkung des THC's entsteht das Gefühl einer Verbundenheit, mit sich selbst, den beteiligten Personen und der Welt, das als die Berührung verstanden werden kann, die Rosa als Resonanzerfahrung beschreibt. Da, laut Rosa, dem „modernen Menschen“ genau dieses Gefühl der Resonanz fehlt, ist es vor den bis hierher genannten Hintergründen nur naheliegend, dass sich vor allem Jugendliche durch die Zuführung externer Stoffe diese Erfahrung unkompliziert holen. „Rauschmittelkonsum“ kann ohnehin eine Sehnsucht nach befriedigender Interaktion ausdrücken. (Strieder, 2001, pp. 97–98) Auch werden

durch Cannabis durch seine biochemische Wirkung Gefühle aus dem Unterbewusstsein „hervorgebracht“ und zugleich die Außenwelt „abgedämpft“ (wie in Kapitel 3.1 erklärt wurde). Diese Bedürfnisse lassen sich leicht auf die wahrgenommenen Restriktionen in der Coleman-Badewanne unten links zurückführen. Entfremdung, Sinnverlust und Vereinzelung beinhalten alle für sich starke Bedürfnisse nach fehlender Resonanz:

„Der Wunsch nach Rausch wäre demnach gleichzusetzen mit dem Wunsch nach vorübergehender Aufhebung von Entfremdung von kompliziert gewordenen zwischenmenschlichen Beziehungen, die vielfach in einem so hohen Maße instrumentalisiert und von Misstrauen und Angst durchdrungen sind, dass eine Bedürfnisbefriedigung unmöglich geworden ist. Erst im Rausch gelingt es, die eigene Kompliziertheit und die Kompliziertheit der Beziehung zu anderen Menschen, der Mangel an Vertrauen, die Unfähigkeit zum spielerischen Umgang mit der Welt sowie die unsichtbaren Barrieren und Klüfte zwischen den Menschen, ein Stück weit abzubauen; und das zugunsten einer mehr bedürfnisorientierten, sinnlich-unmittelbaren vom Zweckdenken befreiten Interaktion mit der Umwelt.“
(Strieder, 2001, p. 98)

Als drittes durch die Umstände verstärktes Ziel des Cannabiskonsums können demzufolge *Resonanzerfahrungen* genannt werden. Der Fokus liegt hierbei auf der *Konzentration auf das Individuum selbst, unabhängig von der Außenwelt*.

Letztlich geht es bei all diesen Funktionen um das Rauscherleben – egal, welchen Zweck es in diesem Moment erfüllen soll. Wie festgestellt wurde, „braucht“ der Mensch den Rausch und die Mittel und Wege dazu sind von Möglichkeiten und Beschränkungen abhängig, während die (intendierte) Wirkung vor dem Hintergrund der Umstände variiert. Der Zeitgeist lässt demnach auch auf sozialpsychologische Zusammenhänge schließen: Der zunehmende Selbstoptimierungszwang führt verstärkt zur Desorganisations- und Auflösungswünschen der sich verloren fühlenden Individuen. Sie suchen zugleich Halt und kontrollierten Rausch. Durch ritualisierten Konsum kann dies möglich werden. Mein anfänglicher Gedanke war, dass sich die Umstände und Funktionen der Drug (Cannabis als neue „Gesellschaftsdroge“) als Folge der Änderung von Set und Setting (Auswirkungen der Postmoderne) beziehungsweise in Wechselwirkung

damit nach und nach ändert. Cannabis dient sozusagen zu einem weitverbreiteten Bewältigungsmechanismus der Probleme der Postmoderne, denn es erfüllt die Anforderungen an eine psychotrope Substanz, die in ihrer Wirkung gewissermaßen von Grund auf die Problemstellungen des postmodernen Kapitalismus zugeschnitten zu sein scheint. Wie ändert sich durch diese Einstellung der Konsumenten nun der Umgang mit dieser Substanz?

6.2 Setting und Drug – jugendlicher Umgang

Das alles aus Kapitel 5 und 6.1 sind unsicherheitsverstärkende Mechanismen mit gravierenden Folgen – man könnte es einen „deprimierten Hedonismus“ nennen (Fisher), was sich daraus ergibt, wie gezeigt werden wird: Der Versuch des Genusses ohne viel Rücksicht auf Verlust, praktiziert vor dem Hintergrund einer Umwelt, die kaum mehr Gutes zu bieten scheint. Als unmittelbare Folge des Settings in der Coleman-Badewanne unten links (Kapitel 5.2, erleichterte Verfügbarkeit und vertraute Umgebung) werden im Folgenden wiederum dessen weiterführende Folgen unten rechts geschlossen: Welche rationalen Entscheidungen treffen Konsumenten auf Basis der neuartigen Umstände?

Eine für das folgende Kapitel absolut relevante Sache wurde in einem nicht-substanzbezogenen Werk bereits beschrieben: Die Unsicherheit der Gegenwart bewirke als „spürbare[r] Widerstand gegen Beschleunigung und Globalisierung deutliche gesellschaftliche Trends zu Rückwärtsgewandtheit, Abgrenzung und Vereinfachung.“ Dies zeige sich in der Rückbesinnung auf Traditionen ebenso wie im Misstrauen dem Staat gegenüber bis hin zu Autonomie- und Separatistenbewegungen. (Conzen, 2017, p. 19) Diese Sichtweise beinhaltet auch, auf dieses Thema hier adaptiert, das Misstrauen gegenüber der Cannabispolitik, und das Hinterfragen der Sinnhaftigkeit dessen. Ohne dieses Misstrauen wäre der Konsum einer illegalen Substanz kaum möglich, daher ist dieser Aspekt neben dem von ihm beschriebenen und bereits mehrmals von mir angesprochenen Rückzug ebenfalls sehr relevant. Moderne Gruppierungen, besonders solche unter Jugendlichen, sind, wie gezeigt wurde, heutzutage eher nach Interessengebieten immer spezifizierter aufgeteilt. „Die Begegnungen haben Eventcharakter, es geht um momentane Herstellung und Intensivierung von Wir-Gefühlen.“ (Conzen, 2017, p. 152) Dafür kann gerade Cannabis natürlich unterstützend wirken und vor allem wird der genannte „Eventcharakter“ durch die Besonderheit (vor allem die Illegalität) des Konsums noch unterstützt. Durch die Vertrautheit mit der neuen Konsumumgebung unter Freunden entstehen zudem neuartige Dynamiken in den Gruppen.

Risikofreude

Dieser Aspekt könnte natürlich auch als Set gelten; da er aber in der Gruppe passiert und nur durch sie möglich wird, wird er hier als Setting gehandhabt. Den Jugendlichen wird ein risikofreudigeres Verhalten aufgrund postmoderner Lebensumstände direkt attestiert: „Besonders im Hinblick auf die Identitätskonstruktionen Jugendlicher in postmodernen Lebensverhältnissen und deren Bewältigungs- und Entwicklungsprozesse hat dieses Verhalten seine Funktionalität. [...] Das Risikoverhalten von Jugendlichen ist eine Form, mit den postmodernen Lebensbedingungen und Risiken umzugehen und diese zu bewältigen.“ (Litau, 2011, p. 10) Zu diesem Verhalten zählt auch oder sogar vor allem der Konsum psychotroper, *besonders* nicht gesetzlich regulierter Substanzen. Dies ist wiederum nur möglich, weil der Konsum im geschützten Umfeld stattfindet, wie im vorherigen Kapitel erläutert wurde. Dadurch wird das Risiko auf der einen Seite weniger einschätzbar, da man sich durch die Gruppendynamik sicherer fühlt – auf der anderen Seite sinkt das Risiko durch ein sicheres Set und den persönlichen Kontakt zum Dealer, der durchaus auch soziale Verpflichtungen wie bspw. „saubere“ Substanzen mit sich bringt: Einmal ist Cannabis durch die erleichterte Verfügbarkeit schneller von der Konkurrenz zu erhalten, zudem passiert der Verkauf ja meist unter gut Bekannten oder Freunden, die ihren eigenen Freunden unwahrscheinlicher etwas Gestrecktes verkaufen würden. Risikobehaftet bleibt die Situation dennoch, da der Weiterverkauf noch immer häufig über mehrere Ecken passiert und der typische Kleindealer es selbst einkauft und sich auf die Aussagen seines Verkäufers verlassen muss.³⁶ Alles in allem ist daher schwer zu sagen, ob der Konsum an sich risikobehafteter wird – fest steht nur, dass die Konsumenten, die Jugendlichen, *risikofreudiger* werden. Die Risikofreudigkeit kann damit als direkte Folge der neuen Vertriebswege und erleichterten Verfügbarkeit (durch die Globalisierung) sowie der geänderten Konsumumgebung des Freundeskreises gesehen werden. Die Folgen daraus können vielfältig sein. Was naheliegt, ist auf jeden Fall, dass der Cannabiskonsum dadurch noch akzeptierter wird, da er unter Freunden praktiziert wird und sich zunächst sicherer anfühlt.

Früherer Konsumbeginn

Durch eine heutzutage deutlich beschleunigte körperliche Entwicklung im Gegensatz zu 1980ern tritt der Wunsch nach erwachsenem Verhalten früher auf, ergo auch beispielsweise der Alkoholkonsum: „Die Jugendlichen machen heute ihre ersten Erfahrungen mit Alkohol und

³⁶ Diese Erkenntnisse sind zwar schwer bis unmöglich anhand wissenschaftlicher Fachliteratur zu belegen, jedoch gelten diese Strukturen des Drogenmarktes als gemeinhin bekannt.

Rausch früher als je zuvor.“ (Settertobulte, 2010, p. 76) Durch die erleichterte Beschaffung, wie sie in 5.2 ausgearbeitet wurde, eröffnen sich weitere Möglichkeiten: Über einen dadurch ermöglichten frühen Konsumeinstieg, zudem im Freundeskreis, erhöht sich die Wahrscheinlichkeit, ihn als normal zu betrachten und erschwerende Umstände und Problemstellungen auszublenken. Dadurch könnte die Hemmschwelle zum Konsum sinken, was ihn wiederum wahrscheinlicher macht, auch in einem jüngeren Alter (was bereits in 3.1 belegt wurde) und zudem auf den folgenden Punkt Auswirkungen haben kann.

Alltagstauglicher Konsum

Dass der Cannabiskonsum (nicht nur) in Deutschland in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten bis heute kontinuierlich ansteigt, wurde bereits belegt. Geht es ausschließlich um die negativen Folgen (!), so gibt es bereits heute Studien zur Konsumententwicklung psychotroper Substanzen in den letzten Jahren, die auf die vorsichtige Vorhersage der künftigen Entwicklungen ausgelegt wurden. „Trends des Tabak- und Alkoholkonsums sprechen für eine künftige Abnahme der Bevölkerungsbelastung durch Morbidität, Mortalität und ökonomische Kosten. Bei Cannabis ist eine gegenläufige Entwicklung nicht auszuschließen“. (Deutsches Ärzteblatt, 2019)³⁷ Inwiefern sich die bevorstehende Legalisierung auf die Konsumhäufigkeit und -intensität auswirken wird, ist jedoch in Anbetracht der Entwicklung der letzten Jahre in Kombination mit diesem zu erwartenden drastischen Wandel nach wie vor schwer zu sagen. Das Ärzteblatt ist die einzige relativ verlässliche Quelle, die einen weiteren Anstieg des Konsums und auch der negativen Folgen vorhersagt. Stichfest ist sie also nicht; fest steht nur, dass der Trend auf mehr Konsum und damit auf mehr Verfügbarkeit hinweist: Mehr Konsum kann erleichtert stattfinden, wenn auch mehr verfügbar ist. Durch die oben genannten geöffneten Ländergrenzen und das Darknet sind diese Umstände gegeben und das Angebot kann an die Nachfrage angepasst werden. Es zeigt sich also eine erleichterte Beschaffung von Cannabis selbst unter temporär erschwerten Umständen, gepaart mit (vermutlich auch künftig) zunehmendem Konsum in der Gesamtbevölkerung. Wenn also auch mehr Jugendliche in vertrauter, geschützter Umgebung konsumieren, deuten die oben gesammelten Erkenntnisse kombiniert in eine klare Richtung: Cannabiskonsum wird alltagstauglicher und die Konsumenten arbeiten augenscheinlich auch an einer solchen alltagstauglichen Nutzung. Das bedeutet *nicht*, dass er (zumindest an dieser Stelle) akzeptierter wird – dazu komme ich später – sondern er fließt so in den Alltag mit

³⁷ Nicht zu vernachlässigen ist hierbei, dass Deutschland nach wie vor als Alkohol-Hochkonsumland gilt! (Anderson 2011 in Dornes, 2016, p. 20)

ein, dass die Möglichkeiten des Konsums zunehmen. Durch die Legalisierung würde dies zweifelsohne zusätzlich unterstützt werden (wenn auch nicht direkt für die Jugendlichen, wenn es erst ab 18 oder älter verkauft wird – doch beschaffen ließe es sich natürlich trotzdem leichter). Ein weiterhin zunehmender und vor allem erleichterter Konsum wird also durch die gegebenen und künftig zu erwartenden Umstände eher unterstützt – und natürlich von auch potenziellen Konsumenten genutzt. Die mikrostrukturellen Settings sind einerseits geprägt durch vertraute Umgebungen, andererseits nach wie vor durch die gezielte Abgrenzung zum alltäglichen Arbeits- bzw. Schulerleben, also dem „unangenehmen“ Teil des Alltags, der beim Konsum ausgeblendet wird. Dadurch behält er zudem seine positive Attribution.

Bezüglich Corona zeigt eine erst kürzlich veröffentlichte Studie einen weiteren interessanten Trend: Im Laufe der Studie zwischen Anfang April und Anfang Mai 2020 konsumierten mit zunehmender Dauer der Pandemie die auch davor schon regelmäßig konsumierenden Befragten immer mehr Cannabis – und im Rahmen der Infektionsschutzmaßnahmen zu 35% sogar alleine. (Werse & Kamphausen, 2021) Zu Erstkonsumenten gibt es in diesem Zusammenhang leider noch keine Erhebungen. Eine Voraussetzung dafür scheint bezeichnend für die Manifestation der Versorgungswege, selbst Widrigkeiten wie Grenzsicherungen und Lieferschwierigkeiten zum Trotz. „Die Drogenherstellung und der Drogenhandel scheinen sich rasch an Pandemiebeschränkungen angepasst zu haben, und es gibt kaum Hinweise auf größere Versorgungsunterbrechungen.“ (EMCDDA, 2021, p. 9) Dass zunehmend Cannabis auch innerhalb Deutschlands angebaut wird (Neue Osnabrücker Zeitung, 2021), könnte dafür mitunter auch eine Rolle spielen. Dies unterstreicht den offensichtlichen Willen der Konsumenten, selbst und vor allem in widrigen Zeiten Konsummöglichkeiten aufrecht zu erhalten.

Rituale

Cannabiskonsum kann quasi ausschließlich in der Ritualpraxis erlernt werden, also wenn Zugang zu konsumierenden Gruppen besteht, die die Aufgabe des Anlernens übernehmen. Dies ist heutzutage sehr einfach, ist aber auch Voraussetzung, um eben nicht im „typischen Drogenmilieu“ zu stranden, sondern Teil der „gesunden Konsumenten“ (s. Kap. 7) zu werden. Im Rahmen dieser Gruppenprozesse werden dann (Konsum-)Rituale ausgeführt, die auch Merton als Folgen der Anomie sieht, allerdings etwas anders: Er versteht unter Ritualismus eine „strikte Nutzung der vorgeschriebenen Mittel bis hin zur Ignoranz der negativen Konsequenzen des Gebrauchs dieser Mittel“. (Merton, 1949) Ich lege hier den Fokus nicht auf ebendiese strikte Verfolgung, sondern auf die beabsichtigten Ziele dahinter.

Gruppenrituale

Dass das Ritualhafte beim Substanzkonsum eine gewichtige Rolle spielt, ist nichts Neues. (vgl. bspw. Szasz, 1978) Was das Setting betrifft, wird dieser Umstand jedoch ungleich interessanter: Wie verändern sich Rituale und Ritualhaltungen, wenn sich das „große Ganze“ ändert? Im post-modernen Kapitalismus steht, wie in Kapitel 4 gezeigt wurde, nicht jeder allein, sondern man identifiziert sich mit immer mehr kleinen, unterschiedlichen Gruppen. Dadurch bricht der gesamtgesellschaftliche Zusammenhalt wortwörtlich auseinander und die Stärke der Identifikation mit den kleinen Gruppen wird enger. So auch, wenn jemand sagt, er kiffe: Durch Ritualismus und eine zusätzliche Bindung, dass man mehr unter Freunden kiffte als mit Fremden, wird es zum milieulosen, übergreifenden Lebensstil, der die Individuen wiederum miteinander verbindet. Wir haben nun also eine gesellschaftliche Gruppe, die in einer ohnehin schwierigen Lebensphase mit zusätzlich ungünstigen Aussichten und einem extrem unsicheren Zeitgeist konfrontiert wird. Zudem sind die Konsum- und Beschaffungsbedingungen für diese beruhigend wirkende Substanz erleichtert und der Gruppenzusammenhalt wird durch den Konsum enger. Konsum kann als Halt gesehen werden, sowohl als Abgrenzung zur Außenwelt, die unsicher scheint, als auch im Rahmen des Versuchs, ihn sicher zu gestalten, wie gezeigt wurde. Daraus können Rituale entstehen: Bereits Durkheim beschrieb Rituale als gängige Praktiken in Gemeinschaften – allerdings zuerst im Zusammenhang mit Glaubensrichtungen. (Durkheim & Schmidts, 2017) Positive Riten sind Gemeinschaftsriten, die hier thematisiert werden. Ihr Zweck liegt in der Aufrechterhaltung der Gemeinschaft, der Stärkung des Zusammengehörigkeitsgefühls der Gruppe und der Bewahrung des Glaubens – der hier eher nichtreligiös zu verorten ist, sondern als „Glaube an die Gemeinschaft“ aufgefasst werden kann. Damit einher geht natürlich auch, neben der Bindung zwischen den Gruppenmitgliedern, die Abgrenzung vom Außen – was gerade im Jugendalter von nicht geringer Bedeutung ist. Auch muss sich vom Außen abgeschottet werden, allein um sich vor den rechtlichen Konsequenzen des illegalen Cannabisbesitzes (der zwangsläufig mit Konsum einhergeht) zu schützen. Dadurch spielen auch Vertrauen untereinander und das Teilen gemeinsamer Erlebnisse, Risiken und der Substanz selbst eine Rolle. *Ich gehe nun in diesem vorliegenden Kontext davon aus, dass sich die Bindung innerhalb der konsumierenden Gruppen durch die verstärkte Abschottung nach außen hin intensiviert.* Selbst bezüglich der von Durkheim thematisierten Glaubensrichtungen ließe sich ein direkter Zusammenhang zu Cannabiskonsum herstellen: Am naheliegendsten ist die Rastafari-„Religion“.

Übergangsrituale

Abgesehen von diesen vor allem mikrostrukturell bedeutsamen Riten ist eine weitere Form bekannt, die Übergangsriten. (van Gennep, Schomburg, & Schomburg-Scherff, 2005) Diese beziehen sich auf den Lebensverlauf und seine Phasen: „In jeder Gesellschaft besteht das Leben eines Individuums darin, nacheinander von einer Altersstufe zur nächsten und von einer Tätigkeit zur anderen überzuwechseln. Wo immer zwischen Alters- und Tätigkeitsgruppen unterschieden wird, ist der Übergang von einer Gruppe zur anderen von speziellen Handlungen begleitet, wie sie etwa der Lehre bei unseren Handwerksberufen entsprechen.“ (van Gennep et al., 2005, p. 15) Oder wie sie bei der Bildung zu einem mündigen Cannabiskonsumenten passiert: Solche Situationen sind gekennzeichnet durch soziale Distanzierung (von der Kindheit), Individualisierung (im Sinne einer Persönlichkeitsentwicklung) und Anfänge neuer Integration (in die selbst erwählte Gruppe). (Bahrtdt, 2013, p. 79) Auch als Übergangsritus kann der Konsum also in der Lebensphase Jugend im Rahmen der Entwicklungsaufgaben praktiziert werden. Cannabis kann also, so darauf aufbauend meine Annahme, im Rahmen sowohl eines Übergangsritus‘ vom Kindheits- ins Jugendalter (teilweise exzessives Erkunden von Grenzen und Mündigkeit) als auch vom Jugend- ins Erwachsenenalter genutzt werden (Demonstration von Entwicklung zur Konsumkompetenz und Auseinandersetzung auch mit schwieriger zu domestizierenden Substanzen). Inwieweit diese Übergangsrituale im Zusammenhang mit Cannabis stärker ausgeprägt werden, wird nach Kapitel 7 noch klarer.

Sakrale Rituale

Und noch eine Funktion ist den Riten zu eigen: Sie schaffen eine klare Abgrenzung zur Außenwelt, zum Alltag. „Jede Gesellschaft umfasst mehrere soziale Gruppierungen, die umso autonomer sind und deren Abgrenzung voneinander sich umso schärfer abzeichnet, je geringer der Zivilisationsgrad der Gesellschaft ist. In unseren modernen Gesellschaften ist nur noch die Trennung zwischen der säkularen und der religiösen Welt – zwischen dem Profanen und dem Sakralen – einigermaßen deutlich erkennbar.“ (van Gennep et al., 2005, p. 13) Diese Art der Ritualisierung spielt hier die wichtigste Rolle. Die Annahme ist, dass die Abgrenzung zum Profanen mit dessen steigender Komplexität und Unannehmlichkeit immer wichtiger wird. Aus den bisher thematisierten Ersetzungen der Religion durch Wissenschaft, Globalisierung und Kapitalismus entsteht ein Bedürfnis der Spiritualität, das durch Konsum und die Suche nach Sinn „in sich selbst“ ermöglicht werden kann. Durch das Ritualhafte, das in der profanen Welt

verloren zu sein scheint, versucht der Konsument sich den sakralen Teil durch ritualisierten Substanzkonsum zurückzuholen (Stichwort „Resonanz“).

Eine spezifische Gruppendynamik, die bei ritualisiertem Cannabiskonsum greift, ist auch interessant: Die der bewussten Kontrolle und Abwägung aller konsumierten Substanzen, besonders in Gruppen. Bereits 1984 schrieb Zinberg darüber: „Rather, the rituals that earlier served as rigid external controls have been replaced over the last decade by more general but still effective social sanctions. Through growing familiarity with every aspect of marihuana use, these sanctions, like those relating to alcohol use, have been internalized, and the rituals developed to support the sanctions no longer need to be followed so closely.“ (Zinberg, 1984, p. 137) Durch die Ritualhaltung wird also sozusagen das Konsumverhalten der Gruppe gelenkt, was sowohl den Zusammenhalt weiter stärkt und den Konsum akzeptierter, aber auch internalisierter werden lässt. Ähnlich wie beim Alkohol sieht man bei also Cannabis, dass übermäßiger Konsum in den Milieus sanktioniert wird – aber auch, dass bei zunehmender Internalisierung des Konsums die Sanktionen immer weniger ernstgenommen werden. Der Konsum gestaltet sich infolgedessen selbstverständlicher und wird eventuell auch weniger geheim praktiziert, da er als „sicher“ und nicht verwerflich gilt. Dies ist ein weiterer Schritt auf dem Weg zur Aggregation dieses Verhaltens zurück auf die Makroebene.

Als Auswirkungen der wahrgenommenen Möglichkeiten und Restriktionen durch den postmodernen Kapitalismus lassen sich auf der Mikroebene also die rationale Auswahl und die Nutzenmaximierung wie folgt zusammenfassen: Unterteilen lassen sie sich in verstärkte Funktionen (Set) und den jugendlichen Umgang mit Cannabiskonsum (Setting und Drug). Als Erstere wurde Neuro-Enhancement, Flucht und Entschleunigung sowie Resonanz identifiziert. Zusammen unterstützen sie die Funktion des Rauscherlebens. Der jugendliche Umgang mit den veränderten Umständen indessen lässt sich aufteilen in gesteigerte Risikofreude, früheren Konsumbeginn, alltagstauglicheren Konsum und verstärkte Rituale. All diese beschriebenen Prozesse könnten kaum ohne Auswirkung auf die Makroebene bleiben. Gemäß der Coleman-Badedewanne (und weil es logisch erscheint) gehe ich daher davon aus, dass sie sich aggregieren. Wie das abläuft und was das für das Ergebnis des ganzen Coleman-Prozesses bedeutet, wird im folgenden Kapitel beschrieben.

7 Gesellschaftliche Folgen durch Aggregation

Neben den gängigen Funktionen des Substanzkonsums (dem Rausch an sich, als Entwicklungsaufgabe, aus psychoregulativen und sozialregulativen Funktionen heraus und im neueren Rahmen Neuro-Enhancement, Flucht und Entschleunigung sowie Resonanz), auch im Hinblick speziell auf das Jugendalter, werden in diesem Kapitel nun die Folgen auf der Makroebene der Prozesse beleuchtet, die durch die bereits thematisierten Gegebenheiten und deren Auswirkungen auf Mikro- und Makroebene entstanden sind. Dies beinhaltet vorrangig die Aggregation der unten rechts entstandenen Gegebenheiten. In der Coleman-Badewanne befinden sich also die folgenden Aspekte oben rechts bzw. im Prozess der Aggregation von unten nach oben rechts.

Was aber passiert, wenn diese Jugend älter wird, und wie lässt sich dadurch die *gesamtgesellschaftliche* steigende Akzeptanz von Cannabis erklären? Der nun behandelte Punkt gestaltet sich interessant, da er in zweierlei Hinsicht bemerkbar wird, als Ausgangslage und zugleich Bedingung für die weitere Entwicklung: Erstens ist er die Auswirkung der vorher genannten neuartige ausgeprägten Funktionen des Substanzkonsums. Dies liegt daran, dass die Jugendlichen erwachsen werden und, wie sich nun zeigen wird, zwar ihr Konsumverhalten ändern, aber durch ihre eigenen Erfahrungen ganz anders mit diesem Thema umgehen als vorangegangene Generationen. Dadurch steigt die Akzeptanz des Cannabiskonsums, auf mehrere Generationen aggregiert, gesamtgesellschaftlich. Und, zweitens, bildet ebendiese gesellschaftliche Akzeptanz die Grundlage und Voraussetzung für die weitere Verbreitung und Zunahme des Cannabiskonsums, auch in den nachfolgenden (Jugend-)Generationen. Dieser Prozess verläuft, immer wieder und sich überschneidend, in drei Phasen:

Jugend

Können diese Änderungen allein tatsächlich die Zunahme des Cannabiskonsums der letzten Jahre erklären? So kurzgefasst klingt das natürlich etwas ungreifbar. Betrachten wir jedoch die bisher erarbeiteten Argumente gesammelt, so ergibt sich daraus ein zusätzliches Bild, das schwer abzustreiten ist: Cannabis wirkt durch seine Konsumform (das Rituelle, Gemeinschaftliche und Entspannte), seine Wirkung (sowohl Sativa als auch Indica zur Anwendung für die entsprechenden Empfindungen) und die im Vergleich geringen Neben- und Nachwirkungen sehr attraktiv auf eine gesellschaftliche Gruppe in einem Alter und auf eine Generation zu einer Zeit, in der selbst die Illegalität keine besonders große Hürde darstellt. An dieser Stelle beginnt sich der beschriebene Effekt selbst zu verstärken – durch die zunehmende Akzeptanz verbreitet

sich die Substanz, die Hemmschwelle sinkt, die Beschaffung wird leichter und sie verbreitet sich wiederum schneller: Ein sich selbst verstärkender Trend entsteht. Durch die aufgezeigten Studien habe ich bereits belegt, dass dieser auch statistisch inzwischen nachweisbar ist. Doch warum hält der Trend nach wie vor an und wie wird es voraussichtlich weitergehen? Fest steht, dass, je mehr Jugendliche Cannabis konsumieren, dieses innerhalb der Jugend zunehmend akzeptierter wird. Dass der Konsum in dieser Altersgruppe stetig ansteigt, wurde zu Beginn dieser Arbeit durch Studien belegt. Primäre Gründe für die zunehmende Akzeptanz gestalten sich vielseitig. Die aktuelle Forschung zeigt zum Beispiel, dass durch Berichterstattung der Konsum und THC an sich „als nahezu harmlos“ dargestellt wird, während Nikotin und Alkohol zunehmend als größere Gefährdung wahrgenommen werden und dieser Effekt sogar bereits von der Bevölkerung selbst wahrgenommen wird. (Vu, 2022) Währenddessen wird auch allein über die Information über die Wirkung eine positive Stimmung gegenüber Cannabis verbreitet, da diese zunehmend positive Annotationen hervorruft: Entspannung, Kreativität und Gewaltlosigkeit treten im Kontrast zu den negativen Auswirkungen in den Vordergrund. Auch die Bedeutung von Cannabis als Nutzpflanze gewinnt zunehmend an Popularität, sodass es auch ohne die Erwähnung des berauschenden THC's immer öfter als Gesprächsstoff dient: „Cannabis als die ‚gesunde Droge‘ mit positiven Wirkungen und geringem Risiko.“ (Settertobulte, 2005, p. 2) Dies zeigt, dass sowohl durch die Medien als auch durch die zunehmende Verwendung von Cannabis als Nutz- und Heilpflanze das Image heutzutage immer positiver gesehen wird – und auch dieses Set, das dadurch entsteht, nochmals unterstützend wirkt, während negative Annotationen und die Schattenseiten der Substanz in der Wahrnehmung der Gesellschaft mehr und mehr an Bedeutung verlieren. Dadurch könnte es sogar wahrscheinlicher werden, dass ein Erstkonsument, bevor er zu den legalen Mitteln Zigaretten oder Alkohol greift, zuerst Cannabis ausprobiert. Auch statistisch lässt sich sogar eine leichte Verlagerung von anderen Substanzen auf Cannabis feststellen: So sinkt seit Jahren der Nikotinkonsum unter Jugendlichen, während Alkohol zwar noch immer die beliebteste Substanz ist, aber ebenfalls zurückgeht – während der Cannabiskonsum stetig steigt. (Orth & Merkel, 2020) Eine weitere Rolle spielt wohl auch die bewusste Abgrenzung Jugendlicher gegenüber dem Konsumverhalten ihrer Eltern. „Je stärker in der öffentlichen Meinung die Wirkung von Cannabis mit der Schädlichkeit von Alkohol und Tabak verglichen wird, umso attraktiver wird diese Substanz für Jugendliche. Weil besonders Alkohol – zumindest in der klassischen Darreichungsform von Bier und Wein – als die Droge der Elterngeneration gilt, wählen Jugendliche in ihrem Drang zur Abgrenzung eher Modegetränke und Cannabis.“ (Settertobulte, 2005, p. 3) Wie sich dieser Aspekt in Zukunft noch wandeln kann, wird im folgenden Absatz thematisiert.

Erwachsene

Betrachten wir nun das Konzept der Statuspassagen. Es geht dabei um Übergänge zwischen aufeinanderfolgenden Lebensphasen und die daraus entstehenden wichtigsten Ziele der Personen. Bei Jugendlichen seien diese hauptsächlich dadurch geprägt, zu lernen, ernsthafte Verpflichtungen einzugehen. (Liebsch, 2012a, pp. 210–211) Der Mensch befindet sich demnach laufend in Phasen, in denen er in neue soziale Strukturen hineinwächst und sich aus alten herauslöst. Dabei lässt sich jede Entwicklung immer auf vorangegangene Lebensphasen zurückführen. (Mayer, 2013, p. 60) Diese Prozesse erinnern an die im vorherigen Kapitel thematisierten Übergangsriten, die einen ebensolchen Statuspassagenwechsel einleiten und kennzeichnen können. Jugendliche müssen auch ein neues „Selbstprofil“ bilden, familiäre Bindungen lösen und neue Anker finden, was heutzutage komplexer und anspruchsvoller ist als noch vor der Postmoderne. Dadurch haben sich diese Aufgaben weiter bis in das dritte Lebensjahrzehnt verlagert. (Conzen, 2017, pp. 149–150) Eine klare Abgrenzung der Statuspassagen ist also, vor allem konsumtechnisch betrachtet, nicht mehr ohne Weiteres möglich, da sich die Entwicklungsaufgaben zeitlich gesehen immer weiter nach hinten verschieben. Demzufolge findet der Konsum, auch Cannabiskonsum, über einen längeren Zeitraum hinweg statt – und es existieren immer mehr aktive Konsumenten zeitgleich, auch im Hinblick auf den im vorherigen Kapitel thematisierten immer früher einsetzenden Konsum.

Nach allem, was Jugendliche dann im Laufe dieses Lebensabschnittes gelernt haben, ergeben sich irgendwann auch neue Entwicklungsaufgaben. Jede Veränderung einer Situation macht immer eine Umorientierung nötig, verlangt eine Anpassung an eine neue Situation, und damit kommen neue Aufgaben auf jemanden zu. Genereller Gebrauch illegaler Substanzen lässt sich lebensgeschichtlich inzwischen ziemlich präzise nachzeichnen: „[...] the use of illicit Drugs begins in the early teens, peaks in the 18-22 age group, and declines to very low levels by the late twenties“. (Kandel, 1978, p. 13) Obwohl diese Studie schon älter ist, hat sich an dieser Entwicklung bis heute wohl nichts geändert: Lebensgeschichtlich betrachtet sieht das altersbezogen folgendermaßen aus: Für gewöhnlich erfolgt der Einstieg in den Cannabiskonsum vor dem 20. Lebensjahr, falls er begonnen wird – ein Einstieg danach ist unwahrscheinlich. Ab ca. 20 Jahren stagniert steigender Cannabiskonsum für gewöhnlich und wird mit spätestens 22,5 Jahren rückläufig. (Kandel & Logan, 1984) Einige Studien belegen, dass die Reduktion starken Substanzkonsums – sowohl legaler als auch illegaler – mit der Übernahme diverser Erwachsenenrollen wie Ehepartner, Arbeitnehmer und Eltern einhergeht. (Silbereisen & Reese, 2013,

p. 145) Cannabiskonsum im Besonderen ist zudem als ein vorübergehendes Verhalten einzuordnen, das meistens im Lauf des dritten Lebensjahrzehnts eingestellt wird. (Kolte et al., 2006, p. 7) Gewissermaßen „entwächst“ man dem Substanzkonsum in bestimmten Bereichen. (Silbereisen & Reese, 2013) Dies erklärt, warum Eltern zumeist ein anderes Konsumverhalten aufweisen als ihre Kinder und sie selbst als Jugendliche. Daher kann davon ausgegangen werden, dass der Konsum psychotroper Substanzen vorrangig auf das Jugendalter beschränkt ist und normalerweise mit der Erfüllung normierter erwachsener Rollenbilder sinkt, vor allem bei illegalen Substanzen wie auch aktuell noch Cannabis.

Folgegeneration

Dennoch: Das Jugendalter dauert, wie festgestellt wurde, immer länger. Hinzu kommt, dass Erwachsene, die in ihrer Jugend selbst Cannabis konsumiert haben, wohl auch im Erwachsenenalter diesbezüglich liberaler eingestellt sind. Das heißt, es ist einerseits möglich, dass sie sich selbst auch hin und wieder einen Rausch „gönnen“, ebenso wie die Wahrscheinlichkeit steigt, dass ihre eigenen Kinder nicht mit einem derart negativ behafteten Bild wie vorangegangene Generationen großgezogen werden – und damit steigt auch deren eigene Konsumwahrscheinlichkeit wegen der Normalität dessen; spätestens als Übergangsritus zum eigenen Erwachsenenleben. In den Niederlanden wurde dazu bereits die interessante Beobachtung gemacht, dass der Cannabiskonsum unter Jugendlichen stark zurückgeht. Dies wird darauf zurückgeführt, dass sich die aktuellen jugendlichen Generationen von ihren bereits weiterkiffenden Eltern abzugrenzen versuchen. (Settertobulte, 2005, p. 3) Es besteht also zudem ein Zusammenhang zwischen der Entwicklung der Erwachsenenkultur und der Reaktion der Jugend darauf. Dies unterstreicht die Bedeutung dieser Entwicklung; demnach ist es nicht unwahrscheinlich, dass mit einer steigenden Akzeptanz von Cannabis unter Erwachsenen früher oder später ein „Konsumplateau“ unter Jugendlichen erreicht wird, nach dem eventuell sogar der Konsum in dieser Altersgruppe wieder zurückgeht.

Es gibt also drei Prozesse, die von der Mikro- auf die Makroebene eine Aggregation der zunehmenden Akzeptanz von Cannabiskonsum bewirken: Erstens, die selbstverstärkende (bzw. durch Globalisierung und Postmoderne ausgelöste) Zunahme des Konsums in der Jugendgeneration; zweitens, das Herauswachsen der Jugendlichen aus der intensiven Konsumphase und die gleichzeitige Übernahme der positiven Assoziationen bis ins Erwachsenenalter; und drit-

tens, die Weitergabe ihrer (positiven, in jedem Falle aber nicht mehr zu Vorgenerationen verglichenen negativen) Erfahrungen an ihre eigenen Kinder mit entsprechenden Folgeentwicklungen.

Das bedeutet für die Gegenwart und auch für die Zukunft: Es wird, im Laufe einzelner Lebensbiographien und auch gesamtgesellschaftlich gesehen, immer länger von einer Generation Cannabis konsumiert. Cannabis als neue *gesamtgesellschaftliche* Modedroge in Betracht zu ziehen, wirkt nun nicht mehr so unwahrscheinlich für die kommenden Jahre. Dies ist ein gesellschaftliches Outcome des postmodernen Kapitalismus. Der Begriff der „Gesellschaftsdroge“ impliziert jedoch auch, dass im Laufe aufeinanderfolgender Generationen immer wieder Verschiebungen der am meistakzeptierten und demnach am häufigsten konsumierten Substanzen stattfinden. Anhand von Studien ist feststellbar, dass dieser Effekt beispielsweise bei Zigaretten gegriffen hat: Zwischen 2001 und 2019 hat sich der Anteil der rauchenden Jugendlichen zwischen 12 und 17 Jahren um vier Fünftel verringert. Zugleich lag der Anteil derjenigen, die in diesem Alter noch nie geraucht haben, mit 85,1% noch nie so hoch. Auch bei jungen Erwachsenen setzt sich dieser Trend fort. (Orth & Merkel, 2020, p. 8) Beim Alkohol sieht es ähnlich aus: „Die Trends zeigen, dass immer weniger 12- bis 17-jährige Jugendliche schon einmal Alkohol getrunken haben. Auch der regelmäßige Alkoholkonsum geht in dieser Altersgruppe in den letzten 14 Jahren zurück. Zudem ist das Rauschtrinken bei Jugendlichen im Jahr 2019 geringer verbreitet als in früheren Jahren.“ (Orth & Merkel, 2020, pp. 8–9) Dass der Trend bei Cannabis hingegen ansteigt, wurde bereits hinreichend belegt. Auch andere illegale Substanzen werden zwar beliebter, jedoch erreichen die Anstiege bei Weitem nicht das Niveau von Cannabis. (Orth & Merkel, 2020, p. 9) Demnach gewinnen illegale Substanzen zunehmend an Beliebtheit, Alkohol und Tabak werden weniger beliebt um am stärksten ist der Anstieg unter Cannabis.

Bei diesem Thema muss zwangsläufig auch die im Raum stehende (wie auch immer geartete) Legalisierung in Deutschland thematisiert werden. Aus anderen Ländern gibt es immer wieder von Seiten unterschiedlichster Interessenvertretungen widersprüchlichste Studien zu deren Auswirkungen.³⁸ Einigkeit besteht dabei noch nicht (Deutsches Ärzteblatt, 2021b), doch innenpolitisch ist das Thema spätestens seit der Koalitionsbildung nach den Bundestagswahlen 2021 höchst brisant. (Deutsches Ärzteblatt, 2021a) Nicht einmal ein Zusammenhang zwischen

³⁸ Bspw. bei Gegnern einer Legalisierung sehr beliebt: Der gleichzeitige Anstieg von Cannabiskonsum und MDE (einer Ecstasy ähnelnden, synthetischen psychotropen Substanz) und Suizidalität in den USA. (Han, Compton, Einstein, & Volkow, 2021) Zu den im Raum stehenden Wechselwirkungen dieser Faktoren ist jedoch nach wie vor noch nichts bekannt.

Gesetzeslagen und Konsumhäufigkeit der Bevölkerung konnte bisher zweifelsfrei nachgewiesen werden (Kagermeier, 2021)³⁹– und was eine Legalisierung speziell für Deutschland vor dem neuartigen wirtschaftlichen und gesellschaftspsychologischen Hintergrund bedeuten würde, steht nach den neuesten coronabedingten Problemstellungen erst recht in den Sternen. Festgestellt werden konnte dennoch, dass der Konsumtrend unter den aktuell gegebenen Umständen weiterhin aufwärts zeigt, wobei ein Plateau unter der Jugend im Laufe der nächsten Jahre durchaus realistisch sein kann.

³⁹ An dieser Stelle sei angemerkt, dass es dazu keine Metastudie in dem Umfang gibt, in dem der zitierte Artikel recherchiert wurde. Aufgrund der dort verwendeten Quellen habe ich mir daher erlaubt, ausnahmsweise ihn als Zeitungsartikel anstelle der fehlenden Fachliteratur als Nachweis zu verwenden.

8 Fazit

Die Forschungsfrage dieser Arbeit lautete „Wie beeinflussen Effekte des postmodernen Kapitalismus die Funktionen und gesellschaftlichen Entwicklungen von Cannabiskonsum im Jugendalter?“. Im Fokus standen die Auswirkungen des postmodernen Kapitalismus auf gesamtgesellschaftliche Gegebenheiten und infolgedessen den Cannabiskonsum Jugendlicher in Deutschland. Dies wurde anhand von drei Theorien untersucht; der Coleman-Badewanne, Drug, Set und Setting sowie einer neu erarbeiteten Form der Anomietheorie. Die Antwort gestaltet sich demzufolge etwas weitläufiger:

Die Vorannahme war, dass durch die Umstände und Folgen des postmodernen Kapitalismus (und zwar Beschleunigung und Globalisierung, die Verschlechterung der ökonomischen und sozialen Lebensbedingungen und Spaltung) über Individualisierung und eskalatorischen Wettbewerb ein Gefühl der Unsicherheit und Empfindlichkeit, kurz der Anomie entsteht, das auf der Mikroebene der Jugend Prozesse in Gang setzt (im Set sind das Überforderung, Sinnverlust, Entfremdung und Vereinzelung und als Setting leichtere Beschaffung von Cannabis und eine vertrautere Konsumumgebung), was schließlich zu Konsumänderungen unter ihnen (neue Funktionen: Neuro-Enhancement, Flucht und Entschleunigung und Resonanz als Set sowie mehr Risikofreude, früherer Konsumbeginn, alltagstauglicherer Konsum und Einbettung in Rituale als Setting) und letztlich auch auf gesamtgesellschaftlicher Ebene führt (weitere Zunahme der Akzeptanz und des Konsums durch das anhaltende Herauswachsen der nachfolgenden Generationen auf drei Ebenen). Eine klare Reihenfolge, in der auf eine bestimmte Auswirkung des Kapitalismus genau eine Funktion von Cannabis folgt, ist dabei nicht gegeben, da die Ursachen, Folgen und Funktionen alle miteinander und untereinander verknüpft sind und sich gegenseitig beeinflussen. Aus diesem Grund wurden sie kategorisch kapitelweise zusammengefasst und sind als großes Ganzes aufzufassen. In der Masse werden diese auf gesamtgesellschaftlicher Ebene dadurch spürbar, dass der Cannabiskonsum in den letzten Jahren rapide gestiegen ist und dieser Trend unter ähnlichen Umständen vermutlich vorerst fortschreiten wird.

Zuerst wurden die zugrundeliegenden Theorien erklärt und dann das Prinzip des Lebensverlaufes erläutert, um anschließend den Begriff der zunehmend relevanten Lebensphase Jugend zu fassen als ein vielschichtiges, historisch wandelbares Konzept, bedingt von biologischen Gegebenheiten des Alters, abgegrenzt von Kindheit und Erwachsenenalter, gerahmt durch kulturell-gesellschaftliche Konzeptionen, hier betrachtet aus der sozialpsychologischen Perspektive der

Entwicklungsaufgaben – mit dem Schwerpunkt der Reifephase. Anschließend wurden psychotrope Substanzen als der neue Status Quo von vormals „Drogen“ genannten Substanzen festgelegt, um eine Abgrenzung zum alltagssprachlichen Begriff zu erwirken. Vor dem Hintergrund des vom Menschen natürlicherweise angestrebten Rausches wurde dann der „normale“ Konsum als dritte Konsumform (neben Abstinenz und „Sucht“) definiert, um die Gewöhnlichkeit des Substanzkonsums vertiefend hervorzuheben.

Um ein grundlegendes Verständnis des Lesers über Cannabis und seine Wirkweise, die für die folgende Argumentation von höchster Relevanz war, zu gewährleisten, wurde diese dann in einem eigenen Kapitel zusammenfassend erklärt als unter anderem psychoaktive Nutzpflanze mit, wenn die Blüten THC-haltig sind, sedierender Wirkung bei Konsumformen wie hauptsächlich Rauchen. Neben der Tatsache, dass der Besitz von Cannabis in Deutschland verboten ist, können aufgrund des noch immer hauptsächlichlichen Vertriebsweges über den Schwarzmarkt un-intendierte Nebenwirkungen durch Verunreinigungen stattfinden. Dennoch verbreitet sich Cannabis in Deutschland in den letzten Jahren zunehmend, vor allem unter Jugendlichen. Milieuspezifische Merkmale gibt es dabei unter den Konsumenten kaum noch; der Konsum ist längst in allen gesellschaftlichen Schichten angekommen. Neben einer dadurch zunehmend erstarken Lobby und einem erstarkenden gesellschaftlichen Interesse, erkennbar an der im Jahr 2017 erwirkten Teillegalisierung für Cannabis im medizinischen Bereich, ist dadurch der Grundstein für eine weiterhin zunehmende Verbreitung gelegt. Anschließend wurde zudem festgestellt, dass Cannabiskonsum vor allem im Jugendalter bestimmte Entwicklungsfunktionen erfüllt, und zwar Stimmungsregulation, Genuss und soziale Gründe. Dabei dürfen das Mindset des Konsumenten sowie die direkte soziale und die gesellschaftliche Umgebung nicht vernachlässigt werden.

Anschließend wurden die Grundprinzipien des zweiten Pfeilers der Theorie näher beleuchtet, der Umstände des postmodernen Kapitalismus und seiner Auswirkungen. Dabei wurde festgestellt, dass sich im kapitalistischen System der letzten Jahrzehnte die ökonomischen und sozialen Lebensbedingungen der Deutschen rapide verschlechtert haben. Aus der wirtschaftlichen Armut und der gefühlten Beschleunigung durch die Globalisierung erwachsen Probleme, die die ganze Lebensführung verschiedenster Schichten und Milieus betreffen. Als konkrete Indikatoren dafür konnten Individualisierung, eskalatorischer Wettbewerb und eine gesteigerte gesellschaftliche Empfindlichkeit ausgemacht werden. Unterstützend wirken zahlreiche Studien, die sich sogar bereits mit den Faktoren Krankheits- und Todesursachen beschäftigen. Allumfassend wurde dadurch ein gesamtgesellschaftliches Unsicherheitsempfinden herausgearbeitet,

das als Anomie bezeichnet werden kann und dessen Folgen sich auch auf der Mikroebene zeigen:

Von diesen Erkenntnissen aus konnte schließlich der Bogen zur Jugend, den Auswirkungen auf sie und ihrem daraus entstehenden Konsumverhalten geschlagen werden. Die Jugend, in der Coleman-Badewanne unten links, ist schließlich besonders betroffen durch die vorher genannten gesellschaftlichen Prozesse. Anhand von Set- und Settingänderungen, so konnte festgestellt werden, versucht sie, mit den gegebenen gesellschaftlichen Bedingungen umzugehen. Abgesehen von „hard facts“ im Setting wie erleichterter Beschaffung und Konsum in vertrauter statt wie früher in eher subkultureller Umgebung, alles als Folge der Globalisierung, zeigte sich auch ein Set von Überforderung, Sinnverlust, Entfremdung und Vereinzelung unter den Jugendlichen als direkte Folge der anomischen gesellschaftlichen Stimmung. Weiterhin unten rechts in der Coleman-Badewanne wurden schließlich in ihrer Intensität neuartige Gründe für den Cannabiskonsum evaluiert. Neu daran ist die bis dorthin gezogene Verknüpfung vom postmodernen Kapitalismus zur Bewältigung seiner negativen Folgen. Als Funktionen des Umgangs mit den gefühlten Folgen der Anomie und als neues Set unten rechts im Boot in Reaktion auf das Set unten links wurden daher Neuro-Enhancement, Flucht und Entschleunigung und Resonanz gesammelt. Zudem zeigen sich als Setting in jugendlichen Gruppen, als Reaktion auf das Setting unten links, Tendenzen zu risikofreudigerem, früher stattfindendem, alltagstauglicherem und mehr auf Ritualismus fokussierten Konsum, was darauf zurückzuführen ist, dass die Rituale einerseits eine Abgrenzung zur abgelehnten Gesellschaft schaffen und gleichzeitig mit der kleineren Konsumentengruppe eine Verbindung aufbauen. Diese wurden als letzter Anhaltspunkt verwendet, um die zunehmende Beliebtheit von Cannabis zu erklären.

Zuletzt wurde der Rückschluss von der jugendlichen Mikro- auf die gesellschaftliche Makroebene gezogen. Durch die steigende Akzeptanz und den fortschreitenden, sich häufenden Konsum in der Jugend bleibt Cannabis nämlich keine reine „Jugenddroge“ oder ein kurzzeitiger Trend mehr – indem beim Übergang in das Erwachsenenalter zwar meist der Konsum eingestellt wird, die Verbindung durch das Erlebte jedoch bleibt, wachsen viele Generationen nach, die dem Cannabiskonsum zunehmend neutral oder gar positiv gegenüberstehen. Dies manifestiert sich in drei Prozessen: Erstens, der sich selbst verstärkenden Zunahme des Konsums durch die Entwicklungen des postmodernen Kapitalismus; zweitens, dem Herauswachsen dieser Generationen und die Mitnahme der (zumeist positiven) Erfahrungen ins Erwachsenenalter; und drittens, deren Vermittlung wiederum an ihre eigenen Kinder. Daraus wurde in einer letzten

gewagten Vorhersage die Vermutung erarbeitet, dass der Trend zum zunehmenden Cannabiskonsum in Deutschland eher vorerst weiter steigen als dauerhaft abnehmen wird. Spätestens bei einer, vermutlich sehr bald anstehenden, Legalisierung werden dann die entsprechenden Umgangsformen durch Legislative, Exekutive und Judikative sowie vor allem auch der Pädagogik, Psychologie und Sozialarbeit umfassend reformiert werden müssen. Als sehr kurzgefasste Schlussfolgerung aus den bisherigen Argumenten sei an dieser Stelle noch angemerkt, dass eine Legalisierung ab dem „Moment“ (dessen Entwicklung sich durchaus über Jahre und Jahrzehnte erstrecken kann) Sinn ergibt, an dem durch sie der legale Zugang zu einer Substanz geschaffen wird, die ohnehin bereits so weit verbreitet ist, dass eine Legalisierung sie (beispielsweise durch die Verdrängung gestreckter Substanzen) sicherer werden lässt, jedoch nicht oder kaum den Zugang an sich erleichtert. Dieser Umstand scheint nach den vorliegenden Erkenntnissen gegeben zu sein. Zudem kann eine weitere Folge der beschriebenen Prozesse angenommen werden, nämlich dass sich durch eine Legalisierung eine neue Quelle von Kapital erschließen ließe, was im Kapitalismus sicherlich kein unbedeutender Faktor mit weiteren Folgen für die ganze Gesellschaft ist.

Meine Beantwortung der Frage, woher der stetige Anstieg des Cannabiskonsums kommt, basiert zwar auf einem sehr umfassenden Ausgangspunkt, bildet jedoch nur einen Aspekt der ganzen gesellschaftlichen, wirtschaftlichen, politischen und anders gearteten Umstände ab. Natürlich nimmt der Postkapitalismus in dieser Epoche eine entscheidende Rolle ein, doch sind auch weitere Aspekte wie zunehmende Informationsverbreitung über Cannabis, Lobbyismus und politische Weichenstellungen in anderen Ländern der Welt in ihren Wechselwirkungen zu- und untereinander keinesfalls zu unterschätzen. Die vorliegende Arbeit verpackt dies alles zwar in eine Analyse des Zeitgeistes, kann jedoch in ihrem begrenzten Umfang nicht auf die prägenden und relevanten Stärken dieser Zusammenhänge und schon gar nicht auf weitere von außen und im Inneren wirkenden Effekte eingehen. Dafür bedarf es einer viel umfassenderen, interdisziplinären Gesellschaftsanalyse auf der Basis eines wissenschaftlich ausgearbeiteten Mehrfaktorenmodells. Ob Cannabis nun bereits „die neue Gesellschaftsdroge“ ist, lässt sich so statistisch (noch) nicht belegen (und vor allem definieren). Selbst in den jüngeren Altersgruppen ist die am häufigsten konsumierte Substanz noch immer Alkohol, auch wenn die am häufigsten (noch) illegal konsumierte Substanz Cannabis ist, und das seit Jahren und mit steigendem Tempo. Ob der Konsum nach einer Legalisierung durch diese noch stärker steigt, ist, wie gezeigt wurde, zweifelhaft. Und ob Cannabis dann „die neue Jugenddroge“ wird, bleibt eine Frage der zukünftigen Forschung. Der aktuelle Trend weist zumindest in diese Richtung. Natürlich können auch gesellschaftliche „Gegebenheiten“ nie als statisch bezeichnet werden. Der hier beschriebene

Prozess wurde jedoch nur im kleinen Rahmen und anhand einiger konkreter Beispiele beschrieben, um die Grundstimmung einzufangen und damit eine konkrete Ausgangslage beschreiben zu können. Selbstverständlich sind die aktuellen Entwicklungen wesentlich vielschichtiger und komplexer, jedoch mussten sie im hier vorliegenden Rahmen entsprechend vereinfacht und veranschaulicht werden. Als eine Schwäche der Arbeit könnte allerdings angebracht werden, dass die zeitliche Komponente – sowohl bei der Bestimmung des Jugendalters als auch beim postmodernen Kapitalismus – an keinem Punkt ganz klar bestimmt wurde. Natürlich würde diese eine präzisere wissenschaftliche Beobachtung ermöglichen; bei den beschriebenen mikro- und makrotechnischen gesellschaftlichen Entwicklungen bietet sich dies jedoch nur im sehr begrenzten Rahmen an und würde die Beobachtungen eher zu stark eingrenzen und schwächen. Dennoch sollte zu den genaueren zeitlichen Umständen noch weitere Forschung betrieben werden und darauf aufbauend vor allem konkrete politische bzw. soziale und sozialpsychologische Maßnahmen folgen. Hervorzuheben ist bei dieser Arbeit zudem, dass es nicht deren Aufgabe war, Aufklärung über Risiken des Cannabiskonsums zu üben, sondern den Konsum – nicht den Missbrauch – lediglich von außen in seinen Funktionen, Umständen und Zielsetzungen zu betrachten. Was nun noch offen bleibt, ist der weiterführende wissenschaftliche Umgang mit diesem Thema. Eine der Fragen, die sich aufgrund dieser Erkenntnisse stellt, ist, inwieweit ein Eingriff in die Ausübungen der Funktionen des jugendlichen Cannabiskonsums vernünftig und zu rechtfertigen ist, so wie es aktuell die Aufgabe der Strafverfolgung ist und in Zukunft eventuelle Verkaufs- und Konsumbeschränkungen von Cannabis betreffen wird. Dies hat Folgen für den pädagogischen, psychologischen sowie politischen Umgang mit Substanz und Konsument und sollte auch in künftigen wissenschaftlichen Arbeiten berücksichtigt werden. Außerdem sollte, wie bereits erwähnt, die Coronakrise im Zusammenhang mit dieser Thematik eingehend untersucht werden. Auch stellt sich die Frage, wie eventuelle Entwicklungen auf der Makroebene oben links in der Zukunft aussehen und wie sie die beschriebenen Phänomene beeinflussen, umlenken, stärken oder abschwächen. Des Weiteren wäre eine Betrachtung von Konsumunterschieden zwischen den Geschlechtern interessant – in den Studien zur Konsumhäufigkeit wurden ja bereits Differenzen zwischen Männern und Frauen ersichtlich. Wie unterschiedlich wird Cannabis in diesem Kontext gesehen und verwendet? Gibt es verschieden starke Einflüsse von Anomie auf die Geschlechter, z.B. fühlen Frauen sich eventuell vergleichsweise gestresster durch ihre biologisch eingeschränkten Möglichkeiten der Familienplanung?

Auch der gesellschaftliche bzw. pädagogische Umgang wirft neue Fragen auf: Wenn beim Konsum das Rauscherleben im Fokus steht, existiert er zwar systemunabhängig, jedoch kann er in

seinen Ausprägungen und Folgen ganz unterschiedlich ausgestaltet sein. Stellen denn die beschriebenen Änderungen eine Problematik für die Gesellschaft und ihre Individuen dar? Sollte, auch im Hinblick auf fortschreitende politische Entwicklungen, anders mit den Konsumenten umgegangen werden? Wie aussichtsreich ist Prävention, vor allem die aktuell vorherrschende Form von Prävention, wenn die Ursachen des Konsums (und der Konsumentgleisung) in den fundamentalen sozialen Strukturen liegen? Wie sinnvoll ist es vor dem Hintergrund der hier herausgearbeiteten Erkenntnisse noch, bei Prävention an den Individuen anzusetzen und sollte dann nicht eher viel weitreichender über missgünstige Ausprägungen der Sozialstruktur nachgedacht werden? Darüber ließen sich noch viele weitere Arbeiten schreiben, die den Blick von Cannabis weg auf die Gesamtgesellschaft richten müssten. Es zeigt sich also einmal mehr, dass der Fokus auf eine Substanz zwar zur Ursachenklärung beitragen kann, jedoch mit fortlaufender Erkenntnisgewinnung immer weniger zielführend ist hinsichtlich des Umgangs mit dadurch auftretenden umfassenderen Fragestellungen. Ein erster Eindruck davon wird im Nachwort vermittelt.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass Cannabis in seiner Wirkungsweise eine nahezu logisch erscheinende Folge aus den gesellschaftlichen Umständen des postmodernen Kapitalismus darstellt. Dieser Wirkungszusammenhang wurde in dieser Arbeit erstmals aufgezeigt und bildet ein soziologisches Grundgerüst für die Erklärung, dass der Konsum bei gleichbleibender gesellschaftlicher Grundstimmung auch weiterhin steigen wird, und zwar nahezu unabhängig von kleineren, auch konsumspezifischen politischen Veränderungen. Fakt ist auch, dass Befürworter wie auch Gegner einer Legalisierung von Cannabis sich nahezu durchweg einig zu sein scheinen, dass der Jugendschutz beim Konsum gewährleistet sein muss. Sie unterscheiden sich jedoch in der Ansicht zur Lösung dieser Problemstellung und auch im Gegensatz zur Wissenschaft, die teilweise sogar den Konsum unter Jugendlichen nicht einmal ablehnt, sondern ihn lediglich zwar kritisch betrachtet, vorwiegend aus gesundheitlicher Sicht, ihn jedoch zugleich als unvermeidbar ansieht, und zwar sowohl wenn Cannabis legal wird als auch solange es illegal ist. In jedem Fall sollte daraus geschlossen werden, dass dieses Thema zwar sehr spalten und polarisieren kann, jedoch definitiv der Fokus auf die Gesundheit von Konsumenten und Nicht-Konsumenten gelegt werden sollte. Dies ist nur möglich, wenn Konsumenten nicht verurteilt werden, sodass mit ihnen auf Augenhöhe kommuniziert werden und im Falle der Notwendigkeit geholfen werden kann. Dadurch ergäbe sich auch erst eine mögliche gewinnbringende Prävention für Nicht-Konsumenten und Einsteiger. Fest steht, dass jemand, der konsumieren möchte, dies auch tun kann – nahezu unabhängig von gesetzlichen Ge- und Verboten, wohl aber in der weiteren Entwicklung unter dem Einfluss der Akzeptanz oder eben Stigmatisierung

von außen. Gerade Jugendliche benötigen in der heutigen Zeit der Verunsicherung ein besonderes Verständnis, auch in ihrem Konsumverhalten, anstelle von Ablehnung, Vorurteilen, Halbwissen und Kriminalisierung. Dies kann die Zukunft ganzer Generationen verändern und prägen.

Nachwort: Was sich aus den typischen erwartbaren Konsumverläufen schließen lässt. Zukunftsperspektiven und Handlungsempfehlungen

Zu guter Letzt sollte, um der anfangs angeschnittenen öffentlichen Soziologie nach diesem Bombardement an Input gerecht zu werden, der Bogen zurückgeschlagen werden zu den Themen Praxis, Öffentlichkeit und Politik. Selbst mit einer noch so akzeptanzorientierten Sicht auf Substanzkonsum sollte nämlich das Thema der „Sucht“ als potenzielle Gefahr, vor allem mit Beginn und Prägung durch Substanzkonsum im Jugendalter, nicht vernachlässigt werden. Wie kann präventiv vorgegangen werden? Was ist „Sucht“ überhaupt? Und was könnte nach den bisher getroffenen Erkenntnissen eine Lösungsrichtung sein? Mit Bezug auf die Überschrift soll angemerkt werden, dass Sucht zwar keinen typisch zu erwartenden Konsumverlauf darstellt, jedoch als Möglichkeit existiert und wegen ihrer Relevanz auf jeden Fall angeschnitten und mit Handlungsempfehlungen verknüpft werden sollte.

Sucht

Der Suchtbegriff soll nur kurz in Abgrenzung zum hier verwendeten Begriff des Gebrauchs angeschnitten werden. Die Definitionen von Sucht sind je nach Fachbereich, sei es Psychologie, Pharmakologie, Soziale Arbeit oder auch im Allgemeinverständnis der Gesellschaft gesehen, immer unterschiedlich – und auch zeitlich immer wieder verschoben, denn der Suchtbegriff existiert nicht „schon immer“. (Schmidt-Semisch, 2010, pp. 143–144) Wenn der Rausch als Bedürfnis des Menschen wie zuvor erwähnt also biologisch unvermeidbar ist – wie oft braucht er ihn dann, ab wann wird es schädlich und ab wann krankhaft im Sinne von „entgleist“? Um ein etwaiges Suchtpotential einschätzen zu können, ist es vorerst wichtig, den Suchtbegriff näher zu definieren, denn eine psychotrope Substanz allein macht nicht süchtig (Furlan, Sandoval, Mailis-Gagnon, & Tunks, 2006). Schließlich spielen nicht nur biologische, toxikologische, neurologische, kognitive, psychologische und soziale Faktoren bei einer solchen Entwicklung eine entscheidende Rolle – der allgemein als „Sucht“ bekannte Zustand, der ohnehin aus aktuellster wissenschaftlicher Sicht gar nicht als solcher, sondern als Entwicklung gesehen werden sollte (Dollinger, 2005b), ist nach neuesten Erkenntnissen keineswegs mehr auf ein Krankheitsbild als solches herunterzubrechen, sondern sollte viel umfassender betrachtet werden. Immerhin befassen sich geringfügig weiter entwickelte Definitionen bereits mit dem Umfeld, den Umständen und hinführenden Ereignissen und Gegebenheiten im Leben eines Menschen, die diese als Krankheit angesehenen Verhaltensmuster festigen (z.B. Lettieri & Welz, 1983). Denn letzt-

lich ist dieses, wie es hier ab nun genannt werden wird, Substanzgebrauchsproblem, nichts anderes als das – ein gefestigtes Verhaltensmuster (Harten, 1991). Heutzutage wird unter den gängigen „Symptomen“ des „Krankheitsbildes Sucht“ immer häufiger ein Mangel gesehen, der bestimmten Mustern folgt. Es geht also mehr um die Wechselwirkung der Substanz zum Menschen als rein um die Substanz oder ihre Wirkung an sich oder gar nur Prozesse im menschlichen Gehirn, die ihn zu einem „Süchtigen“ machen. (Peele & Brodsky, 1992) Zusammenfassend bedeutet das also, dass, wie der Konsum selbst auch, ein als schädlich empfundener Substanzkonsum nicht durch von außen festgelegte Variablen festgestellt werden sollte, sondern vor dem Hintergrund des jeweils betroffenen Subjekts und seiner Lebensumstände.⁴⁰

Konsumkompetenz

Als eine grundlegende Voraussetzung für einen auch dauerhaft verantwortungsvollen Umgang mit Substanzkonsum wird in der Fachliteratur seit ein paar Jahren die „Konsumkompetenz“ gehandelt. Darunter wird Folgendes verstanden: „Konsumkompetenz stärken, um Chronifizierungen vorzubeugen, bedeutet aus wissenschaftlicher Sicht, den Prozess der Risiko- und damit Lebenskompetenzen in den Settings zu beachten und zu fördern [...]. Ebenso schließt es das Erlangen in der Fähigkeit zu einem gesundheitsverträglichen Umgang nach einer problematischen Konsumphase mit ein, indem z. B. nach einer Drogentherapie notwendige Fähigkeiten zur Aufrechterhaltung von Abstinenz oder zum kontrollierten Konsum erlernt werden.“ (Stöver, 2019b) Und: „Danach sollten die Konsumierenden um die Wirkungen wissen, um eigene körperliche und seelische Verfassungen, um Anlässe, Regeln und Grenzen sowie die Förderung von Risikominimierung besser reflektieren zu können. Dies gilt auch für die Förderung der Fähigkeit zur Punktabstinenz, d.h. den gezielten zeitweisen Verzicht in bestimmten Lebenslagen/-situationen. Ein Beispiel ist der Verzicht auf Drogen im Straßenverkehr oder am Arbeitsplatz. Auch „Sicherer Gebrauch“ (Safer Use) ist ein Bestandteil der Konsumkompetenz. (Stöver, 2016) Dies Aufklärung darüber sollte vor dem Hintergrund eines altersspezifischen Substanzgebrauchs (in der Jugend vor allem Cannabis, im mittleren Alter verstärkt Alkohol und im Alter riskanter Medikamentenkonsum) geschehen.

Auch hierbei sollte jedoch berücksichtigt werden, dass die Kenntnis der eigenen Grenzen, gerade unter Jugendlichen, nicht bedeutet, dass diese Grenzen auch „eingehalten“ werden: Wie gezeigt wurde, wird gerade im Jugendalter des Rauscherlebens wegen konsumiert und nicht

⁴⁰ Wegen dieser schwer fassbaren Definition habe ich den Begriff in der gesamten Arbeit meist in Anführungszeichen gesetzt; da er eben häufig verwendet, aber meist unterschiedlich gemeint ist.

etwa, weil bspw. der Wein schmeckt oder Cannabis gut riecht. Auch Grenzüberschreitungen sind demnach ein Teil von Konsumkompetenz, ebenso wie eine potenzielle Ausweitung der konsumierten Substanzen, wenn der Kompetenzprozess bei einer Substanz abgeschlossen ist und man neue Dinge erkunden möchte. Ebenso ist fraglich, wie sich das Verhalten Jugendlicher ändern kann, wenn ihnen das Erlernen einer Konsumkompetenz zugestanden wird. Zur Beantwortung dieser Frage und einem geeigneten Umgang damit bedarf es weiterer Erkenntnisse aus der Forschung und der praktischen Pädagogik und Psychologie.

Love and addiction

Ein weiterer Punkt, der in diesem Zusammenhang angesprochen werden sollte, ist quasi eine zusätzliche Folgerung aus den bisherigen Erkenntnissen. Dazu muss vorerst die Frage gestellt werden, wie es so weit kommen konnte, dass Menschen sich derart entwurzelt fühlen und zunehmend Zuflucht in psychoaktiv geschaffenen Welten suchen. Was fehlt ihnen? Zahlreiche Wissenschaftler hatten darauf schon Jahrzehnte vor der Entdeckung dieser Zusammenhänge eine Antwort parat, wenn auch im Zusammenhang mit – mal wieder – der Suchtforschung: Es fehlt, im weitesten Sinne, an Liebe. Unter dem Titel „Love and addiction“ schrieb Stanton Peele bereits 1975 ein herausragendes Werk über die Zusammenhänge von Liebesentzug und Substanzmissbrauch. Aspekte davon verarbeitete er in weiteren Werken. Er schloss: Liebe wird in der heutigen Gesellschaft als Lebensziel gesehen, als transzendente Erfahrung und Statuspassagerfahrung in die Erwachsenenwelt. (Peele, 1983, p. 104) Er sieht die sozialpsychologische Sicht als wichtig an und mit ihr Fragen danach, wie die Menschen sind, wie sie so geworden sind, wie sie denken und fühlen und welcher Druck aus der Umwelt auf sie wirkt. (Peele, 1983, p. 83) Zudem vergleicht er unter anderem Alkohol und Cannabis mit einem Ersatz für eine romantische Beziehung (Peele, 1983, p. 91) und sieht Liebe als das Gegenteil zu Sucht. (Peele, 1983, p. 102) Denn: Verlangen und Rückfall haben mehr mit subjektiven Faktoren wie Gefühlen und Glaubenssätzen zu tun als mit chemischen Vorgängen im Gehirn oder der Suchtgeschichte einer Person. Es gibt keinen verlässlichen Indikator für „Sucht“. (Peele, 1985) Natürlich gibt es heute mehr Forschung dazu und die Prozesse sind unter anderem biochemisch begründet. Dennoch verhält es sich hierbei wie bei anderen körperlichen und psychischen Prozessen auch – die Frage bleibt, wodurch diese ausgelöst und verstärkt werden. Demnach ist „Sucht“ der Versuch eines Ausgleichens fehlender Liebe – und nicht durch Wegstoßen der Betroffenen, „denn er lernt es erst, wenn er ganz unten ist“, hilft man ihm, sondern durch liebevolles Annehmen und Unterstützen. Auch wenn das jahrzehntelang als Todsünde in der Sozialarbeit und im

Umgang mit Süchtigen galt, da es „suchtunterstützend“ sei (Rennert, 2012), sollte dies der „neue“ Weg zu einer Reintegration von Süchtigen und einem maßvollen Konsum von psychotropen Substanzen jeglicher Art sein: Akzeptanz, Begleitung und Unterstützung selbstbestimmter Individuen, die zu jedem Zeitpunkt einen respektvollen Umgang verdient haben und ihn manchmal mehr brauchen als stabile Ottonormalverbraucher in der Mitte der Gesellschaft.

Der wissenschaftliche und politische Trend geht heutzutage langsam in Richtung akzeptanzorientiertes Arbeiten, Entstigmatisierung illegaler Drogen und Reformierung des Suchtbegriffs. Dahinter steht, selten zitiert, doch im Grunde das ausformulierte Feindbild der letzten Jahrzehnte und der Grundstein des Wandels, „Love and addiction“. Auch im Wissenschaftsjournalismus und der sozialpsychologischen Forschung wird dieser Ansatz immer populärer und dringt bis auf deutsche Bestsellerlisten vor: Die bekanntesten Beispiele dazu sind Gabor Matés „Im Reich der hungrigen Geister: Auf Tuchfühlung mit der Sucht - Stimmen aus Forschung, Praxis und Gesellschaft“ („Addiction is always a poor substitute for love.“ (Maté, 2018, p. 247)) und Johann Haris „Drogen: Die Geschichte eines langen Krieges“.

Umgang

Welcher Umgang mit Konsumenten ist also sinnvoll vor dem Hintergrund dieser Erkenntnisse im Hinblick auf Akzeptanz, deren Grenzen, Unterstützung, Hilfen und Vorsorge? Lange Zeit wurde erstens jeder Konsument illegaler Substanzen geächtet und als Süchtiger abgestempelt und zweitens ihm jegliche Konsumkompetenz abgesprochen. Heute gibt es die Möglichkeit, diese Fehler zu erkennen und auszugleichen. Denn jeder Mensch trägt in sich die Möglichkeit zur Konsumkompetenz, egal ob diese zur bestmöglichen Passung zum Individuum letztlich in Abstinenz, geplantem oder spontanem Konsum gipfelt. Und, dass die „bestrafende Heilung“ bei Personen mit Substanzgebrauchsproblemen in den letzten Jahrzehnten mehr Schaden als Nutzen angerichtet hat, lässt sich anhand der genannten Lektüre mehr als deutlich nachzeichnen. (Hari, 2019; Maté, 2018) Meiner Ansicht nach ließe sich ein geeigneter Umgang mit problematischem Konsum also in drei Kategorien zusammenfassen:

fokussiertere Akzeptanz – zielgerichteter Hilfe bei Bedarf – fruchtbarere Prävention ohne Drängen auf Abstinenz

Wie könnte das konkret aussehen? Im Großen und Ganzen bezieht dieser sich auf das Love-and-addiction-Konzept als Gegenbewegung zur anomischen Stimmung der Gesellschaft.

Daraus entsteht ein Plädoyer für einen menschlicheren, entstigmatisierenden, akzeptierenden Umgang mit Substanzkonsum.

Hier sehen sich Soziologie, Soziale Arbeit sowie Pädagogik mit ähnlichen Problemstellungen konfrontiert: „Pädagogik befasst sich mit dem Thema Drogen fast ausschließlich unter dem Gesichtspunkt der Drogengefahren und nimmt fast keinen Bezug auf die bestehenden Drogenkulturen als funktionierende soziale Strukturen und dem Hinweinwachsen in diese Strukturen als ‚normale‘ Drogensozialisation. Dieser defizitorientierte Ansatz engt die Möglichkeiten der Pädagogik, mit Heranwachsenden über ihren Konsum ins Gespräch zu kommen, stark ein und mag einer der Gründe für die Hilflosigkeit sein, mit der PädagogInnen dem Drogenkonsum Jugendlicher oft begegnen.“ (Wieland, 1997) Die Folgen sind selbsterklärend, denn sobald Jugendliche merken, dass sie nach dem Konsumieren nicht, drastisch gesagt, „unter der Brücke landen“, verlieren diese Warnungen rapide an Bedeutung – doch solange nicht zugleich safer use beigebracht wurde, werden sie demnach nicht nur berechtigterweise unvorsichtig, sondern es kann dann tatsächlich schwerwiegendere Folgen haben.

Allzu oft werden von Seiten der Politik tiefgreifendere Präventionsmaßnahmen gegen eine Suchtgefährdung durch Cannabis gefordert. Dies impliziert nahezu selbstverständlich eine Verhinderung des Cannabiskonsums von Jugendlichen, wie unter anderem in Papieren der BzgA zu lesen ist: „Aus präventiver Sicht ist es daher von Bedeutung, den Einstieg in den Cannabiskonsum zu verhindern und den Ausstieg zu fördern.“ (Orth & Merkel, 2019, p. 9) Wie jedoch von wissenschaftlicher Seite her eindringlich zu vernehmen ist, was in der Politik nur allzu gern überhört wird, ist die Tatsache, dass reine Abstinenz weder zielführend noch realistisch ist. Beim Cannabiskonsum Jugendlicher ist nämlich der wichtigste Aspekt das Rauscherleben – das in allen Präventionsprogrammen der Bundesregierung schlechtgeredet wird und verhindert werden soll. Wie aber sollen Jugendliche erreicht und für Risikoverhalten sensibilisiert werden, wenn ihnen der Genuss am Rauscherleben abgesprochen, das Grenzüberschreiten verhindert und eine eigene Verantwortung abgesprochen wird? Natürlich ist kein Konsum jedweder außerkörperlichen Substanz absolut gefahrlos oder gar gesund, gerade für jugendliche Körper inmitten einer langfristig relevanten Entwicklungsphase. Eine Verhinderung des Konsums ist jedoch nahezu unmöglich, angesichts der Entwicklungsaufgaben auch nicht sinnvoll und im schlimmsten Falle gar kontraproduktiv, wenn die Jugendlichen sich in ihrem Konsumverhalten von den Erwachsenen abwenden und Hilfsangebote ablehnen. Umso wichtiger ist es, sie in dieser Phase beschützend zu begleiten –

dies funktioniert jedoch nicht durch erhobene Zeigefinger, sondern lässt sich am besten in zwei Stufen realisieren:

1. Beschützende Begleitung eines sicheren Konsums (Stichwort Safer Use)

Dazu gehört eine sachliche, realistische Aufklärung über die Risiken des gemäßigten Konsums, Bereitstellung sicherer Räume, Zugang zu ausreichend Nahrung, Trinkwasser und gerade im Winter warmen Räumlichkeiten, Sicherstellung einer geeigneten Quelle der Konsummittel sowie der Erreichbarkeit eines oder mehrerer Erwachsener, denen die Jugendlichen vertrauen. Wichtig ist jedoch hier vor allem auch eine Grenze, ab der Konsumenten alleine gelassen werden – denn genau darum geht es bei der Entwicklung einer Konsumkompetenz bei Jugendlichen: Eigenverantwortung zu lernen und Grenzen auszutesten, eben *ohne* die ganze Zeit beaufsichtigt zu werden.

2. Aufklärung, Bewusstmachung und Achtsamkeit bezüglich sich häufenden Konsumverhaltens

Diese Stufe kann erst aufbauend auf die erste vollzogen werden! Allzu oft wird damit angefangen, bevor überhaupt eine gemeinsame Gesprächs- und Vertrauensbasis zwischen den Jugendlichen und ihren Mentoren, seien es Eltern, Lehrer, Freunde, Sozialarbeiter, Politiker oder sonstwer, besteht. Wenn jedoch über die Möglichkeiten der Entgleisung übermäßig häufigen regelmäßigen Konsums gesprochen werden soll, muss dies mit einer Beobachtung, Bewusstmachung und regelmäßigen Überprüfung des eigenen (!) Konsums durch die Jugendlichen einhergehen – und dazu bedarf es Vergleichswerten, Bereitschaft zur Beobachtung, Feedback und ehrlicher Gespräche mit außenstehenden Beobachtern, die das Verhalten der Person nicht strafend verurteilen.

Ziel einer gewinnbringenden Präventionsarbeit sollte es also nicht sein, das Rauscherleben der Jugendlichen zu verhindern, sondern es lang- sowie kurzfristig sicher zu gestalten – dass Jugendliche sich dann aus eigenem Antrieb gegen den Konsum mancher Substanzen entscheiden können, ist vollkommen realistisch sowie wesentlich nachhaltiger, als wenn dies durch Druck geschieht.

Corona

Zuletzt sei noch ein Kommentar zu einem Thema gestattet, das im Zeitraum der Entstehung und zum Zeitpunkt der Abgabe dieser Arbeit das öffentliche und private Leben in Deutschland und der Welt bestimmt (hat): Das Coronavirus und die daraus folgenden politischen Maßnahmen. Neben wirtschaftlichen Zusammenhängen sind auch psychische und soziale Belastungen im Zusammenhang mit diesem Thema nicht zu unterschätzen. In erster Linie hat sich dadurch natürlich die gesellschaftliche Stimmung verändert. Die Coronamaßnahmen werden auf lange Sicht schwerwiegende gesellschaftliche Folgen haben, wie sich jetzt bereits abzeichnen lässt. „Erstmal ist von einer sozialen Rezession die Rede. Von einer Vereinsamung in corpore, die es so noch nie gegeben hat.“ (Kinnert & Bielefeld, 2021, p. 51) Und wen traf das am schlimmsten? Die Jugend. Denn besonders einsam fühlten sich während der Kontaktbeschränkungen Befragte unter 30 Jahren. Auch stieg während des Lockdowns die durchschnittliche Depressions- und Angstsymptomatik unter jungen Menschen am stärksten (Kinnert & Bielefeld, 2021, p. 154); vermutlich, da sie vor dieser Zeit ein besonders aktives Sozialleben und großes Umfeld hatten. (Kinnert & Bielefeld, 2021, p. 155) Zudem deuten erste Studien aus Deutschland auf steigende psychische und psychosomatische Probleme unter Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen hin. (Ravens-Sieberer et al., 2020) Besonders Jugendliche leiden in der Pandemie – bereits im ersten Lockdown gab es mehr als eine Verdopplung der Depressionsdiagnosen im Vergleich zum Vorjahr (und dies kann sicher nicht einfach auf eine generell erhöhte Diagnoseanzahl zurückgeführt werden, im Gegenteil); 36% der Jugendlichen fühlten sich im Vergleich zum Vorjahr bereits damals einsamer; Lebensqualität und psychisches Wohlbefinden sanken, während die Angst vor der Zukunft signifikant anstieg. Die langfristigen Folgen der Einschränkungen für Jugendliche sind nur ansatzweise abzuschätzen und bergen verschiedenste Risiken in unermesslichen Maßen für die ganze Gesellschaft. (Walper, Reim, Schunke, Berngruber, & Alt, 2021, pp. 13–20)

Dies hat dem hier verwendeten Modell zufolge in Zukunft spürbare Auswirkungen auf den Substanzkonsum Jugendlicher. Auch den Substanzkonsum bereits während der Pandemie hat dieser historische gesellschaftliche Wandel natürlich nicht unberührt gelassen. Circa ein Drittel der Befragten einer Online-Umfrage hatte während der ersten Phase der Pandemie mit zunehmender Dauer der politischen Einschränkungen ihren Konsum erhöht, nur ein Sechstel hatte ihn reduziert. Währenddessen nahm die Hälfte keine Beschaffungsschwierigkeiten wahr, die restlichen bemerkten leichte Verteuerungen und eine schwerere Verfügbarkeit. (Werse, 2020, p. 0) Im Laufe der Jahre hat sich der Handel auch wieder normalisiert, wie gezeigt wurde

(Kap. 6.2). Aus den USA sind zudem bereits Zusammenhänge zwischen den Auswirkungen der Lockdowns und Substanzkonsum bekannt: Bei Befragten, deren Einsamkeit seit deren Beginn gestiegen war, stieg ebenfalls der Konsum sowie Angstgefühle, Depressionen und die Abnahme eines Verbundenheitsgefühls. (Horigian, Schmidt, & Feaster, 2021) Diese ersten Ergebnisse liefern vor allem Hinweise auf Korrelationen ohne sichere Erkenntnisse zu Ursache-Wirkungs-Zusammenhängen. Dass die Pandemie jedoch am Anfang einer solchen Ereigniskette steht, sollte auch ohne Studien dazu unbestreitbar sein, ebenso wie die Tatsache, dass aus dieser die genannten psychischen Probleme auch ohne Substanzkonsum entstehen würden. Demnach kann eine Änderung des Substanzkonsums eine Folge der Pandemiemaßnahmen sein. Vom UNODC besteht zudem in seinem „Weltdrogenbericht“ die Warnung, dass sich weltweit Ungleichheit, Armut und psychische Probleme jahrelang verschlimmern werden, was Substanzkonsum fördern wird. (UNODC United Nations Office Drugs and Crime, 2021)

Zusammenfassend lässt sich sagen: Vermutlich halfen die Maßnahmen zur Verminderung höherer Todeszahlen. Sicherlich haben sie jedoch immensen und nachhaltigen gesellschaftlichen Schaden bewirkt. Wie schwerwiegend dieser Schaden sich auf die Jugend auswirkt, ist selbst nach zwei Jahren der allgemeinen Verunsicherung nur ansatzweise zu erahnen. Da über die Zeitspanne der Entstehung der vorliegenden Arbeit noch keine stichhaltigen Langzeitstudien zu den hier genannten Faktoren unter dem Einfluss der Coronakrise zur Verfügung standen und zudem die Einbindung dieses Themas den Rahmen hier komplett gesprengt hätte, schneide ich dieses Thema hier nur am Rande an. Gewiss gab es bereits den einen oder anderen Befund (s.o.); diese Ergebnisse deuten zudem in die Richtung, dass die hier beschriebenen Prozesse sogar noch verstärkt werden. Vor diesem Hintergrund lasse ich den kurzen Exkurs hier so stehen und empfehle die weitere Forschung daran der künftigen Wissenschaft. Vor diesem Hintergrund einer noch nie dagewesenen Veränderung gesellschaftlicher Verhältnisse in den aktuellen Zusammenhängen halte ich es für umso wichtiger, den Jugendlichen Vertrauen, Liebe und Verständnis entgegenzubringen und sie in ihrer Konsumkompetenz zu stärken. Nur so kann auf lange Sicht eine ganze Gesellschaft auf den Weg in eine vernunftbasierte, gesunde und genussvolle Konsumkultur geführt werden.

Reference List

- Altwater, E. (2014). *Weil Kapitalismus sich ändern muss: Im Gespräch mit Hartmut Rosa, Stephan Lessenich, Margrit Kennedy, Theo Waigel*. Wiesbaden: Springer VS.
- Anhorn, R. (2002). Jugend - Abweichung - Drogen: Zur Konstruktion eines sozialen Problems. In Bettinger, F., Mansfeld C., Jansen M. (Ed.), *Gefährdete Jugendliche?* (pp. 47–74). VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- ARTE (2021). *CBD - Rauschlos glücklich?* Retrieved March 08, 2022, from <https://youtu.be/EgHQFktI49U>.
- Atzendorf, J., Rauschert, C., Seitz, N. N., Lochbühler, K., & Kraus, L. (2019). Gebrauch von Alkohol, Tabak, illegalen Drogen und Medikamenten. *Deutsches Ärzteblatt*, 116(35-36), 577–584.
- Bachinger, K., & Matis, H. (2009). *Entwicklungsdimensionen des Kapitalismus: Klassische sozioökonomische Konzeptionen und Analysen* (1. Aufl., Vol. 3074). Köln, Stuttgart: Böhlau; UTB GmbH.
- Bahrtdt, H.-P. (2013). Autobiographische Methoden. Lebensverlaufforschung und Soziologie. In W. Voges (Ed.), *Biographie und Gesellschaft: Vol. 1. Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung* (pp. 77–86). Springer-Verlag.
- Becker, H. S. (2003). The politics of presentation: Goffman and total institutions. *Symbolic Interaction*, 26(4), 659–669.
- Becker, H. S., Dellwing, M., Abermeit, V., & Plessner, M. (2014). *Außenseiter: Zur Soziologie abweichenden Verhaltens* (2. Aufl.). *Neue Bibliothek der Sozialwissenschaften*. Wiesbaden: Springer VS.
- Berger, M., & Klars, M. (2020). *Hanfl!: Cannabis - als Heilmittel Nutzpflanze Genusskraut*. Aarau, München: AT Verlag.
- Blätter, A. (1993). Der erlernte Rausch. Die Funktionen des Cannabiskonsums auf Jamaika und in Deutschland. In *Yearbook for Ethnomedicine and the Study of Consciousness* (pp. 117–132). Berlin: Verlag für Wissenschaft und Bildung.
- Bochnik, H.-J. Sucht und Freiheit - Persönliche und gesellschaftliche Freiheiten als Suchtbedingungen. In W. Keup (Ed.), *Sucht als Symptom. 2. Wissenschaftliches Symposium der Deutschen Hauptstelle gegen die Suchtgefahren* (pp. 122–129). Bad Kissingen.
- Bosch, G. (2012). *Prekäre Beschäftigung und Neuordnung am Arbeitsmarkt: Expertise im Auftrag der Industriegewerkschaft Metall*. Duisburg: Institut Arbeit und Qualifikation.
- Bosch, G., & Weinkopf, C. (Eds.) (2007). *Arbeiten für wenig Geld: Niedriglohnbeschäftigung in Deutschland*. Frankfurt, New York: Campus.
- Bourdieu, P. (1986). The forms of capital. In J. Richardson (Ed.), *Handbook of Theory and Research for the Sociology of Education* (pp. 241–258). Westport: Greenwood.
- Branchenverband Cannabiswirtschaft e. V. (2021). *Branchenverband Cannabiswirtschaft e. V.* Retrieved August 02, 2021, from <https://start.cannabiswirtschaft.de/>.
- Braun, K.-H., & Gekeler, G. (2011). Drogenarbeit: Fallstudien, subjektive Widerspruchsverhältnisse, Handlungsstrategien. In K. Weber (Ed.), *Texte Kritische Psychologie. Sucht* (pp. 34–84). Hamburg: Argument Verlag.
- Brunner, S. (2004). *Der Zusammenhang zwischen Musik- und Drogenkonsum im Freizeitverhalten junger Erwachsener*. München: GRIN.

- Bude, H. (2008). *Die Ausgeschlossenen: Das Ende vom Traum einer gerechten Gesellschaft* (4. Aufl.). München: Hanser.
- Bude, H. (2016). *Gesellschaft der Angst* (5. Auflage). Hamburg: Hamburger Edition.
- Bundesgesundheitsministerium (2021). *Gesetz „Cannabis als Medizin“ in Kraft getreten*. Retrieved August 02, 2021, from <https://www.bundesgesundheitsministerium.de/ministerium/meldungen/2017/maerz/cannabis-als-medizin-inkrafttreten.html>.
- Bundeskriminalamt (2021). Bundeslagebild Rauschgiftkriminalität 2020.
- Bundesministerium der Finanzen (2017). *Einkommensungleichheit und soziale Mobilität: Gutachten des Wissenschaftlichen Beirats* (No. 1).
- Bundesministerium für Arbeit und Soziales (2021). *Sechster Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung*.
- Bundesregierung (2021). *Bundesweite Erhebungen. Statistik zur Wohnungslosigkeit*. Retrieved December 14, 2021, from Bundesregierung: <https://www.bundesregierung.de/breg-de/suche/wohnungslose-in-deutschland-1672730>.
- Bundeszentrale für politische Bildung (2016, September 08). Kapitalismus. *Bundeszentrale für politische Bildung*. Retrieved November 11, 2021, from <https://www.bpb.de/nachschlagen/lexika/lexikon-der-wirtschaft/19938/kapitalismus>.
- Bundeszentrale für politische Bildung (2021, April 21). Postmoderne. *Bundeszentrale für politische Bildung*. Retrieved October 04, 2021, from <https://www.bpb.de/nachschlagen/lexika/politiklexikon/18054/postmoderne>.
- Burzan, N. (2008, July 30). Die Absteiger: Angst und Verunsicherung in der Mitte der Gesellschaft. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 33-34. Retrieved October 04, 2021.
- Cattacin, S., Lucas, B., & Vetter, S. (1996). *Drogenpolitische Modelle: eine vergleichende Analyse sechs europäischer Realitäten*: Seismo.
- Ciszewski, J. (2022). *Wie gefährlich ist die Freigabe von Cannabis?* from Sozialverband VDK Deutschland: https://www.vdk.de/deutschland/pages/themen/gesundheit/84018/wie_gefaehrlich_ist_die_freigabe_von_cannabis.
- Coleman, J. S. (1986). Social Theory, Social Research, and a Theory of Action. *American Journal of Sociology*, 91(6), 1309–1335.
- Coleman, J. S. (1987). Micro foundations and macrosocial behavior. In Alexander, Giesen, Münch, & Smelser (Eds.), *The Micro-Macro Link* (pp. 153–173). University of California Press.
- Commission on narcotic drugs (2008). *Making drug control 'fit for purpose': Building on the UNGASS decade*. Retrieved December 08, 2021, from https://www.unodc.org/unodc/en/commissions/CND/session/51_Session_2008/CND-51-Session_CRPs.html.
- Conzen, P. (2017). *Die bedrängte Seele: Identitätsprobleme in Zeiten der Verunsicherung* (1. Aufl.). Stuttgart: Kohlhammer Verlag.
- Degkwitz, P. (2002). Drogenkonsum/-abhängigkeit als Lebensstil und/oder Krankheit. In L. Böllinger (Ed.), *Materialien zur Sozialarbeit und Sozialpolitik. Drogenpraxis, Drogenrecht, Drogenpolitik. Handbuch für Drogenbenutzer, Eltern, Drogenberater, Ärzte und Juristen* (5th ed., pp. 20–38). Frankfurt am Main: Fachhochschulverl.

- Degkwitz, P. (2005). „Sucht “in einer „praxeologischen“ Sicht – Überlegungen zum Potential des soziologischen Ansatzes Bourdieus. In B. Dollinger (Ed.), *Studien zur qualitativen Drogenforschung und akzeptierenden Drogenarbeit: Vol. 41. Sucht als Prozess. Sozialwissenschaftliche Perspektiven für Forschung und Praxis* (pp. 63–88). Berlin: VWB Verl. für Wiss. und Bildung.
- Deutscher Hanfverband (2021). *Deutscher Hanfverband*. Retrieved August 02, 2021, from <https://hanfverband.de/>.
- Deutsches Ärzteblatt (2019). *Trends des Substanzkonsums und substanzbezogener Störungen*. Retrieved August 02, 2021, from <https://www.aerzteblatt.de/archiv/209390/Trends-des-Substanzkonsums-und-substanzbezogener-Stoerungen>.
- Deutsches Ärzteblatt (2021a). *Debatte über Legalisierung von Cannabis nimmt Fahrt auf*. Retrieved November 08, 2021, from <https://www.aerzteblatt.de/nachrichten/128146/Debatte-ueber-Legalisierung-von-Cannabis-nimmt-Fahrt-auf>.
- Deutsches Ärzteblatt (2021b). *Freigabe von Cannabis unter Experten umstritten*. Retrieved November 08, 2021, from <https://www.aerzteblatt.de/nachrichten/124892/Freigabe-von-Cannabis-unter-Experten-umstritten>.
- Deutschlandfunk (2014). *Sozialer Abstieg - Im Fahrstuhl nach unten*. Retrieved October 04, 2021, from .
- Diewald, M. (2013). Lebensverlauf. In S. Mau (Ed.), *Handwörterbuch zur Gesellschaft Deutschlands* (3rd ed., pp. 552–564). Wiesbaden: Springer VS.
- Dobbs, R., Madgavkar, A., Manyika, J., Woetzel, J., Bughin, J., Labaye, E., & Kashyap, P. (2016). *Poorer than their parents? Flat or falling incomes in advanced economies: Financial times. McKinsey Global Institute analysis*.
- Dollinger, B. (2005a). Drogenkonsum als sinnhafter Bewältigungsmechanismus. Methodologische Anmerkungen zu einer neueren Forschungsperspektive. In B. Dollinger (Ed.), *Studien zur qualitativen Drogenforschung und akzeptierenden Drogenarbeit: Vol. 41. Sucht als Prozess. Sozialwissenschaftliche Perspektiven für Forschung und Praxis*. Berlin: VWB Verl. für Wiss. und Bildung.
- Dollinger, B. (Ed.) (2005b). *Studien zur qualitativen Drogenforschung und akzeptierenden Drogenarbeit: Vol. 41. Sucht als Prozess: Sozialwissenschaftliche Perspektiven für Forschung und Praxis*. Berlin: VWB Verl. für Wiss. und Bildung.
- Dollinger, B., & Schmidt-Semisch, H. (2007). Reflexive Suchtforschung: Perspektiven der sozialwissenschaftlichen Thematisierung von Drogenkonsum. In *Sozialwissenschaftliche Suchtforschung* (pp. 7–33). VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Dornes, M. (2016). *Macht der Kapitalismus depressiv?: Über seelische Gesundheit und Krankheit in modernen Gesellschaften*: S. Fischer.
- Dörre, K. (2008, July 30). Armut, Abstieg, Unsicherheit: Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts - Essay. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 33-34. Retrieved October 04, 2021.
- drugcom.de (2021a). *Cannabis*. Retrieved August 10, 2021, from <https://www.drugcom.de/drogenlexikon/buchstabe-c/cannabis/>.
- drugcom.de (2021b). *Synthetische Cannabinoide*. Retrieved August 10, 2021, from <https://www.drugcom.de/drogenlexikon/buchstabe-s/synthetische-cannabinoide/>.
- drugcom.de (2022). *Heroin*. Retrieved January 11, 2022, from <https://www.drugcom.de/drogenlexikon/buchstabe-h/heroin/>.

- Durkheim, É. (1897). *Le suicide. Étude de sociologie*. Paris: Alcan.
- Durkheim, É., & Schmidts, L. (2017). *Die elementaren Formen des religiösen Lebens*: Verlag der Weltreligionen.
- H.A.N.F. e.V (2021). *Hanf braucht eine Lobby – Hanflobby – Webseite des H.A.N.F. e.V.* Retrieved August 02, 2021, from <https://www.hanflobby.de/>.
- Ecarius, J., Berg, A., Serry, K., & Oliveras, R. (2017). *Spätmoderne Jugend - Erziehung des Beratens - Wohlbefinden*. Wiesbaden, Heidelberg: Springer VS.
- Ehrenberg, A. (2015). *Das erschöpfte Selbst: Depression und Gesellschaft in der Gegenwart* (2. Aufl.). *Campus Bibliothek*: Campus Verlag.
- Elias, N., & Scotson, J. L. (2002). *Etablierte und Außenseiter*. Sinzheim: Suhrkamp.
- EMCDDA (2011). *Jahresbericht 2011. Stand der Drogenproblematik in Europa*. Lissabon, Luxemburg: Europäische Beobachtungsstelle für Drogen und Drogensucht.
- EMCDDA (2021). *Europäischer Drogenbericht: Trends und Entwicklungen. EU-MIDIS II*. Luxembourg: Amt für Veröffentlichungen der Europäischen Union.
- Eul, J., & Stöver, H. (2012). Gebrauch und vergleichende Bewertung von Cannabis in der deutschen Bevölkerung. *Suchttherapie*, 13(04), 177–184.
- Feustel, R. (2019). Drogen als Selbstoptimierung. In R. Feustel, H. Schmidt-Semisch, & U. Bröckling (Eds.), *Handbuch Drogen in sozial-und kulturwissenschaftlicher Perspektive* (pp. 105–115). Wiesbaden: Springer VS.
- Feustel, R., Schmidt-Semisch, H., & Bröckling, U. (2019a). Drogen in sozial- und kulturwissenschaftlicher Perspektive. In R. Feustel, H. Schmidt-Semisch, & U. Bröckling (Eds.), *Handbuch Drogen in sozial-und kulturwissenschaftlicher Perspektive* (pp. 1–11). Wiesbaden: Springer VS.
- Feustel, R., Schmidt-Semisch, H., & Bröckling, U. (Eds.) (2019b). *Handbuch Drogen in sozial-und kulturwissenschaftlicher Perspektive*. Wiesbaden: Springer VS.
- Fisher, M. (2013). *Kapitalistischer Realismus ohne Alternative?: Eine Flugschrift*.
- Fisher, M. (2014a). *For now, our desire is nameless*. Retrieved January 17, 2022, from <https://www.theeuropean.de/en/mark-fisher--2/8480-is-there-an-alternative-to-capitalism>.
- Fisher, M. (2014b). *Ghosts of my life: Writings on depression, hauntology and lost futures*. Winchester, U.K: Zero Books.
- Fleming, P. (2015). *The mythology of work: How capitalism persists despite itself*. London: Pluto Press.
- Friedrichs, J. (2021). *Working Class: Warum wir Arbeit brauchen, von der wir leben können*. Berlin, München: Berlin Verlag.
- Friedrichs, J. (2002). *Drogen und soziale Arbeit. Focus Soziale Arbeit: Vol. 4*. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Frommer, J., Knüfermann, M., Krause, C., & Wittig, D. (1999). Angst und Depressivität im Ost-West-Vergleich: Eine inhaltsanalytische Studie an psychotherapeutischen Erstinterviews. In *Gewinne und Verluste sozialen Wandels* (pp. 212–221). VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Furlan, A. D., Sandoval, J. A., Mailis-Gagnon, A., & Tunks, E. (2006). Opioids for chronic noncancer pain: a meta-analysis of effectiveness and side effects. *CMAJ*, 174(11), 1589–1594, from <https://www.cmaj.ca/content/174/11/1589.short>.

- Gahr, M., Ziller, J., Keller, F., Muche, R., Preuss, U. W., & Schönfeldt-Lecuona, C. (2022). Incidence of inpatient cases with mental disorders due to use of cannabinoids in Germany: a nationwide evaluation. *European journal of public health*.
- Ganguin, S., & Niekrenz, Y. (2010). Jugend und Rausch. Rauschhaftes Erleben in jugendlichen Erfahrungswelten. In Y. Niekrenz & S. Ganguin (Eds.), *Jugend und Rausch: interdisziplinäre Zugänge zu jugendlichen Erfahrungswelten* (pp. 7–19). Beltz Juventa.
- Götz, S. (2018, December 28). Mindestlohn: Wem hat's geholfen? *Die Zeit*. Retrieved January 17, 2022, from <https://www.zeit.de/wirtschaft/2018-12/mindestlohn-gesetz-einfuehrung-bilanz-armut#der-mindestlohn-hat-nur-wenige-menschen-aus-der-armut-geholt>.
- Graeber, D. (2020). *Bullshit Jobs: Vom wahren Sinn der Arbeit*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Gross, W. (1985). *Hinter jeder Sucht ist eine Sehnsucht: Hilfen für den Umgang mit unseren Alltagsdrogen*.
- Grotenhermen, F. (Ed.) (2004a). *Cannabis und Cannabinoide: Pharmakologie, Toxikologie und therapeutisches Potenzial* (2., vollst. überarb. Aufl.). Bern: Huber.
- Grotenhermen, F. (2004b). Übersicht über die unerwünschten Nebenwirkungen von Cannabis und THC. In F. Grotenhermen (Ed.), *Cannabis und Cannabinoide. Pharmakologie, Toxikologie und therapeutisches Potenzial* (2nd ed., pp. 291–306). Bern: Huber.
- Grotenhermen, F. (2004c). Die Wirkungen von Cannabis und der Cannabinoide. In F. Grotenhermen (Ed.), *Cannabis und Cannabinoide. Pharmakologie, Toxikologie und therapeutisches Potenzial* (2nd ed., pp. 75–86). Bern: Huber.
- Günther, K. (2002). Zwischen Ermächtigung und Disziplinierung. Verantwortung im gegenwärtigen Kapitalismus. In A. Honneth (Ed.), *Frankfurter Beiträge zur Soziologie und Sozialphilosophie: Vol. 1. Befreiung aus der Mündigkeit. Paradoxien des gegenwärtigen Kapitalismus* (pp. 117–140). Frankfurt/Main: Campus-Verl.
- Haberl, T. (2020). *Die große Entzauberung: Vom trügerischen Glück des heutigen Menschen* (4. Aufl.): Random House.
- Hackauf, H. (2002). Gesundheit und Lebensstile Jugendlicher. *Bundesgesundheitsblatt - Gesundheitsforschung - Gesundheitsschutz*, 45(11), 879–884.
- Han, B., Compton, W. M., Einstein, E. B., & Volkow, N. D. (2021). Associations of Suicidality Trends With Cannabis Use as a Function of Sex and Depression Status. *JAMA Network Open*, 4(6).
- Harari, Y. N., & Neubauer, J. (2019). *Eine kurze Geschichte der Menschheit* (1. Auflage). München: DVA.
- Hari, J. (2019). *Der Welt nicht mehr verbunden: Die wahren Ursachen von Depressionen - und unerwartete Lösungen*. Köln: HarperCollins.
- Harten, R. (1991). *Normal und süchtig: Suchtprobleme in unserer Gesellschaft*. Neuland-Verlagsgesellschaft.
- Haubl, R. (2017). Die Angst in der Moderne – das Gefühl persönlich zu versagen oder sogar nutzlos zu sein. In S. Busse & K. Beer (Eds.), *SpringerLink Bücher. Modernes Leben – Leben in der Moderne* (pp. 83–100). Wiesbaden: Springer VS.
- Herer, J., & Bröckers, M. (2014). *Die Wiederentdeckung der Nutzpflanze Hanf*: Nachtschatten Verlag.
- Herwig-Lempp, J. (1994). *Von der Sucht zur Selbstbestimmung: Drogenkonsumenten als Subjekte*: Borgmann.

- Hillmann, K.-H. (1994). *Wörterbuch der Soziologie* (4., überarb. und erg. Aufl.). Kröners Taschenausgabe: Band 410. Stuttgart: Kröner.
- Hoch, E., Friemel, C. M., & Schneider, M. (Eds.) (2019). *Cannabis: Potenzial und Risiko: Eine wissenschaftliche Bestandsaufnahme*. Berlin, Heidelberg: Springer Berlin Heidelberg.
- Honneth, A. (Ed.) (2002a). *Frankfurter Beiträge zur Soziologie und Sozialphilosophie: Vol. 1. Befreiung aus der Mündigkeit: Paradoxien des gegenwärtigen Kapitalismus*. Frankfurt/Main: Campus-Verl.
- Honneth, A. (2002b). Organisierte Selbstverwirklichung. Paradoxien der Individualisierung. In A. Honneth (Ed.), *Frankfurter Beiträge zur Soziologie und Sozialphilosophie: Vol. 1. Befreiung aus der Mündigkeit. Paradoxien des gegenwärtigen Kapitalismus* (pp. 141–158). Frankfurt/Main: Campus-Verl.
- Horigian, V. E., Schmidt, R. D., & Feaster, D. J. (2021). Loneliness, Mental Health, and Substance Use among US Young Adults during COVID-19. *Journal of psychoactive drugs*, 53(1), 1–9.
- Horkheimer, M., & Adorno, T. W. (1997). Dialektik der Aufklärung. In T. W. Adorno (Ed.), *Gesammelte Schriften*. Frankfurt am Main.
- Höbelbarth, S., Schneider, J. M., & Stöver, H. (Eds.) (2013). *Kontrollierter Kontrollverlust: Jugend - Gender - Alkohol*. Frankfurt am Main: Fachhochschulverlag.
- Huinink, J. (1995). *Warum noch Familie? Zur Attraktivität von Partnerschaft und Elternschaft in unserer Gesellschaft*. Frankfurt, New York: Campus Verlag.
- Hurrelmann, K., Rosewitz, B., & Wolf, H. K. (2016). *Lebensphase Jugend: Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung* (12. Aufl.). Weinheim: Juventa-Verlag.
- Illouz, E. (2018). *Wa(h)re Gefühle: Authentizität im Konsumkapitalismus*. Berlin: Suhrkamp Verlag.
- Institute of Science, Technology and Public Policy (2021). *ISTPP: The Congressional Prevention Coalition*. Retrieved August 30, 2021, from https://istpp.org/coalition/stress_prevention.html.
- Jacobi, F., Höfler, M., Strehle, J., Mack, S., Gerschler, A., Scholl, L., et al. (2014). Psychische Störungen in der Allgemeinbevölkerung : Studie zur Gesundheit Erwachsener in Deutschland und ihr Zusatzmodul Psychische Gesundheit (DEGS1-MH) [Mental disorders in the general population : Study on the health of adults in Germany and the additional module mental health (DEGS1-MH)]. *Der Nervenarzt*, 85(1), 77–87.
- Jaeggi, R. (2019). *Entfremdung: Zur Aktualität eines sozialphilosophischen Problems* (2. Auflage). Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft: Vol. 2185. Berlin: Suhrkamp.
- Jay, M. (2011). *Emperors of Dreams: Drugs in the Nineteenth Century*: SCB Distributors.
- jetzt.de (2018). *Es geht uns viel besser als wir denken*. Retrieved November 22, 2021, from <https://www.jetzt.de/gutes-leben/martin-schroeder-ueber-sein-buch-warum-es-uns-noch-nie-so-gut-ging>.
- Kagermeier, E. (2021, October 26). Nimmt Cannabis-Konsum nach einer Legalisierung zu? Ein #Faktenfuchs. *BR24*. Retrieved November 08, 2021, from <https://www.br.de/nachrichten/deutschland-welt/nimmt-cannabis-konsum-nach-einer-legalisierung-zu-ein-fakten-fuchs,SmwP5hJ>.
- Kaiser, A. (1996). *Was erreicht die deutsche Drogenpolitik?: Eine ökonomische Analyse des illegalen Drogenmarktes*. Hochschulschriften: Vol. 27. Marburg: Metropolis-Verlag.

- Kandel, D., & Yamaguchi, K. (1993). From beer to crack: developmental patterns of drug involvement. *American Journal of Public Health*, 83(6), 851–855.
- Kandel, D. B., & Logan, J. A. (1984). Patterns of drug use from adolescence to young adulthood: I. Periods of risk for initiation, continued use, and discontinuation. *American Journal of Public Health*, 74(7), 660–666.
- Kandel, D. B. (Ed.) (1978). *Longitudinal research on drug use: Empirical findings and methodological issues*. New York: Wiley.
- Kara, S. (2021). *Psychische Folgen von Corona: „Die meisten kommen gut mit Belastungen klar“*. Retrieved November 11, 2021, from <https://www.zeit.de/2021/45/psychische-folgen-corona-krise-lockdown-diw-theresa-entringer>.
- Karachaliou, K., Seitz, N.-N., Neumeier, E., Schneider, F., Tönsmeise, C., Friedrich, M., & Pfeiffer-Gerschel, T. (2020). *Drogen. Workbook Drugs: DEUTSCHLAND. Bericht 2020 des nationalen REITOX-Knotenpunkts an die EMCDDA (Datenjahr 2019 / 2020)*. European Monitoring Centre for Drugs and Drug Addiction (EMCDDA).
- Kinnert, D., & Bielefeld, M. (2021). *Die neue Einsamkeit: Und wie wir sie als Gesellschaft überwinden können* (1. Auflage). Hamburg: Hoffmann und Campe.
- Köhler, T. (2000). *Rauschdrogen und andere psychotrope Substanzen: Formen, Wirkungen, Wirkmechanismen*. Kohlhammer Verlag.
- Kolip, P. (2000). Tabak-und Alkoholkonsum bei Jugendlichen: Entwicklungstrends, Prävalenzen und Konsummuster in den alten Bundesländern. In A. Leppin, K. Hurrelmann, & H. Petermann (Eds.), *Jugendliche und Alltagsdrogen. Konsum und Perspektiven der Prävention* (pp. 24–44). Neuwied: Luchterhand.
- Kolte, B., Schmidt-Semisch, H., & Stöver, H. (2006). Cannabis: Zwischen Problem und Problematisierung. In *Was tun, wenn Cannabis zum Problem wird* (pp. 7–16).
- Konyen, K. (2020). Daniela Ludwig. *Süddeutsche Zeitung*. Retrieved August 11, 2021, from <https://www.sueddeutsche.de/politik/profil-daniela-ludwig-1.5034939>.
- Koppetsch, C. (Ed.) (2011). *Nachrichten aus den Innenwelten des Kapitalismus: Zur Transformation moderner Subjektivität*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Krekel, E. M., & Lex, T. (2011). *Neue Jugend, neue Ausbildung?: Beiträge aus der Jugend- und Bildungsforschung. Berichte zur beruflichen Bildung*. Bielefeld: Bertelsmann.
- Krieghofer, G. (2022). *Zitatforschung: Falschzitate*. Retrieved February 07, 2022, from <https://falschzitate.blogspot.com/2017/04/die-jugend-liebt-heutzutage-den-luxus.html>.
- Lantermann, E.-D. (2016). *Die radikalisierte Gesellschaft: Von der Logik des Fanatismus* (1. Auflage). München: Blessing.
- Laufen, K. (2021, October 14). Aussage Lauterbachs: Heroin als Streckmittel in Cannabis? *tagesschau.de*. Retrieved January 10, 2022, from <https://www.tagesschau.de/faktenfinder/lauterbach-cannabis-heroin-101.html>.
- Leimbach, A. (2021). *Armutsbericht der Bundesregierung: Kritik an neuer Messung*. Retrieved February 21, 2022, from <https://taz.de/Armutsbericht-der-Bundesregierung!/5766601/>.
- Leppin, A. (2000). Alkoholkonsum und Alkoholmissbrauch bei Jugendlichen: Entwicklungsprozess und Determinanten. In A. Leppin, K. Hurrelmann, & H. Petermann (Eds.), *Jugendliche und Alltagsdrogen. Konsum und Perspektiven der Prävention* (pp. 63–93). Neuwied: Luchterhand.

- Lettieri, D., & Welz, R. (Eds.) (1983). *Drogenabhängigkeit, Ursachen und Verlaufsformen: Ein Handbuch*. Weinheim, Basel: Beltz Verlag.
- Liebsch, K. (2012a). Lebensplanung und Zukunftsorientierung: Optionen auf das Erwachsenen-Leben. In K. Liebsch (Ed.), *Sozialwissenschaften 10-2012. Jugendsoziologie. Über Adoleszente, Teenager und neue Generationen* (pp. 209–220). München: Walter de Gruyter.
- Liebsch, K. (2012b). Risikolagen: Gewalt gegen sich selbst und gegen andere. In K. Liebsch (Ed.), *Sozialwissenschaften 10-2012. Jugendsoziologie. Über Adoleszente, Teenager und neue Generationen* (pp. 177–207). München: Oldenbourg.
- Litau, J. (2013). Alkohol, Rausch und Identitätsarbeit: Zur Funktion jugendkulturellen Rauschtrinkens. In S. Höbelbarth, J. M. Schneider, & H. Stöver (Eds.), *Kontrollierter Kontrollverlust. Jugend - Gender - Alkohol* (pp. 29–44). Frankfurt am Main: Fachhochschulverlag.
- Litau, J. (2011). *Risikoidentitäten: Alkohol, Rausch und Identität im Jugendalter*: Beltz Juventa.
- Lukoff, I. F. (1983). Sozialstruktur und Drogenkonsum. In D. Lettieri & R. Welz (Eds.), *Drogenabhängigkeit, Ursachen und Verlaufsformen: Ein Handbuch* (pp. 213–224). Weinheim, Basel: Beltz Verlag.
- Maté, G. (2018). *In the realm of hungry ghosts: Close encounters with addiction* (Revised edition). Toronto: Vintage Canada.
- Mayer, K. U. (2013). Lebenslaufforschung. In W. Voges (Ed.), *Biographie und Gesellschaft: Vol. 1. Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung* (pp. 51–74). Springer-Verlag.
- Merton, R. K. (1949). Social structure and anomie: revisions and extensions. In R. N. Anshen (Ed.), *The family: its function and destiny* (pp. 226–257). Harper.
- Monshouwer, K., Smit, F., Graaf, R. de, van Os, J., & Vollebergh, W. (2005). First cannabis use: does onset shift to younger ages? Findings from 1988 to 2003 from the Dutch National School Survey on Substance Use. *Addiction*, 100(7), 963–970.
- Mosetter, K., Probost, T., Simon, W. A., & Cavelius, A. (2013). *Zucker - der heimliche Killer: Wie wir krank und süchtig werden; wie wir uns schützen, ohne auf Süßes zu verzichten* (1. Aufl.). München: Gräfe und Unzer.
- Nachtwey, O. (2016). *Die Abstiegsgesellschaft: Über das Aufbegehren in der regressiven Moderne* (1. Aufl.). edition suhrkamp: Vol. 2682. Berlin: Suhrkamp.
- Neue Osnabrücker Zeitung (2021, November 10). Polizei entdeckt mehr illegale Cannabis-Plantagen in Deutschland. *Presseportal.de*. Retrieved January 17, 2022, from <https://www.presseportal.de/pm/58964/5068840>.
- ntv Nachrichten (2021). *Laut Bericht regulierter Verkauf: Ampel einigt sich auf Cannabis-Legalisierung*. Retrieved November 22, 2021, from https://www.n-tv.de/politik/Ampel-einigt-sich-auf-Cannabis-Legalisierung-article22940164.html?utm_medium=Social&utm_source=Facebook%20-%20Echobox=1637258871.
- Nutt, D. J., King, L. A., & Phillips, L. D. (2010). Drug harms in the UK: a multicriteria decision analysis. *The Lancet*, 376(9752), 1558–1565.
- Orth, B., & Merkel, C. (2019). *Der Cannabiskonsum Jugendlicher und junger Erwachsener in Deutschland. Ergebnisse des Alkoholsurveys 2018 und Trends*.

- Orth, B., & Merkel, C. (2020). *Die Drogenaffinität Jugendlicher in der Bundesrepublik Deutschland 2019. Rauchen, Alkoholkonsum und Konsum illegaler Drogen: aktuelle Verbreitung und Trends*. BZgA-Forschungsbericht. Köln: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA).
- Peele, S. (1983). *The science of experience: A direction for psychology*. D.C. Health and Company.
- Peele, S. (1985). *The Meaning of Addiction: Compulsive Experience and Its Interpretation*. Lexington Books/DC Heath and Com.
- Peele, S., & Brodsky, A. (1992). *The truth about addiction and recovery: The life process program for outgrowing destructive habits* (1. Aufl.). New York u.a.: Simon & Schuster.
- Peele, S., & Grant, M. (2013). *Alcohol and Pleasure: A Health Perspective. ICAP Series on Alcohol in Society*. Hoboken: Taylor and Francis.
- Pinquart, M., & Silbereisen, R. K. (2002). Gesundheitsverhalten im Kindes- und Jugendalter. *Bundesgesundheitsbildung - Gesundheitsforschung - Gesundheitsschutz (Bundesgesundheitsblatt - Gesundheitsforschung - Gesundheitsschutz)*, 45(11), 873–878, from <https://link.springer.com/article/10.1007/s00103-002-0492-2>.
- Presseportal (2021). *Offizielle News zu Cannabis 2021*. Retrieved November 11, 2021, from <https://www.presseportal.de/st/Cannabis>.
- Psyhyrembel Online (2021). *Psychotrope Substanzen*. Retrieved November 27, 2021, from <https://www.psyhyrembel.de/Psychotrope%20Substanzen/K0Q1R>.
- Ptatscheck, M. (2021). *Sucht & Selbstkonzepte: Biographische Studien zur Heroinabhängigkeit von Musikern in Los Angeles. Transdisziplinäre Popkulturstudien: Vol. 3*. Bielefeld: transcript-Verlag.
- Raithel, J. (2005). Substanzkonsum als lebensstilistische Inszenierung? In B. Dollinger (Ed.), *Studien zur qualitativen Drogenforschung und akzeptierenden Drogenarbeit: Vol. 41. Sucht als Prozess. Sozialwissenschaftliche Perspektiven für Forschung und Praxis*. Berlin: VWB Verl. für Wiss. und Bildung.
- Ravens-Sieberer, U., Kaman, A., Otto, C., Adedeji, A., Devine, J., Erhart, M., et al. (2020). Psychische Gesundheit und Lebensqualität von Kindern und Jugendlichen während der COVID-19-Pandemie – Ergebnisse der COPSYS-Studie.
- Reckwitz, A. (2018). *Die Gesellschaft der Singularitäten: Zum Strukturwandel der Moderne* (6. Auflage). Berlin: Suhrkamp.
- Reckwitz, A. (2021). *Das Ende der Illusionen: Politik, Ökonomie und Kultur in der Spätmoderne* (8. Auflage 2021). edition suhrkamp: Vol. 2735. Berlin: Suhrkamp.
- Reinhardt, H., & Rudolph, J. (1979). *Stationen einer Suchtkarriere*: Rotbuch Verlag.
- Rennert, M. (2012). *Co-Abhängigkeit: Was Sucht für die Familie bedeutet*. Freiburg: Lambertus Verlag.
- Reuter, T. (2019). Obdachlosigkeit: Bald könnte es 1,2 Millionen Menschen ohne Wohnung geben. *Die Zeit*, from <https://www.zeit.de/wirtschaft/2019-02/obdachlosigkeit-wohnungslose-sozialpolitik-zuwanderung-wohnungsnot-deutschland-faq#warum-gibt-es-keine-offizielle-statistik>.
- Robins, L. N., Davis, D. H., & Goodwin, D. W. (1974). Drug use by U.S. Army enlisted men in Vietnam: a follow-up on their return home. *American Journal of Epidemiology*, 99(4), 235–249.

- Rosa, H. (2016a). *Beschleunigung: Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne* (11. Auflage, Originalausgabe). Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft: Vol. 1760. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Rosa, H. (2016b). *Resonanz: Eine Soziologie der Weltbeziehung* (1. Aufl.). Berlin: Suhrkamp.
- Rosa, H. (2018). *Beschleunigung und Entfremdung: Entwurf einer kritischen Theorie spätmoderner Zeitlichkeit* (6. Auflage). Berlin: Suhrkamp.
- Salge, H. (2017). *Analytische Psychotherapie zwischen 18 und 25: Besonderheiten in der Behandlung von Spätadoleszenten* (2., vollst. überarb. Aufl. 2017). Psychotherapie. Berlin, Heidelberg: Springer Verlag.
- Sanin, D. (2011). Suchtprävention als (Selbst-)Disziplinierung: Auf der Suche nach den Subjekten. In K. Weber (Ed.), *Texte Kritische Psychologie. Sucht* (pp. 155–180). Hamburg: Argument Verlag.
- Schäfers, B., & Zapf, W. (Eds.) (2001). *Handwörterbuch zur Gesellschaft Deutschlands*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Scherbaum, N. (2017). *Das Drogentaschenbuch* (5., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage). Stuttgart, New York: Georg Thieme Verlag.
- Schill, W., & Teutloff, G. (Eds.) (2020). *Gesundheit und Schule. Cannabis: Materialien für die Suchtprävention in den Klassen 8-12* (1. Aufl.). Köln: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung.
- Schivelbusch, W. (1981). *Das Paradies, der Geschmack und die Vernunft: Eine Geschichte der Genußmittel* (2. Aufl.). München: Hanser.
- Schlimme, J., Rada, D., & Schneider, U. (2001). Cannabiskonsum und seine psychosozialen Wirkungen im Kulturvergleich. *Fortschritte der Neurologie Psychiatrie*, 69(8), 367–373, from <https://www.thieme-connect.com/products/ejournals/html/10.1055/s-2001-16510>.
- Schmidt-Semisch, H. (2010). Doing Addiction. In B. Paul & H. Schmidt-Semisch (Eds.), *Risiko Gesundheit. Über Risiken und Nebenwirkungen der Gesundheitsgesellschaft* (1st ed., pp. 143–162). Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.
- Schmiede, R. (2011). Macht Arbeit depressiv? Psychische Erkrankungen im flexiblen Kapitalismus. In C. Koppetsch (Ed.), *Nachrichten aus den Innenwelten des Kapitalismus. Zur Transformation moderner Subjektivität* (pp. 113–138). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Schmieder, A. (1992). *Sucht: Normalität der Abwehr*. Freiburg im Breisgau: Lambertus-Verlag.
- Schnabel, U. (2015). *Was kostet ein Lächeln: Von der Macht der Emotionen in unserer Gesellschaft*. München: Blessing.
- Schneider, R. (2012). *Die Suchtfibel: Wie Abhängigkeit entsteht und wie man sich daraus befreit. Informationen für Betroffene, Angehörige und Interessierte* (16. Aufl.). Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren.
- Schneider, W. (2002). Mythos Cannabis. *Suchtmagazin*, 3, 3–12.
- Schröder, M. (2018). *Warum es uns noch nie so gut ging und wir trotzdem ständig von Krisen reden*. Salzburg, München: Benevento.
- Schulze, G. (2000). *Die Erlebnisgesellschaft: Kultursoziologie der Gegenwart* (8. Aufl.). Campus Bibliothek. New York: Campus.

- Schupp, J., Goebel, J., Kroh, M., & Wagner, G. G. (2013). Zufriedenheit in Deutschland so hoch wie nie nach der Wiedervereinigung: Ostdeutsche signifikant unzufriedener als Westdeutsche. *DIW Wochenbericht*, 80(47), 34–43, from <http://hdl.handle.net/10419/88280>.
- Searl, J. R. (1997). *Die Konstruktion der gesellschaftlichen Wirklichkeit*. Hamburg: Rowohlt.
- Seitz, N. N., Böttcher, L., Atzendorf, J., Rauschert, C., & Kraus, L. (2019a). *Kurzbericht Epidemiologischer Suchtsurvey 2018 Tabellenband: Trends der Prävalenz des Konsums illegaler Drogen und Drogenmissbrauch und -abhängigkeit nach Geschlecht und Alter 1990-2018*.
- Seitz, N. N., John, L., Atzendorf, J., Rauschert, C., & Kraus, L. (2019b). *Kurzbericht Epidemiologischer Suchtsurvey 2018. Tabellenband: Konsum illegaler Drogen, multiple Drogenerschaffung und Hinweise auf Konsumabhängigkeit und-missbrauch nach Geschlecht und Alter im Jahr 2018*. München: IFT Institut für Therapieforchung.
- Sennett, R., & Richter, M. (2010). *Der flexible Mensch: Die Kultur des neuen Kapitalismus* (7. Aufl.). *BvT: Vol. 342*. Berlin: Berliner Taschenbuch-Verl.
- Settertobulte, W. (2010). Die Bedeutung von Alkohol und Rausch in der Lebensphase Jugend. In Y. Niekrenz & S. Ganguin (Eds.), *Jugend und Rausch: interdisziplinäre Zugänge zu jugendlichen Erfahrungswelten* (pp. 73–83). Beltz Juventa.
- Settertobulte, W. (2013). Rauschtrinken und Peerkontexte–Einfluss der Peergruppe auf das Alkoholkonsumverhalten im Jugendalter. In S. Höbelbarth, J. M. Schneider, & H. Stöver (Eds.), *Kontrollierter Kontrollverlust. Jugend - Gender - Alkohol* (pp. 72–82). Frankfurt am Main: Fachhochschulverlag.
- Settertobulte, W. (2005). Warum kiffen Jugendliche? *ajs-Informationen*. (04), from http://ajs-bw.de/media/files/ajs-info/ausgaben_altbis05/settertobulte_05.pdf.
- Siegel, S., Krank, M. D., & Hinson, R. E. (1988). Anticipation of Pharmacological and Non-pharmacological Events: Classical Conditioning and Addictive Behavior. In S. Peele (Ed.), *Visions of addiction. Major contemporary perspectives on addiction and alcoholism* (pp. 85–116). Lexington Books.
- Silbereisen, R. K., & Kastner, P. (1999). Jugend und Drogen. In R. Oerter (Ed.), *Lebensbewältigung im Jugendalter* (pp. 192–219). Weinheim.
- Silbereisen, R. K., & Reese, A. (2013). Substanzgebrauch: Illegale Drogen und Alkohol. In J. Raithel (Ed.), *Risikoverhaltensweisen Jugendlicher. Formen, Erklärungen und Prävention*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Standing, G. (2015). *Prekariat : Die neue explosive Klasse*. Münster: Unrast Verlag.
- Statistisches Bundesamt (2019). *Privathaushalte nach Haushaltsgröße im Zeitvergleich*. Retrieved October 04, 2021, from <https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Bevoelkerung/Haushalte-Familien/Tabellen/lrbev05.html;jsessionid=A346AD8930E0F7D21E9EFCD455C96905.live712>.
- Statistisches Bundesamt (2022). *Studienanfänger: Ergebnis - 21311-0010*. Retrieved January 14, 2022, from GENESIS-Online: <https://www-genesis.destatis.de/genesis/online?operation=ergebnistabelleDiagramm&option=diagramm&levelindex=2&levelid=1642167310593&downloadname=21311-0010#abreadcrumb>.
- Stöver, H. (2008). Sozialer Ausschluss, Drogenpolitik und Drogenarbeit – Bedingungen und Möglichkeiten akzeptanz- und integrationsorientierter Strategien. In *Sozialer Ausschluss und Soziale Arbeit* (pp. 335–353). VS Verlag für Sozialwissenschaften.

- Stöver, H. (2016). *Umdenken in Drogenpolitik und Drogenhilfe: mehr Menschen mit Substanzstörungen früher erreichen und besser versorgen* (Vol. 47).
- Stöver, H. (2019a). Drogengebrauch und Lebensbewältigung: Akzeptanz, Entstigmatisierung und Diversity-Management als Grundlagen für die Soziale Arbeit im Drogenhilfereich. In *Lebensbewältigung und Soziale Arbeit. Handbuch*. (pp. 436–446). Beltz Juventa.
- Stöver, H. (2019b). *Harm Reduction – Methoden, Programme und Praktiken. Ein Update Auf den Spuren neuer, bewährter und relevanter Methoden und Ansätze in der Suchthilfe*. 37. Jahrestagung der LWL-Koordinationsstelle Sucht. Münster.
- Stöver, H., & Plenert, M. (2013). *Entkriminalisierung und Regulierung: evidenzbasierte Modelle für einen alternativen Umgang mit Drogenhandel und-konsum*.
- Strieder, C. (2001). *Kontrollierter Gebrauch illegalisierter Drogen: Funktion und Bedeutung des Gebrauchs illegalisierter Drogen im gesellschaftlichen Kontext; eine qualitative kultur- und sozialisationstheoretische Analyse*: VWB Verlag für Wiss. und Bildung.
- Szasz, T. S. (1978). *Das Ritual der Drogen*. Wien: Europaverlag.
- Tagesspiegel (2011). *Generaldebatte im Bundestag: Merkel: „Deutschland geht es so gut wie nie zuvor“ - Politik - Tagesspiegel*. Retrieved November 22, 2021, from <https://www.tagesspiegel.de/politik/generaldebatte-im-bundestag-merkel-deutschland-geht-es-so-gut-wie-nie-zuvor/4584808.html>.
- Tagesspiegel (2016). *Merkel in Haushaltsdebatte: „Den Menschen in Deutschland ging es noch nie so gut“*. Retrieved November 22, 2021, from <https://www.tagesspiegel.de/politik/merkel-in-haushaltsdebatte-den-menschen-in-deutschland-ging-es-noch-nie-so-gut/14881374.html>.
- Tagesspiegel (2021). *Drogenbeauftragte der Bundesregierung: Marlene Mortlers Kampf gegen Cannabis - Politik - Tagesspiegel. Tagesspiegel*. Retrieved August 11, 2021, from <https://www.tagesspiegel.de/politik/drogenbeauftragte-der-bundesregierung-marlene-mortlers-kampf-gegen-cannabis/20719404.html>.
- Thomasius, R. (2018). *Stellungnahme des Einzelsachverständigen Prof. Dr. med. Rainer Thomasius zum Gesetzentwurf der Abgeordneten Dr. Kirsten Kappert*. Retrieved February 22, 2022, from <https://webcache.googleusercontent.com/search?q=cache:foOWgjrAZ-rIJ:https://kripoz.de/wp-content/uploads/2018/07/stellungnahme-cannabis-modellprojekte-thomasius.pdf+&cd=3&hl=de&ct=clnk&gl=de&client=firefox-b-d>.
- Ulrich, W., & Abplanapl, H. (2000). *Drogen: Grundlagen, Prävention und Therapie des Drogenmissbrauchs*: Berner Lehrmittel-und Medienverlag.
- United Nations publication (2021). *World Drug Report 2021: Drug market trends: Cannabis, Opioids* (No. 3).
- UNODC United Nations Office Drugs and Crime (2021). *UNODC World Drug Report 2021: pandemic effects ramp up drug risks, as youth underestimate cannabis dangers*. Retrieved February 22, 2022, from https://www.unodc.org/unodc/frontpage/2021/June/unodc-world-drug-report-2021_pandemic-effects-ramp-up-drug-risks--as-youth-underestimate-cannabis-dangers.html.
- Uslucan, H.-H., Fuhrer, U., & Mayer, S. (2005). *Erziehung in Zeiten der Verunsicherung: Elterliches Erziehungsverhalten und die Gewaltbelastung von Migrant*innenjugendlichen*.
- van Gennep, A., Schomburg, K., & Schomburg-Scherff, S. M. (2005). *Übergangsriten: (Les rites de passage)* (3., erw. Aufl.). Campus-Bibliothek. Frankfurt/Main: Campus-Verl.

- Voges, W. (2013). Sozialforschung auf der Grundlage einer Lebenslaufperspektive. In W. Voges (Ed.), *Biographie und Gesellschaft: Vol. 1. Methoden der Biographie- und Lebenslauf-forschung* (pp. 9–22). Springer-Verlag.
- Voswinkel, S. (2013). Anerkennung und Identität im Wandel der Arbeitswelt. In J. Held (Ed.), *Springer eBook Collection. Solidarität in der Krise. Gesellschaftliche, soziale und individuelle Voraussetzungen solidarischer Praxis* (pp. 211–235). Wiesbaden: Springer VS.
- Vu, V. (2022). *Die neue Nüchternheit*, from <https://www.zeit.de/gesellschaft/2022-02/alkohol-konsum-industrie-mindful-drinking-trend-kulturwandel>.
- Wagenknecht, S. (2018). *Reichtum ohne Gier: Wie wir uns vor dem Kapitalismus retten* (Aktualisierte Neuausgabe). Frankfurt, New York: Campus Verlag.
- Wagenknecht, S. (2021). *Die Selbstgerechten: Mein Gegenprogramm - für Gemeinsinn und Zusammenhalt*. Frankfurt, New York: Campus Verlag.
- Wagner, G. (2019). Neuroenhancement. Diffusionen zwischen Drogen und Medikament. In R. Feustel, H. Schmidt-Semisch, & U. Bröckling (Eds.), *Handbuch Drogen in sozial-und kulturwissenschaftlicher Perspektive* (pp. 341–352). Wiesbaden: Springer VS.
- Wahl, S. (2013). Vorglühen – Phänomenbeschreibung, assoziierte Risiken und zugrunde liegende Motive. In S. Höbelbarth, J. M. Schneider, & H. Stöver (Eds.), *Kontrollierter Kontrollverlust. Jugend - Gender - Alkohol* (pp. 16–29). Frankfurt am Main: Fachhochschulverlag.
- Walper, S., Reim, J., Schunke, A., Berngruber, A., & Alt, P. (2021). *Die Situation Jugendlicher in der Corona-Krise* (DJI-Kurzbericht).
- Walton, S. (2001). *Out of it: a cultural history of intoxication*. London: Penguin.
- Weber, L. (2017). *Kultursoziologe Prof. Dr. Andreas Reckwitz erhielt Bayerischen Buchpreis*. Retrieved February 21, 2022, from Europa-Universität Viadrina: <https://www.europa-uni.de/de/struktur/unileitung/pressestelle/viadrina-logbuch/archiv/2017/20171113-Reckwitz-Buchpreis/Beitrag/index.html>.
- Weber, M. (2011a). *Religion und Gesellschaft: Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie* (Genehmigte Lizenzausg). Eggolsheim: Dörfner.
- Weber, M. (2011b). *Wissenschaft als Beruf* (3. Aufl.). Berlin.
- Werse, B. (2020). Coronakrise: Welche Drogen sind systemrelevant? In akzept e.V. Bundesverband & Deutsche Aidshilfe (Eds.), *Alternativer Drogen- und Suchtbericht: Vol. 7. 7. Alternativer Drogen- und Suchtbericht 2020*. Lengerich: Pabst Science Publishers.
- Werse, B., & Kamphausen, G. (2021). Cannabis und Coronavirus SARS-CoV-2 – Eine Online-Kurzbefragung während der Kontaktbeschränkungen in der frühen Phase der Pandemie. *Suchttherapie*, 22(02), 101–106.
- WHO Expert Committee on Drug Dependence (2018). *Cannabis and cannabis resin* (No. 4). *Critical Review*, from World Health Organization: .
- Wieland, N. (1997). Drogenkultur, Drogensozialisation und Drogenpädagogik. *Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie*, 17(3), 270–286.
- World Population Review (2021). *Countries Where Weed Is Illegal 2021*. Retrieved November 11, 2021, from <https://worldpopulationreview.com/country-rankings/countries-where-weed-is-illegal>.
- Wurdak, M., Wolstein, J., Hilpert, L., Dirnberger, I., & Hauth, D. (2015). *Alkohol und Familie: T. I, Konsum der Eltern; T. II, Konsum der Kinder*.

Zinberg, N. E. (1984). *Drug, set, and setting: The basis for controlled intoxicant use* (1. print).
New Haven u.a.: Yale Univ. Press.